Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Sechsunddreißigster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1853.

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke.

Zur Philosophie und Geschichte.

Eilfter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1853.

Inhalt.

Nachlese historischer Schriften.

Nachlese historischer Schriften.

I.

Galerie großer und weiser Männer.

1.

Ueber Thomas Abbts Schriften.

1768.

Vorrede des Herausgebers.

Ueber Thomas Abbts Schriften: geschrieben schon 1768, eine der frühen Arbeiten des Verewigten. Man wird im Anfang etwas Wortreichthum, im ganzen Aufsatz keine Anekdote für die Neugier, aber das hehre Bild des edeln Jünglings finden, welchen wir nie vergessen sollten. Es war in ihm ganz ein eigener, origineller Anflug deutschen Geistes. Diese Schrift ist ein Muster der Analyse solch eines Mannes, der Kennern lieb seyn wird so lang der Kampf nach Verdienst unter uns besteht, und Tod für das Vaterland nicht von allen für schwärmerische Grille gehalten wird. Siehe zu deinen Schätzen, o Deutschland! laß nicht zu daß sie dir aus dem Herzen gerissen werden. Der Verfasser dieser Zeilen schreibt sie mit bewegtem Gemüth.

Cassel, 1809.

J. v. M.

Thomas Abbt.

Ich trete an das Grabmal eines Mannes den ich nicht von Person gekannt, mit welchem ich nie Briefe gewechselt; allein ich kenne die Schriften desselben und habe bei dem Nachsinnen über sie gewünscht: „möchte ich ihren Verfasser kennen!" ein Wunsch den ich gewiß nicht bei jeder Schrift thue.

Zwar hat derselbe keine schreiende Revolution in der Gelehrsamkeit erregt, keine Bibliothek von Folianten geschrieben, keinen Nachtritt von sieben gelehrten Akademien hinter seinem Namen. Allein was kann ich dafür daß ich in seinen zerstreueten Gedanken mehr finde als in den gewölbten Paragraphen, die in Procession systematisch dahertraben? was kann ich dafür daß mir in seinen unvollendeten Schriften die Gestalt eines großen Geistes erscheint, und daß ich mich von dem kühnen, weissagenden Blicke nicht entwöhnen kann, „von dem was ein Schriftsteller sagt, darauf zu schließen was er könnte sagen?"

Trauriger Gedanke „was er könnte sagen!" da ich jetzt dazu setzen muß: „und was er nicht mehr sagen wird!" denn er ist Deutschland entrissen. Abermal ein Exempel daß die Erstgeburt der Söhne Deutschlands, wie durch ein grausames Schicksal, dem Würgengel zur ersten Beute bestimmet zu seyn scheinet; daß Genie zu haben beinahe ein tödtliches Geschenk, oder eine Auszeichnung zum frühen Tode sey; denn wenn die Würdigen unseres Vaterlandes sich nie erkennen, so finden sie sich an den Pforten eines zu frühzeitigen Grabes.

Einer jeden Classe von Lesern werden hier andre Namen beifallen; ich nenne drei, die ich vorzüglich bedaure: Alex. Gottl. Baumgarten, Joh. Dav. Heilmann, Thomas Abbt; freilich drei Männer aus verschiedenen Feldern, von verschiedenen Talenten und Verdiensten, allein hier rücken sie leider in Einen Ge-

sichtspunkt. Da sie alle drei Schriftsteller meiner schönsten Stunden gewesen, alle drei in ihren wenigen Schriften gediegene Goldstücke statt leichter klingender Scheidemünzen dahin zählen; alle drei der Barbarei, der Dunkelheit und weiß Gott wessen mehr beschuldigt sind; so wollte ich zu ihren Häupten ein gemeinschaftliches Denkmal errichten, so gut ich könnte: ein Denkmal aus ihren eigenen Materialien.

Das Gemälde über Baumgartens und Heilmanns Schriften stelle ich nicht zur öffentlichen Schau aus: jenes, weil es dem Geiste seines Urbildes nicht entsprach, dieses, weil ich nicht gern die unverdiente Ehre haben möchte, in ein Ketzerlexikon verdammt zu werden, weil ich einen Ketzer zu loben mich unterfänge. Nur von Abbt wollte ich meine Stimme, so schwach sie auch wäre, nicht unterdrücken; ich sahe seinen Schatten vor mir, der mich an sein frühes Grab winkte; ich folgte ihm, überdachte was Deutschland an ihm verloren, und kam, so wie Hamlet von seiner Erscheinung, mit einem Denkwort zurück, seine Asche zu ehren.

Ich bin's nicht allein der sie ehret: ich sehe vor mir andere, jeder mit einem Opfer der Liebe und Achtung nach seiner Art, so daß ich mich bei dem Tode Abbts beinahe in die Morgendämmerung der alten Zeit zurückgezaubert und die Parentalie eines Todtenfestes vor mir zu sehen glaube. Ich will diese edeln Opfer zuerst nennen; und alsdann meine Armuth aufzeigen.

Der erhabene Fürst, der unsern Abbt kannte, besaß und zu schätzen wußte, hat gezeigt auf welche vorzügliche Art ein regierender Herr das Verdienst ehren könne. Er, der mit der Tapferkeit eines römischen Helden und mit der Sorgfalt eines deutschen Landesvaters die Gesinnung eines griechischen Weisen zu verbinden wußte, hat bei Abbts Tode jene güldene symbolische Zeit erneuert, da auch für das stille und betrachtende Verdienst Denkmale und Bildsäulen

und festliche Gebräuche bereit standen. Das Monument, [1] das er errichtet, spricht mehr als alle Denkmale von Papier erbauet.

Das beste Geschenk das ein merkwürdiger Mann noch nach seinem Tode der Welt mittheilet, ist, wenn er einen Freund findet der sein Leben aufzeichnet, harmonisch mit seiner Denkart und Thaten. Ihm ist dieß Leben alsdann Ehrengedächtniß; für die Geschichte eine Urkunde und zu seinen Denkwürdigkeiten, er habe sich denkwürdig gedacht, oder gehandelt, ein Commentar. Abbt hat einen Freund gefunden der uns sein Leben [2], sein Bild und seine Schriften zum Geschenk macht, und ihm ein Ehrengedächtniß aufrichtet, das beider würdig ist: dessen der es schrieb, und von dem es handelt.

Alle Parentationen in Zeitungen und Journalen übergehe ich; denn wenn Abbts Schriften sich nicht selbst Denkmal sind, so dürfte das Notabene in den meisten Büchern dieser Art mit ziemlich auslöschbarer Tinte geschrieben seyn; und so auch das **ora pro nobis!** das ein neuer Erasmus [3] ziemlich unerwartet und sonderbar an den Schatten unsers Schriftstellers ausstößt. Nur das Zeugniß muß ich nennen, mit welchem Abbts Lehrer [4] das uns angestorbene Fragment seiner Geschichte in die Welt einführt: es wirft nämlich einige Strahlen mehr auf die Denkart Abbts.

Vorzüglich aber preise ich die Platonische Schrift [5], in welcher das Andenken desselben gefeiert wird. So wie dort der weise Idiot Griechenlandes sich aus Athen an seinen Zauberort schlich, neben einer murmelnden Quelle unter dem Schatten eines Ahorns niedersank, an der Seite seines Lieblings sein Gesicht verhüllte und Geheimnisse der Schönheit sah, und sprach dithyrambische Worte, so sehe

[1] S. Abbts Sallust.

[2] S. Abbts Ehrengedächtniß von Friedrich Nicolai, Berlin 1767.

[3] S. **Klotzii acta literar. Vol. IV. P. 1. p. 120.**

[4] Millers Vorrede zu Abbts Fragment der Weltgeschichte

[5] Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele von Moses Mendelssohn, Berlin, 1767.

ich unsern Sokrates mit gesenktem Haupte über der Asche seines Freundes sitzen und über die großen Worte: Menschliche Bestimmung, Unsterblichkeit der Seele denken. Vorübergehender Wanderer! setze dich neben ihn und werde sein Phädon; denn wisse, dieser Ort ist heilig! Lies, als hörtest du noch aus dem Grabe die Stimme des philosophischen Zweiflers, und alsdann denke, wie wenn du seinen unsterblichen Schatten vor dir sähest. In welch großem Verstande hast du das Andenken dieses würdigen Todten gefeiert, wenn du von seinem Grabe weiser und tugendhafter zurückkehrest.

Aber von welchem Contrast wird mein Auge bestürmt, wenn ich auf einmal eine Präfica [1] gewahr werde, die in dem Leichenzuge mithinkt! Ja leider! da steht sie! buchstabiret dem Vater des Verstorbenen die Worte: Dein — einziger — Sohn ist todt! in den drei herzbrechenden Strophen voll würgender Donner vor; in drei andern bestürmen Blitz und Feuer und Geheul und Donner und Geräusch und Flammen unser Ohr, bis wir darauf die Lebensumstände des Todten Stück vor Stück in Strophen vertheilt in einer rasenden Sprache voll poetischen Unsinns altweiberisch hergezählet sehen. Unter uns wird diesen schreiendeu Thersites seine gute Absicht entschuldigen; aber unter den Griechen würde ihn die Strafe derer treffen die die Todten geschmähet.

Da ich also vor zugespitzten Lobreden Ekel, und die musikalische Sprache sanfter Elegien nicht in meiner Gewalt habe: — was bleibt mir übrig? — Eben das, wozu ich mich sogleich entschloß, ehe jemand von Abbt schrieb: nämlich mich an sein Grab zu schleichen und seine Schriften, wie in seiner Gegenwart und wie vor den Richtern der Todten, zu lesen. Leser! setze dich neben mich und lies mit mir, denn der Geist, der Abbts Körper überlebt, athmet in seinen Schriften; wisse ihre todten Worte zur Hülle zu nehmen, um

[1] S. Ode auf Abbts Tod an seinen Vater. Ulm 1767.

denselben zu erblicken, damit er in dich wirke und dich wie mit einem Hauche belebe. Das haben die Seelen, sagt Plato, mit dem Magneten gemein, daß sie einander ihre Kraft mittheilen und sich wie in einer fortgehenden Reihe von Wundern beseelen.

In der That, man achtet die Verlassenschaft eines vortrefflichen Schriftstellers oft zu wenig, wenn man die Schätze desselben mit seiner Urne einscharret. In der gelehrten Geschichte stellet man ein magres Skelett seiner Lebensumstände auf, und verschlingt die Titel seiner Schriften und die Anekdoten seines Lebens wie trockne und unverdauliche Schalen. Darüber vergißt man daß seine Schriften einen Abdruck seines Geistes enthalten, und die schätzbarste Reliquie sind, die wunderthätig seyn könnte, uns zu seinen Schülern und Nacheiferern zu machen. Man vergißt, an sie als eine Quelle zu eilen aus welcher man sich Stärke in die Nerven und Heiterkeit ins Auge trinken könne.

Wenn überdem solche Männer aus unvollendeten Planen gerissen werden, so wie jener wilde Römer den Archimedes niederstieß, alsdann sollte auf ihrem Grabe die himmlische Stimme schallen, die andere aufriefe, zu vollenden diese verlassenen Entwürfe, und da in die Laufbahn einzutreten wo sie dem andern abgekürzt wurde, um mit einemmal näher dem Ziele zu seyn. Ein Salböl sollte man aus ihren Schriften ziehen, das uns zu ihren Nachfolgern einweihete: so hat man von ihnen das große Erbtheil, daß ihr Geist auf uns ruhe. Denn das, glaube ich, ist die wahre Metempsychosis und Wanderung der Seele, von der die Alten in so angenehmen Bildern träumen, wenn uns ein Genius oder ein Sokratischer Dämon daran zu erinnern scheint daß der Geist dieses verstorbenen Weisen uns belebe; wenn uns, wie dort dem Agamemnon, ein Traum vom Jupiter in Gestalt des weisen Nestors erscheint; noch wachend seine Stimme in unserm Ohr tönet, und uns aufruft in ihre Fußstapfen zu treten; wenn alsdann unser Herz schlägt und

in unsern Adern ein Feuerfunken sprühet, wie sie zu seyn! Dieß glaube ich, ist das einzige Mittel dem Tode zu trotzen, wenn er die Blüthen eines Landes zuerst abschlägt, damit stets neue hervorkeimen und er doch endlich sagen müsse was der Tyrann Tiberius bei einem andern Fall sagte: siehe, der ist mir doch entronnen.

Wie glücklich wäre ich wenn zu diesen großen Zwecken meine Arbeit auch nur ein geringes beitrüge! Wie? wenn ich einen einzigen Leser auf den Pfad risse, den Abbt ging; ihm die Abwege zeigte, auf denen jener sich verirrte; ihm die Fußsteige anwiese, wo er die Schriften seines Vorgängers überholen könnte. Wenn ich einem andern die zerstückten Entwürfe darlegte, damit er sie ergänze, einen andern auf die Spur brächte sich Abbts Denkart zu eigen zu machen, und einen andern wenigstens vom Nachäffen rettete — eine einzige dieser Hoffnungen erleichtert, eine einzige Erfüllung derselben belohnt meine Arbeit.

Sollte ich es aber nicht vermögen den Geist dessen, über den ich schreibe, zu erwecken und in ihm eine lebendige Werkstätte aufzuschließen, so gieße ich doch wenigstens ein Opfer der Liebe an das Grab des Todten. Statt ihn zu loben, versuchte ich das Lobenswürdige zu zeigen was er geleistet, und ihm aus seinen Schriften eine Ehrensäule, ich weiß nicht ob in ikonischem oder Idealbilde aufzurichten. Entspricht sie nicht dem Geist des Abgebildeten: vorübergehender Künstler, reiße sie nicht nieder, sondern rücke sie als einen verstümmelten Torso zu den Füßen des Grabmals und errichte an seinem Haupt eine bessere. Um die unsichere Unsterblichkeit mögen sich die Werke meines Abbts selbst bemühen, oder nicht bemühen; meine Schrift soll unserer Zeit nützen. Für sie schreibe ich dieselbe, und widme sie den Freunden und Liebhabern meines Schriftstellers ungenannt und von ihnen entfernt.

Einleitung von der Kunst die Seele des andern nachzubilden.

Eine Menschenseele ist ein Individuum im Reiche der Geister: sie empfindet nach einzelner Bildung und denket nach der Stärke ihrer geistigen Organe. Durch die Erziehung haben diese eine gewisse eigene, entweder gute oder widrige Richtung bekommen, nach der Lage von Umständen die da bildeten, oder mißbildeten. So wird also unsere Denkart geformt zu einem ganzen Körper, in welchem die Naturkräfte gleichsam die specifische Masse sind, welche die Erziehung der Menschen gestaltet. Nach gewissen Jahren der Formung kann ein späteres Lernen selten, wie ich glaube, eine neue Schöpfung verursachen, selten Gestalt und Maße umändern, aber desto kenntlicher kann es durch vielfache Erscheinungen auf der Oberfläche wirken, Anstrich, Gewand und Miene und Anstand geben und nehmen und auszeichnen. Meine lange Allegorie ist gelungen, wenn sie es erreicht, den Geist eines Menschen, wie ein einzelnes Phänomenon, wie eine Seltenheit darzustellen, die würdig ist unser Auge zu beschäftigen; noch besser aber wäre es wenn ich durch sie, wie durch eine Zauberformel, auch unser Auge aufthun könnte, Geister, wie körperliche Erscheinungen zu sehen, zu betrachten.

Immer ist unsere Psychologie noch nicht weit über die Kindheit hinaus, wenn sie bloß nach dem Bekanntesten, das alle menschlichen Seelen gemein haben, ihren Weg durch Schlüsse und Errathungen fortsetzt; ohne auf die Besonderheiten einzelner Subjecte mit der Genauigkeit zu merken mit welcher der Naturforscher die Körper der Thiere zergliedert, um sich in die innere Werkstätte der Natur einzuschleichen. Ungeheuer, Mißgeburten, Seltenheiten sind ihm willkommen, unterrichtend und nützlich; und so sollten es dem Weltweisen alle außerordentlichen Geister seyn, die wie Kometen aufgehn und verschwinden. Wenn unsere systematischen Philosophen in der

Geisterlehre Linneus sind, die eigensinnig schichten und classificiren, so ist ein unsystematischer Kopf an ihre Seite zu stellen, der, wie Buffon, eigensinnig in ihre Classen falle und Individua zergliedere.

Hier muß ich aber sagen: welcher Mensch weiß was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen in ihm? Und auch dieser kennet sich nur, so wie wir unser Gesicht kennen, anschauend, aber nicht deutlich. Mit einem lebendigen, aber verworrenen Bewußtseyn unserer selbst gehen wir einher wie in einem Traume, von welchem uns nur bei Gelegenheit ein und ander Stück einfällt, abgerissen, mangelhaft, ohne Verbindung. Selbst geben wir oft nicht auf unsere Gedanken Acht; allein den Augenblick erkennen wir uns, wie in der Platonischen Erinnerung aus dem Reich der Geister, wenn ein anderer Gedanken vorzeiget die unserer Seele entwandt scheinen. Selbst können wir nicht vollständig darauf antworten wie die Gestalt unseres Antlitzes sey; wohl aber werden wir aus uns fahren, wenn uns ein Bild unserer selbst, ein zweites Ich aufstieße. So fand sich Sokrates getroffen, da der Gesichtsdeuter in seiner Seele las; er schüttelte aber den Kopf, da er sahe was Plato in ihm finden wollte. Ich übergehe den ganzen dunkeln Grund unserer Seele, in dessen unabsehbarer Tiefe unbekannte Kräfte, wie ungeborne Könige, schlafen; in welchem, wie in einem Erdreich, das mit Schnee und Eis bedeckt ist, der Keim modert zu einem Frühlinge paradiesischer Gedanken, in welchem, wie in dunkler Asche, der Funke zu großen Leidenschaften und Trieben glimmet. Wie erhebt sich hier auf einmal die Idee, in der ich mir das Bild der Gottheit gedenke: er, der die Morgensterne und die Geister mit Namen rufet; den Gedanken von Ferne kennet, ehe er geboren wird, nur er, der Schöpfer, kennet eine von ihm erschaffne Seele!

Wenn unsere Philosophen also diese Kenntniß einzelner Geister noch nicht so häufig versuchen, so hat ein anderer dazu mehr Ge-

legenheit und Pflicht: der Geschichtschreiber; und der hat mehr gethan als jener Maler der Seele, Parrhasius, und Aristides, der eine menschliche Seele in ihrer ganzen Denkart zu sehen, zu zeichnen, vorzustellen weiß. Man wird mir aber doch zutrauen daß ich hier etwas anders verstehe als was unsere witzigen Nachbarn Charaktere und Porträte nennen. Bilderchen, die fast nie die Wahrheit, sondern die Künstelei gezeichnet, die aus der Phantasie, nicht nach der Natur entworfen, und von einem kindischen Geist ausgemalet sind, der oft nur zum Zweck hat sich durch abwechselnde Schattenbilder an der Wand zu vergnügen, und durch rasende Contraste das Auge des Zuschauers zu bestürmen. Ich ärgere mich, wenn ich einen neuern deutschen Schriftsteller so kühn nennen höre, einen pragmatischen Geschichtschreiber unsers Jahrhunderts, bloß weil er seinem trocknen und kreuzlahmen Skelett ein paar solcher französischen Bilderchen ganz am unrechten Ort angeheftet. — —

Vorzüglich muß ein Biograph die Gestalt seines Helden ihm gleichsam vom Antlitz zu reißen wissen, wenn er dieses Namens werth seyn will. Und da, wie voraus gezeigt ist, wir uns selbst nicht einmal von innen kennen, und wir also, wenn wir auch alle wie Montagne wären, schwerlich vollkommene Biographen unser selbst werden könnten, so hat der Geschichtschreiber seinen Autor desto mehr von außen zu studiren, um die Seele desselben in Worten und Handlungen aufzuspähen. So zeichnet er das Bild der Sonne nicht aus ihrem strahlenden Antlitz, sondern nach ihrem Wiederschein im Wasser.

Es ist das große Unterscheidungszeichen, das die Biographen alter und neuer Zeit himmelweit von einander absondert: jene zeigen uns ihren Mann in Thaten und Handlungen, die bis auf die kleinsten Nüancen Verräther seiner Seele sind; die neuern malen uns selbst seinen Charakter, der oft ein Roman ihrer, öfter ein Roman ihres Autors ist. Ich weiß sehr wohl die Ursachen warum die

Alten eher als wir haben Biographen der Seele seyn können; allein schriebe ich ein Leben, so würde ich ihnen entweder nacheifern, und, statt selbst zu reden, Handlungen reden lassen; oder wenn ich ihnen ja nachbliebe, so würde ich getrost vor mein Werk hinschreiben: „einige Begebenheiten von dem Leben — so wie sie ich weiß," und der Charakter desselben, wie er der Gestalt und Schwäche meiner Augen vorkommt.

Was wird nicht zu einem Biographen erfordert, der das wahre Bild seines Autors weder verschönert, noch entstellt, noch unähnlich an seinen wahren Ort im Range der Geister stellen will? Wie Rousseau den Sohn seiner Phantasie, den wunderbaren Emil, vor der Geburt und im Ehebette kannte, so müßte er seinen Freund durch alle Scenen seines Lebens begleitet haben, und der Vertraute seiner Geheimnisse geworden seyn; und immer müßte er ihn doch fremde, wie ein müßiger Zuschauer, beobachten können, um jeden Augenblick mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Unparteiisch, wie ein Richter der Todten, müßte er urtheilen, und doch — gehört nicht fast ein kleiner Grad von verliebter Schwärmerei dazu, seinen Mann so sehr der Phantasie einzuprägen daß man sein Bild nachher wie aus dem Kopf entwerfen kann? Und soll dieß Bild aus dem Kopf entworfen werden, wie leicht können alsdann aus der Kammer des Herzens Säfte heraufwallen, um es zu tuschen und auszumalen? Es wird in unserem Geist gepräget, und siehe da, unser Gepräge drückt sich von unten ein, und trifft in die Züge des andern. Ich führe einige absolute Schwierigkeiten an; die hypothetischen wird ohnedem jeder fühlen der je auf den Gedanken auch nur gekommen ist ein Leben zu schreiben.

Ich hätte mit meiner langen schweren Vorrede vielleicht zu weit ausgeholt, wenn ich nicht eben den sonderbaren Weg einschlüge, um es desto deutlicher zu sagen wie viel ich liefern sollte, und wie wenig ich liefern kann.

Abbt hat sich selbst geschildert, aber nur als Schriftsteller; ich betrachte also nur eine Seite seines Geistes, das gelehrte Denken, ohne es zu unternehmen, sein menschlich Denken zu entwerfen. Ich weiß daß beide Seiten sich einander erklären, wie bei den Münzen Bild und Gegenbild; ich fühle auch so gut als jemand die mächtigen Züge der Aufrichtigkeit, Treue und Wahrheit, mit welchen Abbt aus seinem Geist und aus seinem Herzen schreibt, ich werde diese Züge auch sehr nutzen. Aber im ganzen bin ich nicht so sehr auf der Seite derer die in die Schriften, als in einen Spiegel des Herzens und der menschlichen Gesinnungen, sehen wollen; ich bescheide mich daß ich über einen Schriftsteller schreibe. — Und diese Bescheidenheit wird mich aus mancher Verlegenheit reißen. Ich werde Abbt freilich nicht in die erste Classe der Verdienstvollen setzen, weil er vom Verdienst geschrieben, denn er zeigt uns selbst die große Kluft die vom Gedanken bis zur That ist. Ich werde ihn freilich nicht unter die Helden setzen die den Tod fürs Vaterland starben, weil er den Tod fürs Vaterland angepriesen; denn sicherlich würde ein Held, der vor der Schlacht vom Tode fürs Vaterland schreibt, nicht wie Abbt geschrieben haben. Ich werde dafür aber auch entübriget seyn ihn einen Leichtsinnigen zu schelten, und zum Auto da Fe zu verdammen weil er dieses fliegende Blatt geschrieben; denn welch unermeßliches Feld dazwischen sey, fromm zu schreiben als Gelehrter, und fromm zu denken als Mensch, dieß Feld mögen die ausmessen die Abbt in die Hölle werfen weil er ein Auto da Fe, und sich in den Himmel setzen weil sie Predigten schreiben können.

Wo ich indessen nöthig habe Abbt als Mensch auftreten zu lassen, da werde ich auf seine Lebensbeschreibung einen Seitenblick werfen. Ich empfehle sie meinen Lesern als Einleitung und Grundlage zu meiner Schrift; denn so wie ich nicht ohne dieselbe hätte schreiben können, so kann ich auch nicht ohne dieselbe gelesen werden.

Ueberdem so verräth sich eben dadurch die Meisterhand eines Biographen, daß sie von Abbts Werken auf seinen Geist, und von seinem Geiste auf seine Werke schließt, eins aus dem andern erkläret, und Abbt den Menschen und Freund, neben Abbt den Schriftsteller zu stellen weiß. Indessen wiederhole ich's daß meine Blicke auf dieses Feld bloß Seitenblicke bleiben werden.

Ich schränke mich noch mehr ein, ich ziehe die Linien zu meinem Bilde bloß nach dem verjüngten Maßstabe seiner wenigen, unvollendeten Schriften. Freilich sind diese lebendige Abdrücke von dem Geiste ihres Verfassers, da er keine Larve um sich genommen; allein nie erschöpfen sie seine Gesichtszüge. Hat man seinen Autor als Freund gekannt, als Schüler lebendig gehört, so studirt man ihn in weniger Zeit tiefer als in dem todten Lesen seiner Schriften es je geschehen kann. Hier habe ich nur die Summarien seiner Denkart, dort das Capitel selbst; und man weiß wie gewaltig die stolpern die bloß aus Registern und Titeln gelehrt sind. Noch minder können die wenigen, unausgearbeiteten Schriften ein Maßstab seines Geistes seyn. Diese Ehre bleibt denen eigen die ihren Geist in ihre Bücher so einkerkern als jener Spanier den hinkenden Teufel in die Bouteille, oder Ariost den Verstand seines Helden in die Mondgläser einschloß, daß ihnen nichts übrig blieb. Diese haben alsdann das Vergnügen sich im doppelten Verstande selbst auszuschreiben, im doppelten Verstande sich selbst zu überleben und ihren ganzen Geist der Welt ohne Rückhalt und Hinterlist treuherzig zu vermachen. Abbt war nicht Professor genug um so für seine Schüler, und der Tod nicht langsam genug um so für seinen Biographen zu sorgen; seine Schriften sind ein kleines Fragment, eine kleine aber um so schätzbarere Reliquie seines Geistes. Und wenn ich nun Abbt aus diesen seinen Schriften eine Ehrensäule errichten will, wie kann ich sie anders nennen als einen verstümmelten Torso?

Aber bei diesen Einschränkungen insgesammt setze ich mich doch durch Versprechen sehr in Schulden. Ich soll zuerst die *eigene Manier* meines Schriftstellers zeigen, und die Originalstriche seiner Denkart bemerken, ein schweres, aber zugleich nützliches Geschäfte. Schwer sind die Augenblicke abzulauern da sich die Seele entkleidet und sich uns wie eine Schöne in bezaubernder Nacktheit darstellet, daß wir uns an die Denkart des andern anschmiegen, und wie durch einen Kuß Weisheit lernen. Einige Züge von der Art, wo man *unmittelbar* lernen kann, sind nützlicher als große Gelehrsamkeit, die wir aus dem todten Buchstaben fürs Gedächtniß lernen, und dabei in unserer eigenen Seele alt und grau werden. Daher hören wir so gerne Erfinder und Denker und Originalköpfe von der Methode reden in der sie denken; sollten sie uns auch nur Embryonen von Begriffen, und unausgebildete, halb entworfene Gedanken liefern. Daran liegt mir nicht was *Baco* ausgedacht hat, sondern wie er dachte. Ein Bild von der Art ist nicht todt, es bekommt Leben, es redet in meine Seele.

Daß die Arbeit, die ich nenne, nicht so leicht seyn müsse, sieht man auch aus der Seltenheit derer die sich ihr unterziehen. Einem großen Manne kleine Fehler abzulauern, uns höckerichte Auszüge seiner Gedanken zu geben, ihn wie durch ein Vorurtheil seines Namens zu preisen, freilich das sind leichtere und rühmlichere Verrichtungen, die aber nichts helfen, und öfters schaden. Was kann es einem Leser helfen daß er durch solch einen regelmäßigen oder krüppelhaften Auszug durchwischet? Der Geist des Autors ist weg aus diesem Gerippe! Was kann es helfen daß ich meinem Autor ein paar eigene Gedanken anflicke, und sie ihm wie Höcker aufbürde? Muß es nicht äußerst schaden das Auge eines Lehrlinges daran zu gewöhnen daß es zuerst Fehler sucht; sein Gefühl für die Schönheiten zu verhärten, und seine Seele damit zu verstümmeln daß er tadelt, statt nachzueifern? Muß es nicht schaden wenn wir, geleitet vom

Vorurtheil des Namens, alle Gedanken in guten Büchern für göttlich, und gute Gedanken in mittelmäßigen Büchern für schlecht halten? — Und siehe! dieß sind die Vortheile unserer Gelehrsamkeit aus Journalen! Wir laufen durch Auszüge hin, sehen viel und nichts ganz, und erwerben uns ein Compendium des Verstandes. Wir lesen Urtheile, die uns entweder irre führen, oder doch gemeiniglich leer lassen; sowie der Schein des Mondes leuchtet, aber nicht erwärmet. Wir lernen Fehler finden statt Schönheiten zu kosten, und erreichen es also gelehrt scheinen zu können, ohne selbst ein Sohn der Weisheit zu seyn. In der That, so wie in der bürgerlichen Welt der artige Umgang, sich von nichts unterhalten zu können, das wirkliche Commercium menschlicher Geister und Herzen merklich geschwächt hat, so geben sich unsere Kunstrichterseelen auch alle Mühe durch ihre Gelehrsamkeit und Scharfsinn die süßen Augenblicke uns zu rauben, da wir den Geist des andern sehen und uns nach ihm bilden.

Ich will's versuchen diese eigene Manier Abbts zu zeichnen, denn seine Eigenheit ist meistens Vorzug. „So, [1] wenn an den Ufern des Eurotas, oder auf den Anhöhen des Cynthus Diana ihre Chöre übt, rings um sie, von allen Seiten umgeben sie Tausende ihrer Oreaden; sie aber, den Köcher auf ihrer Schulter, fortschreitend, ragt hervor über alle Göttinnen, und geheime Freuden wallen in der Brust Latonens auf;" so werden wir Abbt, wenigstens in Gedanken, oft mit andern zusammenhalten, um seine Muse zu erkennen. Erlangen wir dieß, so wird das zweite seyn, zu bemerken wie er diese seine Art auf verschiedene Gegenstände anwendet, und sie nach einerlei Handgriff bearbeitet. Dieß gibt seiner Denkart Schranken und Umriß, jedem Leser aber einen Knäuel zu eigenen Betrachtungen in die Hände. Der Schriftsteller hat alles gethan wenn er diese Eigenheit nur mit verstohlnem Wink zeigt,

[1] Virg. Aeneid. L. I. v. 502.

und sie durch ein und das andere stille Wort zu erklären sucht; alsdann überläßt er den Leser sich selbst und dem lebendigen Anschauen, um diese Züge zu fühlen und bei sich aufzuklären. So gab sich Venus ihrem Sohne Aeneas durch einen Blick und einen Tritt zu erkennen; denn [1] „als sie ausgesprochen und sich wandte, schimmerten Strahlen an ihrem Rosenhalse herauf, göttliche Gerüche duftete ihr ambrosisches Haar, ihr Kleid rauschte zu den Füßen herunter, und in ihrem Gange erschien sie als Göttin." — —

Da zu dieser eignen Manier auch nothwendig Schwächen und Fehler gehören, so soll ich auch einen kritischen Commentar über Abbts Schriften entwerfen: „welche Fehler sich in das Ganze und in einzelne Theile weben? — wo Berge abzutragen und Klüfte auszufüllen sind? — wo Leuchtthürme errichtet werden können um ein ganzes Feld von Begriffen zu übersehen, und wo mehr in die Tiefe zu graben ist um Schätze zu finden? — wo hier Samenkörner liegen, die zu den größten Bäumen erzogen werden können, und dort dürre Bäume stehen, die zu grünen anfangen müssen wenn sich, nach jener Fabel von Mahomed, ein Prophet an dieselben lehnt? — wie hier eine unnöthige Geldsumme zu verschenken, dort mit einem Capital zu wuchern ist? — wie hier ein ausgestoßnes Kind des Geistes aufzunehmen, und dort ein Dürftiger mit Hülle und Fülle zu versorgen stehet?" — Ich rede durch Bilder, die wie ein übel zusammengeordnetes Gemisch vorkommen müssen; wenn ich aber offenbar spräche, so hätte ich über meine Obliegenheit mir selbst zu viel zu verantworten.

Am meisten ist's nöthig daß man von einem Autor abzieht was seiner Zeit oder der Vorwelt zugehört, und was er der Nachwelt übrig läßt. Er trägt die Fesseln seines Zeitalters, dem er sein Buch zum Geschenke darbeut; er steht in seinem Jahrhundert wie ein Baum in dem Erdreich, in das er sich gewurzelt, aus

[1] Virg. Aeneid. L. I. v. 406.

welchem er Säfte ziehet, mit welchem er seine Gliedmaßen der Entstehung decket. Je mehr er sich um seine Welt verdient machen will, desto mehr muß er sich nach ihr bequemen und in ihre Denkart dringen, um sie zu bilden. Ja da er selbst nach diesem Geschmacke geformt ist und sich die erste Form nie ganz zurückbilden läßt, so muß ein jeder großer Schriftsteller die Muttermale seiner Zeit an sich tragen. Du kunstrichterischer Thor! der du sie ihm rauben willst, du nimmst ihm Züge seiner Eigenheit, Stücke seiner Schönheit, Narben seiner Verdienste.

Aber bemerken kann und soll man sie, denn sie sind lehrreich, und der Commentator eines Autors ist für mich der größte, nicht der denselben nach seinem Jahrhundert umbildet, sondern ihn in allen Nüancen seiner Zeit erklärt und alsdann ergänzet. Er suche ihn nicht von seinen Schlacken zu reinigen; denn wenn in diesen Schlacken gleich nicht Gold bleiben sollte, so verliert der immer viel mit ihnen der sie zu brauchen weiß. Sondern er übernehme nur geduldig die chymische Operation, alles in seine Bestandtheile aufzulösen, damit wir die Entstehungsart sehen. Daran ist mir nicht so viel gelegen, daß jemand aus dem Geiste eines Autors wieder den Geist herauszuziehen weiß, und mit einer bedeutenden Miene zu mir tritt: siehe da! ich habe dir trinkbar Gold verschafft, denn mit diesem Geist und trinkbarem Golde ist gar zu viel Betrug vorgegangen. Aber der Erklärer ist mein Mann, der der Vorwelt und der Zeit, und der Nachwelt eines Autors ihre Gränzen ziehet: was ihm die erste geliefert, die zweite geholfen oder geschadet, die dritte nachgearbeitet. Eine Geschichte der Schriftsteller, die nach dieser Idee ausgeführt, welch ein Werk wäre sie! Die Grundlage zu einer Geschichte der Wissenschaften und des menschlichen Verstandes. Hätten wir auch nur einen einzigen Baco auf diese Art erkläret aus der alten Zeit, gerechtfertiget aus der seinigen, aus der unsrigen verbessert und ergänzt, so hätten wir ein großes Hülfsmittel, das uns

weiter brächte, und es könnte an ihm ein zweiter Baco entstehen, so wie Alexander an dem Grabe des Achilles, und Cäsar an der Bildsäule Alexanders. Wäre Aristoteles wohl je so schädlich geworden, hätte man auch nur einen einzigen solchen Blick auf ihn geworfen? Aber wenn die Muttermale eines Autors, die für seine Zeit sind, dieß Zeitalter überleben und unzeitig nachgeahmt werden, so steht der Bediente Alexanders vor mir, der den schiefen Hals seines Herrn nachmacht, der meinetwegen seinem Herrn gut stehen kann oder muß, ihm aber jämmerlich läßt. Auf diese Weise wird, was die Ehre eines Autors seyn kann, eine Schande für uns – und was uns nützen könnte, schadet.

Doch ein Ende mit meiner langen Einleitung! Ich fordere freilich viel von mir, daß wenn ich wenig leiste, mich andere entschuldigen, und meine Forderungen an andern Orten besser als ich ausführen mögen. Ich mache freilich viel Vorbereitung um den raschen Lesern, die ohne Vorbereitung, wie im Fluge, einen Autor durchstreichen, ihr Lesen etwas schwerer und nützlicher zu machen. Ich schreibe freilich eine etwas sonderbare Einleitung, damit ich einer Reihe von Beurtheilern, die ein akademisches Leichenlob erwarten, das Wort ersparen möge, das jener Krieger ausrief, da er an der Gerichtsstätte seinen Todtenapparat ansichtig wurde: **et ne hoc quidem ex disciplina!** Diesen darf ich sagen, daß ich nicht nach akademischen Regeln, sondern nach meiner Art habe schreiben wollen.

Abbts Bild im Torso.

Die Geburt Thomas Abbts [1] hat ohne Zweifel dazu beigetragen daß man ihn mit Recht einen Schriftsteller für die Menschheit, und einen Weltweisen des gemeinen Mannes nennen kann,

[1] S. Ehrengedächtniß. S. 5.

ein Titel der selten und in meinen Augen ehrwürdig ist. Solche Schriftsteller haben wir endlich genug, die, unter Büchern geboren und erzogen, unter Büchern leben, schreiben und sterben; Gelehrte, denen daher auch der Name Mensch, Bürger fremde ist. Die vom Apoll gezeugt, von einer Muse geboren, wie Scriblerus, in einer römischen Vase getauft, von Jugend auf dazu eingesegnet wurden, unter den Büchern, der Welt, des Volks, der Menschheit zu vergessen, den gesunden Verstand gegen Gelehrsamkeit zu vertauschen, und statt nutzbar dem Staat, mühsam zu seyn. Ich will nicht die alten Züge wiederholen mit welchen man den Wort-, Bücher-, Schul- und Stubengelehrten lächerlich zu machen pflegt; denn die Satire über diese Leute ist wegen ihrer Leichtigkeit so sehr zur Mode geworden daß wir beinahe lieber den Schulgelehrten selbst als seinen Stachelrichter hören wollen, da ehedem, was noch ärger ist, oft beide sich in Einer Person vereinigten. Allein um so viel lieber sey uns Ein Mann in Deutschland, der den Stand des Gelehrten unter die übrigen Stände des Lebens so trefflich einzuschieben weiß, daß man sieht, dieser Schriftsteller war erst Mensch ehe er Gelehrter wurde.

Und so einer ist Abbt, wo er's nur seyn kann. Er schildert den Krieg, [1] jeder Zug ist im Verhältniß auf die Menschheit; er zeichnet die politische Tugend, [2] jeder Zug ist im Gesichtspunkt des Bürgers der seine Pflichten fühlt; er denkt sich einen Einwurf gegen die Liebe zum Vaterland, [3] sogleich stellen sich alle die Folgen vor sein Auge, die der Einwurf auf das Ganze des Volks haben kann, und mit edler Begeisterung spricht er wider die so dasselbe aus tugendhaften Grundsätzen herauslachen wollen. Seine ganze Schrift vom Tode fürs Vaterland ist von einem Manne der als Mensch fühlte, als Bürger dachte, als Unterthan schrieb.

[1] Vom Tode fürs Vaterland. S. 8.
[2] S. 16. 17. [3] S. 27.

Am allermeisten seine Schrift vom Verdienst, wo die Stimme des Volks, die er so ehrwürdig zu machen weiß, [1] ihm, wo nicht immer Leitstimme ist, so doch nie aus seinem Ohr sich verliert. Ohne die Eitelkeit des Rousseau zu affectiren, der dem stolzen Namen eines Schriftstellers der Menschheit zu gut, den Philosophen, den Gelehrten, den Kenner von Schriften anderer Menschen nicht bloß verläugnen, sondern auch erniedrigen, anschwärzen, lächerlich machen will; ohne diese Eitelkeit zu affectiren, der er an mehr als Einem Ort [2] begegnet, spricht er mit Bescheidenheit aus vollem Herzen, der Natur gemäß als ein Lehrer der Menschen und des ehrwürdigsten Theils derselben, des Volks. Nicht Speculation ist bei ihm die erste Größe des Geistes, sondern erhabene thätige Sorge [3] für ein Volk; die meisten [4] Classen der Geistesstärke sind aus den Kammern des bürgerlichen Lebens, und die schönsten Beispiele des Wohlwollens [5] aus den Kammern des menschlichen Herzens gehoben. Und wenn er insonderheit das Verdienst ausmißt, nie verliert er das ganze Wohl und die ganze Natur des Menschen aus seinen Augen, oft reißt er sich gar unter das Volk hin (o warum hat man dieß edle Wort entadelt), und jetzt spricht er wie in seinem Kreise. Höre ihn von der geduldigen Seele, [6] von der Herzhaftigkeit gegen Vorurtheile, [7] von der Bildung zum guten Herzen, [8] und der Stärke desselben bei Kindern, [9] von der Erziehung zur Weichherzigkeit, [10] von der wahren Menschenliebe [11] nach ihren Graden, vom Maß des Verdienstes, [12] insonderheit des brauchbaren Mannes; [13] und dann die vortreffliche Schätzung der Erbauungsschriften; [14] der Leibes- [15] und Seelensorge, [16] der Nutzbarkeit des Privatlebens, [17] des redlichen Bürgers [18] und der verdienstvollsten

[1] Vom Verdienst S. 8. [2] S. 389. [3] S. 28. u. s. w. [4] S. 58. u. s. w. [5] S. 151. ꝛc. [6] S. 92—98. [7] S. 111—133. [8] S. 151. [9] S. 180—190. [10] S. 200—210. [11] S. 212—254. [12] S. 257. [13] S. 277—291. [14] S. 345—354. [15] S. 356. [16] S. 373—380. [17] S. 381. [18] S. 403.

Matrone [1] reden; er wäscht alle diese großen Situationen nicht mit seinen Worten aus, wie die meisten Büchergelehrten, wenn sie über solche Gegenstände sprechen; er declamirt nicht wie von der Bühne, demonstrirt nicht wie vom Katheder, predigt nicht wie von der Kanzel; er spricht als einer der in diese Welt gehöret, sie für sein Loos erkennet, und von ihr den Kranz der Belohnung erwartet. [2] Spräche noch jetzt in Delphi Apollo, er würde unserm Schriftsteller den Preis der Weisheit zuerkennen, weil er seine Philosophie auf die Erde rufet, für die Menschheit schreibet, und sich der Seinen nicht schämet.

Mit welchem Feuer preiset er in den Briefen, die neueste Literatur betreffend, die Weltweisheit für den Bürger an, und nimmt die Schriften der Schweizer in dieser Art, eben ihres Inhalts wegen, mit so viel Aufmerksamkeit auf. Ja, wie demüthig und entschlossen schreibt er in seiner Vorrede zum Verdienst: „daß er in dieser Schrift nichts gesucht habe, und wenn er noch anders von dieser Art jemals schriebe, nichts suchen werde als gesunden guten Verstand seinen Lesern vorzulegen. Seiner Meinung nach ist's das brauchbarste an der Philosophie, sie zur Berichtigung der Urtheile über Sachen im gemeinen Leben anzuwenden, und ihr dadurch das Ansehen des natürlichen Menschenverstandes zu geben." Habe ich also Unrecht, wenn ich diesen Zug als den Hauptstrich in seinem Charakter angegeben? Und wie schätzbar sind solche Schriften, da wir Deutsche noch in der Philosophie des Volks wenig gegen unsere Nachbarn aufzuzeigen haben; wenn doch eben unser Abbt den schlichten guten Verstand (plain good sense) für den Nationalcharakter der Deutschen hält von der Seite des Kopfs. Einem einzigen Buch vom Verdienst wollen wir eine Hekatombe von philosophischen Schulcompendien aufopfern, und einen Schriftsteller dieser Gattung, die im edelsten und heiligsten

[1] S. 407. 408. [2] Siehe Vorrede S. 7.

Verstande das **Studium humanitatis** genannt werden kann, wenn er aufblickt, mehr ehren als drei neue Pindars und hundert neue Anakreons. Schade daß auch die historischen Werke Abbts beim Anfange abgebrochen wurden, denn auch dieß Feld durchläuft bei ihm die nämliche Ader. Das erste wo wir in seinem Fragmente vor der Sündfluth Abbt finden, ist ein Gemälde der Menschheit; und wenn seine Geschichte kein Verdienst hat, so ist's daß er die belacht die bei ihren Fragen und Untersuchungen vergessen haben müssen daß sie Menschen von gestern sind. Ich habe als eine vermuthliche Ursache zu diesem Charakter Abbts auch seine erste Erziehung in einer mittlern, bürgerlichen Lebensart angegeben, und hoffe, jeden auf meiner Seite zu haben der bei sich nachfrägt, wie mächtig die ersten Eindrücke des Lebens in uns wirken, und daß wenn die reifern Jahre uns freilich Materialien zum Denken verschaffen, die erste Jugend gleichsam die Form bilde in welche sich unsere Begriffe gießen, nach welcher sie sich modeln. Stärke und Schwäche unserer Augen ist eine Gabe der Natur; aber zu welchen Aussichten, zu welcher Nähe, zu welchem Sehwinkel wir uns gewöhnen, von welcher Seite, und sogar oft in welcher Farbe wir die Gegenstände erblicken wollen, dieß kommt auf die frühe Bildung an. Und da muß doch wohl, denke ich, der, so in einem mittleren Stande, unter geschäftigen Bürgern geboren ist, der die ersten Eindrücke in dieser Welt von Menschen bekommen, sie zu sehen, zu kennen und lieben zu lernen Gelegenheit gehabt; dieser muß doch eher das Geburtsrecht haben ein Philosoph des gemeinen Mannes zu seyn, als der am Hofe oder unter Büchern das Licht einer ganz andern Welt erblickte. — Will indessen jemand diesen letzten Umstand als Beitrag zur Denkart Abbts nicht annehmen, oder ihn gar unter Huarts oder Helvetius Träume setzen — meinetwegen! Ich werde es ihm nicht durch Instanzen zu erweisen suchen daß unsere bloß gelehrte Erziehung den guten gesunden

Verstand über Dinge des gemeinen Lebens eher unterdrücke als wecke, eher die Eindrücke menschlicher Obliegenheit schwäche als stärke, die Gesichtspunkte bürgerlicher Beziehungen öfter entferne als heranrücke. Ich werde nicht weitläuftig untersuchen warum wir so wenig Schriftsteller für Menschen, sondern meistens Schriftsteller für Schriftsteller, Gelehrte für Gelehrte haben; warum nach der Lebensart der Griechen der gute gesunde Verstand über Dinge des Lebens ein Erbstück ihres καλουκἀγαθοῦ seyn mußte, wie dieß den ganzen Zuschnitt ihrer Literatur vor der unsrigen vortrefflich ausnimmt; wie viel die Wissenschaft àn Fruchtbarkeit, Nutzen, Sicherheit und Faßlichkeit verloren, da man sie von der Sphäre des gemeinen Lebens und der Menschheit abgetrennt — alles dieß will ich nicht untersuchen, sondern preise Abbt kurz und gut: als einen Weisen der Menschheit, als einen Lehrer des Volks, und wünsche ihm viel Nachfolger.

Zweitens. Der erste gelehrte Anstrich seines Geistes war, nach der Methode der öffentlichen Unterweisungen, das Studium der Alten; und diese Farbe erhielt sich bis an das Ende seines jungen Lebens. Die Alten las er als Schüler, und — verstand sie; als Lehrling auf Akademien, und bildete sich; als Lehrer, und wandte sie auf kritische Arbeiten an; am Hofe, und übersetzte. Sallust und Tacitus waren seine Lieblingsschriftsteller, und von ihrem Erklärer Gordon bekam er, wie eine angenehme Anekdote [1] saget, den Geschmack an Lesung der Alten; wie viel Einfluß dieß Studium in seine Denkart gehabt, ist augenscheinlich. Ich sage in seine Denkart; denn die Classe seiner Schriften die über das Studium der Alten geschrieben sind, wird unter einer eignen Abtheilung stehen. Hier führe ich also bloß an, aus Tacitus und Sallust fuhr in ihn der Geist der Geschichte, und die Neigung nach ihnen einen Styl zu bilden.

[1] Siehe Nicolai Ehrengedächtniß S. 8.

Ueberall in Abbts Werken schwebet und reget sich ein historischer Geist, der jeden seiner philosophischen Gedanken und Situationen aus der Geschichte zu beleben sucht, über sie philosophirt und aus ihr beweiset. Wie unerwartet ist dieß bei einem Genie, dessen Einbildungskraft fruchtbar genug war Kinder zu gebären, und dessen Kenntniß der Menschen ihm Charaktere und erdichtete Beispiele in Menge hätte aufbieten können. Alsdann wäre unser Abbt vielleicht ein deutscher Toussaint geworden, in dessen Sittenschule so viel artige Puppen auftreten als in der Sittenschule Aesopus Thiere, und in der Sittenschule Homers Götter und Helden. Aber Dank sey dem Freunde, der ihm fast auf jeder Seite seines Manuscripts an den Rand schrieb: [1] „weg mit den Zieraten von eigner Erfindung, Geschichte dafür!“ Denn eben durch diesen pragmatischen Gebrauch der Historie bekommt Abbts Denkart Festigkeit, die ihr sonst mangeln würde: Mannichfaltigkeit der Auftritte bei jeder neuen Blattseite, und eine eigne Manier, die ich manchem deutschen Schriftsteller wünsche. Millers Abhandlung von einem ausgebreitetern Gebrauch der Geschichtskunde steht also vor Abbts Fragment recht an ihrer Stelle; ich empfehle sie zu lesen, und wünsche ihr viele Anwendung, damit uns die Muse der Geschichte bald eine Colonie von Männern schicke die dieß große Feld bearbeiten, daß wir auf ihm Blumen und Früchte, in ihm Schätze und Kleinode finden; daß sie uns Schriften gäbe, die wie Abbts Schriften im Garten der Geschichte gewachsen, und mit dem Golde aus ihren Tiefen bereichert sind.

Wenn ich gesagt habe, daß Tacitus und Sallust unserm Abbt den Geist der Geschichte eingehaucht, so meine ich ja nicht daß seine Welthistorie eine Sallustianische, und noch minder eine Geschichte des Tacitus zu nennen sey; ich schreibe es ihnen bloß zu daß sie Abbt Geschmack an der Historie und jenen Reflexionsgeist

[1] Siehe Millers Vorrede zu Abbts Fragment.

eingeflößet, der sich in allen seinen Schriften äußert; denn wie Sallust und Tacitus über Begebenheiten und Personen philosophiren um sie zu beschreiben und zu erklären, so philosophirt er über Wahrheiten und Erfahrungen, um sie zu erläutern und zu beweisen. Er wollte aber vom Tacitus und Sallust noch mehr lernen, wie sie zu schreiben; er verglich das Genie der deutschen und lateinischen Sprache, und wollte aus dieser in jene die machtvolle Kürze bringen, die wir bei den meisten Deutschen vermissen und bei den Römern bewundern. Wiefern er das Genie beider Sprachen recht gegen einander abgewogen, wiefern er den Sallust in die unsere glücklich oder unglücklich verpflanzet, werden wir unten sehen. Hier bemerke ich überhaupt daß die natürliche Denkart des Tacitus sich mit der Wendung die Abbts Genie nahm, etwas zu stoßen scheint; daß jene ernsthafter und langsamer, diese muntrer und flüchtiger gewesen; daß in jener ganz und gar der reife tiefe Verstand, in dieser oft rasche Einbildungskraft und glänzender Witz herrsche; daß jene betrachtung- und spruchreicher, diese bildervoller spreche. Was also auch unsere Kunstrichter an Abbts Styl aussetzen mögen, es betrifft mehr die Bildercomposition als Kürze und Nachdruck; mehr die Verwirrung als Häufung der Ideen; mehr den mißlungenen als den zu gewagten Ausdruck; — und als ein Nachahmer der Kürze des Tacitus ist mir Abbt immer untadelhaft.

Man lese doch unsere matten und wässerigen Schriftsteller, die jeden Gedanken in einer Sündfluth von Worten ersäufen, jedes erhaschte Bild bis zum Ekel zerren und auskramen; alsdann kehre man zu Abbts Style zurück, zum Styl einiger wenigen deutschen Schriftsteller: — wo findet man mehr die deutsche Stärke und Nachdruck?

Was helfen uns doch unsere verketteten Predigtperioden? Unser schleppender Paragraphenstyl? Die hüft- und marklose Sprache der Wochenblätter? Der aufgeblähete Vortrag unserer Schulübersetzungen

und Schulredner? Der langsame Trab unserer Geschichtschreiber? Der artige Anstand unserer schönen Geister? Die ganze Zunft unserer, Gott sey Dank! deutlichen, ausführlichen und verständlichen Alltagsschriftsteller, die unsere Aufmerksamkeit schonen, unseren Verstand nicht überhäufen, unsere Einbildungskraft in Ruh und Friede selig schlummern, und unsere Wissenschaft, Belesenheit und Scharfsinn aus freundschaftlicher Liebe nicht demüthigen wollen. Solange wir nur einen Lessing für die kurzen Sprachgaukeleien der komischen Bühne, und einen Weiße (wenn er ohne Reime schreibt) für den Ausdruck des Cothurns haben; solange nur ein Gleim durch Umbildungen fremder Trauerspiele die Sprache versucht, die wie Kalliopens Tuba dienet; solange uns in Prose wenige Schriftsteller zum Rückhalt sind, auf die wir trotzen könnten: „siehe, dieser sagte nie zu viel!" so lange wollen wir uns freuen, wenn ein nachdrücklicher wortarmer Spartaner erscheint, ihm als Deutsche die Hände reichen und sagen: „kurz und gut, wir sind Brüder!"

Wer hiezu nicht Lust hat: wohl! dem geben wir Meiers Commentarien über den barbarischen, dunklen, lakonischen Baumgarten in die Hand, hier kann er sich satt lesen. Wer noch weiter geht und Abbt feierlich tadelt, der soll verdammt werden alle Wochenblätter nach der Reihe hin zu lesen die in Halle erschienen sind und erscheinen werden. Läßt es sich gar jemand einfallen Tacitus selbst zu tadeln (so wie es der Herr Conrector Johann Samuel Müller bewiesen hat, daß er vortrefflich, Tacitus aber schlecht schreibe), so weiß ich keine härtere Strafe als daß er diese gepriesene Hamburgische Uebersetzung, die dem Tacitus völlig treu bleibt, weil sie ihn durchaus verbessert, langsam und deutlich, Wort für Wort, mit Vorrede und Noten lese, ungefähr wie Mahomed nach einer Sura seines Korans denselben gelesen haben will. — Meinetwegen sey Abbts Kürze Fehler oder Barbarei; ich für meine Person wende mich zurück, und falte die Hände: „Heiliger Tacitus! gib

uns mehrere Abbts!" oder mindstens: „strafe uns doch nicht mehr mit Uebersetzern, die deine rauhe Kürze glätten!" — O warum kann ich Abbt, dem Schüler Tacitus, kein solches Denkmal aufrichten, als dieser dem Agricola setzte! — Denn siehe da! Agricola lebet!

Ich habe schon gesagt, warum Abbt vielleicht wegen seiner innern Denkart kein vollkommener Tacitus hat werden können, der, so wie ich ihn kenne, nicht bilder-, sondern spruchreich ist; jetzt eine äußere Ursache, warum er's vielleicht nicht hat werden wollen. Und nun bin ich bei dem dritten Zuge: Abbt kannte, liebte und las die französischen und englischen Schriftsteller. Vielleicht war der französische Witz seiner Munterkeit angemessener als der stille schwere Gang des Römers, und so machte er sich auf der einen Seite die schönen Sprünge und Wendungen eigen die wir so häufig in seinen Schriften finden; auf der andern reizte das oft überladne Colorit der Engländer, und ihre launischen Ausdrücke seine an Bildern reiche Einbildungskraft, seine zum Eignen des Ausdrucks geneigte Feder; und nun ward aus diesen Ingredienzen Abbts Styl: kurz und spruchreich wie der Römer, munter und blendend wie ein Voltaire, colorirt und launisch wie ein Britte. Allerdings ein seltenes Gemisch; aber laßt uns zu dieser schönen Seltenheit näher hinan!

Spuren des französischen Geistes lassen sich in Abbts Schriften nicht verkennen, und ein Montesquieu, Rousseau und Helvetius, ja auch in den Wendungen einiger Beispiele, Thomas, haben vielleicht an seinem Buch vom Verdienst sofern einigen Antheil, daß sie ihn auf eine Reihe freilich eigner Gedanken geleitet und den Ton seiner Denkart hie und da gestimmet. Von Helvetius nahm er die Idee dazu, wie uns sein Freund und Biograph erzählet; [1] allein er hat seinen Nebenarbeiter weit hinter sich, das Verdienst

[1] Nicolai Ehrengedächtniß S. 16.

in seiner Schrift ist auf allen Seiten mehr werth als der dampfende und sprudelnde Esprit im andern. [1] Auf einigen Spuren seiner Menschenphilosophie ist augenscheinlich Rousseau sein Führer, mit welchem er auch hie und da eine Situation so lebendig auszumalen weiß daß er uns hinreißt. Montesquieu hat ihn auf einige politische Ideen geleitet, und vielleicht seinem Buche etwas von der zerstückten französischen Methode gegeben, wider die er sonst selbst eifert. Da er nun außerdem Voltairen für das Muster der Schreibart mittlerer Geschichtbücher hielt, so werden wir daher, und wo wir's am wenigsten wünschen, in der Geschichte den muntern Ton finden der uns hie und da kitzelt, um nur zu lachen. [2] Abbt war zu groß um in dem Tode fürs Vaterland, wie in einer Parentation zu declamiren; zu groß um in seinem Verdienst ein Helvetius; zu groß um in seiner Geschichte ein Voltaire zu werden; Tacitus mindstens wäre keines von dreien geworden.

Vielleicht haben zu dieser Munterkeit auch die Literaturbriefe beigetragen, deren Ton er sich bequemen wollte, und so bequemet hat daß seine Schreibart in ihnen die originalste ist. Unerwartete Wendungen, angenehme Krümmen im Styl, rasche Einfälle, launischer Spott, muntere Sprünge unterscheiden ihn von außen, so wie von innen Reichthum an Planen, und in Vorschlägen ein Blick der immer auf das Ganze fällt, von einer Seite zur andern fliegt, und wo nicht durchdringt, so doch die ganze Oberfläche ins Auge nimmt. Der Verfasser der Fragmente über die neuere Literatur hat es daher so oft mit Abbt zu thun, ohne noch in die eignen Ländereien desselben gekommen zu seyn, denn die meisten Betrachtungen

[1] Doch ist dieser Esprit eines der Bücher, welche mit offnem Sinn und ganz vorzüglicher Menschenkenntniß geschrieben sind. M.

[2] Das ist aber nicht der wahre Geist der Geschichte; dem gebührt τὸ σεμνὸν und etwas von τοῦ θείου (Ernst und ein über die Welt hinaussehendes Gefühl), Voltaire nach Thucydides zu lesen war mir schon in der Jugend unmöglich. M.

und kleinen Abhandlungen in ihnen gehören Abbt zu. Und wer die Briefe ihrer äußern Einkleidung wegen lieset, wird sich die meisten mit B. unterschrieben auszeichnen. Nach ihrem Ableben haben die Literaturbriefe einen neuen Werth erhalten, ungefähr wie eine verstorbene Gattin durch eine Nachfolgerin, die sie nachahmen will und nicht kann: ich meine durch die Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur, in denen hier brittischer Spleen und Humour zusammen herrscht, dort ein Capriccio hervorguckt, mit französischen Modeausdrücken um sich wirft, und auf einmal wieder dasteht, in den deutschen Harnisch eingeschmiedet. Möchten diese Briefe, die brittisch denken, doch auch brittisch schreiben, und andern die leichten Einkleidungen überlassen die auf ihrem Körper wie preßhafte Ordenskleider scheinen. Ihr Genius in den Todtengräbern mit Klopstocks Lyra gefällt nicht so, als selbst Bodmers Erdmännchen, oder die ἐρωτοπαίγνια des Alciphron, die die Literaturbriefe aus einem Herculanum retten. Ihr Bibliothekar am Fischteiche tritt hier gar nicht auf; laß ihn, wie der Barbier Niclas im Don Quixote, unter Büchern wühlen.

Ich finde mich zu Abbt zurück, um ein paar Worte über seine Bildercomposition und Laune im Ausdruck zu sagen; beide hat er von den Britten, nur freilich sich zu eigen gemacht. Wenn jene, insonderheit ihre Poeten, die Fülle im Colorit bis zum Ueberladnen treiben, daß sie gegen die griechische Einfalt abstechen wie ein gemalter Heiliger in der griechischen Kirche gegen ein Gemälde von Raphael, so überließ es Abbt freilich den Schilderern, die monatweise bezahlt werden, sie so zu copiren wie sie sind, oder gar ihre schweren Draperien so zu zerren daß man rufen muß in der Hälfte des Bildes: ohe jam satis! Allein eben weil er in jeden Zug neue Bedeutung legen will, aus jeder Farbe eine neue ganze Figur macht, so wird freilich nicht das Colorit eines Bildes klumpenmäßig, aber die Bilder sind zu gedrängt, zu fremde zusammengesetzt, um ein

Ganzes zu bilden. Sie verwirren sich, stoßen gegen einander, und zerstreuen.

So ganz Unrecht haben freilich die Kunstrichter nicht, die dieß tadeln; aber so ganz Recht können sie sich auch nicht schaffen. Freilich ist die Einfalt der Alten der erste Vorzug ihres Styls, daß sie nicht in Bildern reden, sondern Bilder geben; jedes so weit ausführen als sie es brauchen, und wenn sie bei diesem Bilde sind, ganz in demselben zu seyn wissen. Schriebe ich also über die Schreibart der Alten, so würde ich diesen Vorzug gewiß weit führen, und zu Betrachtungen nutzen, da Geddes kaum darauf gekommen ist. — Aber lasset uns einen Augenblick vergessen daß diese Einfalt Vorzug ist; laß sie bloß Unterscheidungszeichen seyn, um beide Stücke richtiger gegen einander zu setzen. Wohl! so nenne ich jenes den griechischen Styl des ganzen einfältigen Ausdrucks; diesen, den Styl der Verkürzungen. Jener hat mehr Vorzüge; diesem aber fehlt es daran auch nicht ganz; nur müssen beide nicht nach Einem Gesetze beurtheilt werden. Dieser sagt uns mit wenigem mehr, jener zeigt uns sein Eines stärker; dieser setzt mehr neben einander, jener etwas ganzeres in einander; jener ist der griechischen Zeit treu, dieser, darf ich sagen, paßt mehr auf die unsere. In unserer Zeit ist's schwer ohne solche Verkürzungen zu reden, und nicht zu ermüden; denn selbst einige Griechen würden ermüden wenn wir sie nicht als Griechen läsen. Es ist schwer, die klare einfältige Weisheit der Griechen jeden Perioden bilden lassen, ohne ihn nicht oft den Händen der Kunst anvertrauen zu müssen; denn wer will alles selbst sagen, ohne etwas vorauszusetzen und hinzudenken zu lassen? Nur wenigen glückt's im Dentschen dieser griechischen Grazie so zu opfern daß sie alles was sie sagen ganz sagen. Ohne Zweifel werden einige Leser darüber den Kopf schütteln, allein nicht jeder der dieß nicht ist, ist darum nichts.

Wenn Horaz Drehbank und Amboß zusammen wirft, so hat er

vielleicht den Fehler durch ein Beispiel zeigen wollen, indem er davon spricht:

Et male tornatos incudi reddere versus.

und er hat also die Verbesserung der Bentley, Cunninghams und Sanadons nicht nöthig. Wenn seine Bilder in den bekannten Versen: nemo adeo ferus etc. sich dem Kunstrichter nicht freundschaftlich gnug mit einander zu besprechen scheinen, so könnte ich vielleicht parodiren: „kein Periode ist so überladen an Bildern, daß man ihn nicht ebnen könnte, wenn man nur Geduld hat alles stückweise auszukramen und hinzuzählen.“ Allein wo hat ein Genie diese Geduld? Die Bilder drängen sich von allen Seiten herzu, fordern Anschauen und Bemerkung, eines stößt an das andere daß es klingt; aber endlich machen sie sich doch Raum. Gedanken zeugen Gedanken, diese treten, wider unsern Willen, in Sprüchen hervor; hier kommt eine Metapher zur Hülfe, warum soll ich sie abweisen? dort ein Zug aus einer Geschichte, ich will ihn behalten. Aber daß das Gefolge nicht schleppend werde, wie Darius Kriegsheer, so muß sich jedes einen kleinen Raum gefallen lassen; das Gleichniß wird zur Metapher, die Metapher zum Beiwort, die Geschichte Exempel; das Exempel Anspielung in einem Zuge, die Meinung wird Gedanke, und der Gedanke Spruch. Nun hat jedes Platz, und da ich mein Heer nicht ausbreiten konnte, so sorge ich, daß es sich nicht im Wege stehe; Schlachtordnung ist da, nur daß sie nicht ins Gedränge komme. Kann ich noch überdem das erreichen, daß eben diese Nähe und Gedrungenheit Vortheil ist, eins dem andern zur Seite steht, beispringt, die Hände reicht: desto besser! Und hat der Feldherr auch darauf gesehen daß in den ersten Angriff Stärke, Leichtigkeit in die Flügel, und Nachdruck in den Hinterhalt kommt: Tadler! was willst du mehr?

„Den Gästen soll mein Gericht schmecken, nicht dem Koch gefallen!“ so sagt ein Schriftsteller, der sich auf sich selbst verlassen

kann. Erzeugen will ich dem andern Gedanken, aufrufen in ihm Bilder, in ihm Ideen schaffen, in ihm Empfindungen aufregen — nicht aber ihm meine Gedanken bloß erzählen, meine Bilder vorkramen, meine Empfindungen hingaukeln. Genies will ich wecken, Leser lehren, nicht Kunstrichtern gnügen! Wenn ich einen Autor von dieser Art einmal in die Hände bekomme, so danke ich der Muse feierlich: „dieser Mann lehrt mich vergessen daß ich Kunstrichter bin!“ Er hat nicht jenen regelmäßigen todten Styl, bei dem ich schleichen und jeden Fehltritt bemerken muß. Freilich hier sind Auswüchse; aber Dank seinen Freunden daß sie ihm diese Auswüchse nicht raubten, ihm seine Gestalt ließen wie sie ist; hätten sie ihn bessern wollen, wie ein Bentley unserer Zeit den Vater Hagedorn, so würden wir statt seiner eignen Züge sehen ein Gesicht voll Narben und Striemen.

Selbst der kunstrichterische Quintilian macht die Auswüchse, die zu verschneiden wären, und die überflüssige Fruchtbarkeit zu Zeichen des Genies; die Erfahrung aller Zeitalter bestätigt dieß, und ebenso kann ich mich auf Erfahrung berufen daß solche Auswüchse am meisten neue Genies hervorbringen. Das Genie ist eine Pflanze, die von der überflüssigen Fettigkeit der Erde, die vom Schlamm hervorgebracht wird, sich von ihm nährt und in ihm sich weiter fortpflanzt. Daß schöpferische Vergnügen unter seiner Feder Gedanken werden, Bilder entstehen zu sehen, paaret sich selten mit der sparsamen Genauigkeit Bilder zu ordnen, Gedanken zu feilen. Hingeworfen liegt eines über das andere, aber das Hingeworfene sind Schätze.

Wie aber? fordert die Armuth unserer Sprache sich durch Metaphern deutlich zu machen? So sonderbar dieß im Anfange scheint, so könnte ich's doch nicht gerade wegläugnen, und meine Ursache ist eben so sonderbar. In Griechenland wurde die Weisheit gemeinschaftlich mit der Sprache gebildet, beide gingen in gleichem

Schritt fort, und jene wuchs in dieser wie auf eignem Grund und Boden. So aber nicht mit den neuern, so nicht mit unserer Sprache. Hier bekommen wir Begriffe aus fremden Gegenden in unsere Sprache zu verpflanzen, sie kommen über Meer und Land, um bei uns Wohnplatz zu nehmen. Kann es hier nicht seyn, daß ich neue Worte schaffen, daß ich Metaphern zu Hülfe nehmen muß, um mich deutlich zu machen? Niemand kann dieß läugnen, der die Eigenheit, oder den Eigensinn jeder Sprache, oder ihre Dürftigkeit fühlet; wie aber und mit welchem Glück ein Schriftsteller diese Armuth ersetzt, diese Eigenheit behandelt, und wie Abbt sie behandelt? hier hilft alles Vernünfteln im Ganzen nichts; suche Proben, urtheile über einzelne Fälle, oder schweige!

So komme ich also von Ungefähr auf das Eigensinnige im Ausdrucke, was man in einer Sprache, oder einem ihrer Schriftsteller findet; und hier ist mir Abbt ein schätzbarer Schriftsteller, in seinem Sallust ein schätzbarer Uebersetzer. Er kennet das Schrot und Korn der Unsrigen, und sucht starke Worte zu prägen, alte Machtworte hervorzusuchen, die Wortfügung nach seinem Zweck und der Eigenheit unserer Sprache zu lenken; freilich also ungewohnt zu lesen, schwer zu übersetzen. Aber wer will sich denn leicht lesen und in Französischdeutsch übersetzen lassen? Nach einigen Jahren wird vielleicht ein Sprachforscher an ihm sitzen, ihn wägen, seine Besonderheiten prüfen, und endlich sagen: „Dieser Schriftsteller arbeitete für die Sprache und in der Sprache; ein Nationalautor im doppelten Sinn!" Ich will nicht aufs neue gegen unsere gangbare, geläufige Schreibart declamiren, Laune und Eigenthümlichkeit kann ich doch damit keinem geben. Nur so viel sage ich: dieß Idiotistische hält Abbten bei mir schadlos gegen alles zu Französische, oder zu Brittische, worüber er bei andern Schriftstellern selbst spottet.

Lange habe ich mich bei Abbts Styl aufgehalten, aber vielleicht aufhalten müssen, weil die meisten Kunstrichter gegen ihn schreien,

und selbst sein Lebensbeschreiber [1] nicht genau genug das Vortreffliche vom Fehlerhaften unterscheidet. Allerdings „ist unsere Sprache (durch das Verderben ganzer Jahrhunderte) zu weitschweifig, und muß zusammengezogen werden wenn sie nicht schleppen soll; allerdings ist jeder Begriff in der Wortfügung so zu ordnen daß er auf den Leser mehr Wirkung thue, man muß sie also nach besondern Absichten rücken; oft muß man neue Worte prägen, muß sich durch Metaphern deutlich zu machen suchen, muß oft kurz und mit Einem Worte andeuten;" wo aber alles dieß geschehen muß, können bloß einzelne Fälle entscheiden. „Tacitus hat Abbt nie in Fehler verleitet, dadurch daß er, wie dieser, tief denken, spruchreich schreiben und die Wortfügung bequem ordnen wollen;" sondern dadurch fehlte Abbt daß er den Tacitus verließ. Auch das Metaphorische seines Styls ist kein, und das zugedrängte Metaphorische ein nutzbarer Fehler; das Eigenthümliche und Launische seines Ausdrucks ist unschätzbar, und selbst seine Auswüchse sind bildend.

Abbt ist bei den Fehlern seiner Schreibart mir theurer als wenn er keine hätte; Versuche, wie er, muß man machen um unserer noch gewiß unausgebildeten Sprache Reichthum, Fülle, Leichtigkeit zu verschaffen. Schriftsteller, wie er, muß man mit mehrerem Eifer und Aufmerksamkeit auch in Absicht ihres Styls empfangen, wenn wir je einmal classische Schriftsteller haben wollen; und eigensinnige Journalisten, wie viel sind, die über Abbts Styl dumm und dreist, d. i. kunstrichterisch haben urtheilen wollen, haben hier gar nicht Sitz und Stimme, schaden unserer Sprache, und thun Abbt Unrecht, der gewiß auch über den Styl urtheilen konnte. Und hätte ich mit diesen Betrachtungen nichts ausgerichtet als uns eifriger gemacht auf die Ehre Nationalschriftsteller zu seyn, das Innere unserer Sprache her-

[1] Ehrengedächtniß, S. 20, 21, 22.

vorzugraben, zu läutern, zu nützen; uns eifriger gemacht auf die Ehre solche Nationalschriftsteller zu erleben, damit wir mehr auf sie merken und sie prüfen; oder auch nur uns eifriger gemacht auf die Ehre Deutsche in der Sprache zu seyn, in deren Schooß noch unendlich viel unbekannte Schätze ruhen, die auf die Hand des Genie's und Künstlers warten! Abbt starb zu frühe, für uns ein classischer Schriftsteller zu werden, denn er hat, wie jener Grieche die Helena malete, mehr reich als schön geschrieben; Abbt starb zu frühe, für uns der erste classische Uebersetzer zu werden, denn sein Sallustius ist ein wohlgebildetes, aber verwaisetes Kind; Abbt starb zu früh, in der Philosophie über unsere Sprache der erste einer neuen Bahn zu werden; aber da hangen noch die Kränze für den der darnach strebet; ich bin kein Hellanodik um sie auszutheilen.

Daß Abbt ein Apostat der Theologie geworden, gibt Miller seinem Geschmack an den französischen Schriften, und seiner Liebe mehr für das Schöne in der Erkenntniß als für das Mühsame im Systeme Schuld. Warum er das Studium der Theologie verlassen, geht mich hier nichts an; aber ob dieß Studium auch einen Einfluß gehabt in das was wir von ihm haben, das ist meine Frage! — Trügt mich nicht mein Gedächtniß, so hat Abbt unter den Nachrichten von Baumgartens Büchern auch einige verfertigt; allein die rechne ich hier nicht. Verschiedene Stellen seiner Bücher, die an die Gränzen der Theologie streifen, und sein Styl, der manchmal ins Biblische fällt, dieß kommt hier in Betrachtung.

Zu denen Philosophen gehört Abbt ganz und gar nicht die in ihren Schriften jener Grundregel des Protagoras zu folgen scheinen: „ob Götter sind oder nicht sind? davon hab' ich nichts zu sagen!" Ich will's zugeben daß Abbt auf Religionsseiten desto eher gerathe, weil er sich einige Zeit gewöhnt Dinge unter solchen Gesichtspunkten anzusehen, und daß unserer Seele die Situationen oft unvermerkt wieder kommen mit welchen sie sich lange beschäftigt.

So viel bleibt immer daß Abbt oft seine Materien auf die Religion leite. — Ein schönes Beispiel für die Weltweisen, die in ihren Büchern mit dem Pöbel zu glauben scheinen: nur am Sonntage und in Predigten müsse an Gott gedacht werden! — Ein schöner Fund für den der sich nicht darüber ärgern darf Religion zu finden wo er's nicht glaubte, und eine kleine Schadloshaltung für das Studium der Theologie, das an Abbt gewiß viel verloren hat.

Abbt will die Stimme ausrufen: sterbt fürs Vaterland! er sieht keinen Ort wo sie unter uns gehört werden könnte, und kommt auf den Gedanken sie dem Diener der Religion anzupreisen.[1] Ein Gedanke den jemand,[2] der kein Diener der Religion ist, sehr unschicklich angestritten, den ich aber unsers Abbts nicht unwürdig finde. — Abbt will beweisen[3] daß die Liebe zum Vaterland die Furcht vor dem Tode bezwinge; er thut es auf eine Art die es zeigt nur Religion könne über die Schrecken des Grabes erheben. Im Vorbeigehen gibt er[4] ein Bild von dem Enthusiasmus der Märtyrer, und das Bild lebet. Er geht dem Begriff des Verdienstes nach; und siehe da! endlich[5] findet er sich vor dem Richterstuhle des obersten Richters der Verdienste. Er sucht starke Seelen auf; auch die schwachen Seelen sind ihm stark, die Gott trauen,[6] die zu leiden wissen,[7] die es vermögen Wahrheit zu suchen, und die Tugend auch mitten unter Zweifeln zu lieben;[8] aber die starken Geister entblößet er, die wider sich wüthen, oder über die Religion spotten.[9] Nicht schämt er sich des Worts das den Geist unseres Glaubens ausmacht: Erlöseter! sondern legt ein Scherflein auf den Altar Gottes, das über große Summen gilt.[10] Mit Verehrung im Staube nennet er[11] das unendliche Verdienst des Erlösers; mit ernsthafter

[1] Vom Tode fürs Vaterland. S. 7. [2] S. Reliquien. [3] Vom Tode fürs Vaterland. S. 58, die Anmerk. [4] Vom Tode fürs Vaterland. S. 91, 92. [5] Vom Verdienst. S. 17. [6] Ebendas. S. 61. [7] S. 92—97. [8] S. 132, 133. [9] S. 115—131. [10] S. 251—254. [11] S. 256.

Unparteilichkeit wägt er das Verdienst des Heiligen, [1] des Schriftstellers der Erbauung, [2] des Predigers, [3] und mit gewissenhaftem Scharfsinn setzt er sich den frommen Misanthropien eines Schriftstellers [4] entgegen, der jetzt dahin gerathen wohin ich ihn nie gewünscht habe; Mösers Schreiben an den Vicar gibt er uns [5] in dem religiösen Tone der auch seine Zweifel [6] stimmet; und mehr als Ein Ort seiner jüdischen Geschichte verräth daß ihm die Theologie kein fremdes Land sey.

Hieraus leite ich auch seinen biblischen Styl, den ich nicht sowohl anpreisen als rechtfertigen, entschuldigen, erklären muß, weil viele ehrliche Leute sich vor diesem Namen segnen, und einige Recensenten es feierlich für eine Entweihung der Schrift halten mit Worten aus ihr zu reden. Abbt bedient sich Beispiele aus der biblischen Geschichte, einiger starken Bilder der Religion, einiger Ausdrücke der Bibelübersetzung Luthers. — Diese drei Stücke habe ich aufgefunden, und will sie näher betrachten, weil das Wort biblischer Styl in dem Munde einiger Kunstrichter so etwas zu seyn scheint als viele Ausdrücke des biblischen Styls im Munde einiger Prediger: nämlich etwas wovon sie nicht wissen was es ist.

Beispiele aus der biblischen Geschichte — warum wollen wir sie aus einer so lehrreichen und ernsthaften Schrift verweisen als Abbts Verdienst ist? Haben beide nicht Einen Zweck, den Menschen weiser zur Tugend zu machen? Ist's oder soll es ein Widerspruch bleiben als Philosoph und als Christ schön und biblisch, religiös und gründlich zu schreiben? Will man trennen was Gott verbunden hat, das Herz eines Menschen und das Gedächtniß eines im Christenthum Erzognen? Beispiele der biblischen Geschichte haben ja die Würde, die durchgängige Bekanntheit, Deutlichkeit, Faß-

[1] S. 318—327. [2] S. 344—354. [3] S. 373—380. [4] S. f. Rec. über Mösers Schr. in den Lit. Br. u. der deutschen Bibl. [5] S. Lit. Br. [6] S. Lit. Br.

lichkeit, die kein erdichtetes Beispiel hat, die wenige Beispiele der Geschichte für eine große Reihe Leser haben können; warum will sie uns ein frommer Eigensinn verbieten wenn wir sie würdig brauchen können? Warum soll Abbts Gleichniß von der Bundeslade nicht in seinem Tode fürs Vaterland, und mehrere dieser Gattung in seinem Verdienst stehen? Meinetwegen immer!

Und Bilder aus der Religion? Warum nicht, wenn sie passend, schildernd, bekannt oder gar rührend sind! Die Religion ist eine reiche Quelle solcher Bilder, und warum soll ich es mir verbieten daß, wenn ich nicht bloß für den reinen Verstand, sondern mit Bildern reden will und muß, daß ich zu der Quelle eile in die meine Einbildungskraft in zarter Kindheit getaucht wurde, aus der in das Gedächtniß meiner Leser Ströme geleitet wurden die mir am nächsten zur Hand, meinen Lesern die sicherste, und für meine Materie vielleicht die ergiebigste, die nahrhafteste, die wohlschmeckendste ist? Warum ein Bildercabinet verschließen das ehrwürdig, reizend, reich ist, jedem offen steht, und zum Glücke uns von Jugend auf offen stand?

Und dann starke alte Ausdrücke aus Luthers Bibelübersetzung? — Wenn es wahr ist daß die deutsche Sprache seit einigen Jahrhunderten viel von innerer Stärke verloren, und jede Bemühung also gülden sey die sie zu dieser verlebten Jugendstärke zu verjüngen suchet; wenn es wahr ist daß allein in alten Schriftstellern diese Ader gediegenen Goldes anzutreffen und zuerst an den bekanntesten Orten aufzuspähen sey, so schlägt bei dem Styl der Bibelübersetzung Luthers die Wünschelruthe zuerst. Reichhaltig ist die Ader, dieß kann niemand läugnen wer wahres Deutsch fühlet; noth thut uns das Gold aus derselben; dieß gibt jeder zu der unsere Nationalschulden an französirenden und brittischen Ausdrücken kennet. Ueberdem ist es von hier aus am leichtesten unter die Leute zu bringen; warum soll es denn verschlossene Schätze enthalten?

Ich will nicht anführen daß in jeder Nation die ältesten Sprachschätze stets für Heiligthümer des Apollo gehalten sind, und daß, da die Religion gemeiniglich eine Wächterin dieses Heiligthums gewesen, zu ihr sich jedesmal Dichter und Schriftsteller mit ehrerbietigen Schritten genahet um eigenthümlich und über das Gemeine zu reden. So kamen Homer und Virgil und Sallust und andere aus diesem geweiheten Haine Apolls als ehrwürdige Personen zurück, weil sie sich ohne Strafe hatten erkühnen dürfen einen Lorbeerkranz in ihm zu brechen; — und so sollen wir, denen schon nicht erlaubt ist bis in die heiligen Wälder Theuts zu dringen, und von der goldnen Sichel des Druiden im weißen Kleide geweiheten Vogelleim aus der Höhe aufzufangen — wir sollen uns wenigstens nicht durch das ἑκὰς ἑκὰς ἔστε βέβηλοι! derer abhalten lassen die allein Vertraute des Phöbus seyn wollen, weil Phöbus Apollo in dem Vorhof seines Tempels niemand schadet. Ich meine daß, da wir die ältesten Urstücke deutscher Sprache fast verloren haben, wir uns an denen halten müssen die uns einige mit Unrecht verschließen wollen, als ein vom Himmel gefallenes Palladium, da es doch nur Kirchengeräth ist.

Ich will auch nicht anführen daß der biblische Vortrag der Kanzeln, in dem ein Gottesgelehrter [1] den meißnischen Dialekt aus Luthers Zeiten hören will, vielleicht verständlicher werden dürfte wenn man ihn nicht bloß in Postillen fände, da es denn freilich etliche geben muß, qui quum in templum venerint, putent se in alium terrarum orbem delatos; denn so überschritte ich offenbar meine Schranken.

Aber das will ich nicht verbergen daß ich mich im prophetischen Geist auf eine Zeit freue da man vielleicht in der Sprache zur alten deutschen Einfalt und rauhen Stärke zurückkehren und eine große Menge unnützer und erborgter Kleinode verlassen wird, und daß ich mich zum voraus auf eine Ernte prosaischer Originalschriftsteller

[1] S. Heilmanns Prediger und Zuhörer.

freue, von denen jeder seinen Styl haben kann. Einige Scribenten unserer Tage scheinen mir eine Morgenröthe und Vorboten dieser Zeit zu seyn; und auch der Muse von Abbts Style weihe ich in allegorischem Sinne das Lied Anakreons, das er dem verwandelten Lieblinge der Aurora (ich wage das deutsche Wort nicht), der τέττιξ sang: „die auf den Gipfeln der Bäume von ein wenig Thau trunken, königlich singet. Ihr ist alles was sie auf den Feldern siehet; ihr ist was die Zeitgöttinnen bringen. Sie, die Freundin der Landarbeiter, von deren keinem sie Beschädigung fürchtet; sie, die süße Heroldin der Ernte, theuer den Menschen; sie lieben die Musen; selbst Apollo liebt sie, und gab ihr hellen Gesang. Nie wird sie altern die weise Liebhaberin der Lieder, zwar aus Erde gemacht, aber ohne Fleisch und Blut, ohne Schmerz, und fast den Göttern ähnlich."

Für das Universitätsleben war Abbt nicht — ein Umstand in seinem Leben, der es vielleicht erkläret warum er die Universitätsgaukeleien,[1] die Wochenschriften voll Studentenwitz,[2] den hochgelahrten Professorstyl,[3] und die gelehrten Studentensocietäten,[4] ich meine die deutschen Gesellschaften von gemeinem Schlage, so wenig leiden konnte. Vielleicht hat eben diese Abneigung gegen den akademischen Ton es auch gemacht daß seine Schreibart etwas zu unakademisch ist, da seines Lehrers und Freundes Nachricht es überdem sagt: „daß er überhaupt gegen die systematische Philosophie gewesen sey, die auf unseren hohen Schulen vorgetragen wird." Abbts Denkart gibt uns auch hiezu sehr leicht den Schlüssel. Eine große Lebhaftigkeit, die immer neue Gedanken hervorbringt, ist selten mit der Stätigkeit verknüpft die einen einzigen Gedanken bis in seine Tiefe verfolgt. Eine

[1] Siehe Lit. Br. Th. 2. S. 61.
[2] Siehe Lit. Br. Th. 9. S. 131.
[3] Siehe Lit. Br. Th. 17. S. 106.
[4] Lit. Br. hin und wieder.

fruchtbare Seele gebäret Ideen; diese aber zu erziehen und auszubilden, wird andern überlassen; eine starke sinnliche Aufmerksamkeit paaret sich selten mit der Abstraction, die sich, wie Demokritus, die Augen blenden muß um nicht von außen gehört zu werden, sondern ein einziges zu zergliedern; der philosophische Scharfsinn scheint oft gegen den ästhetischen Witz ein entgegengesetzter Pol zu seyn, und der gesunde nahrhafte Menschen- und Bürgerverstand, der bei Abbt das vornehmste war, gattet sich nicht stets mit der speculativen Vernunft, die sich unter abgezogene Begriffe, wie unter abgeschiedene Geister, verlieret. Genaue Systeme, abgezirkelte Lesebücher zu schreiben, war nicht für Abbt; denn selbst sein Buch vom Verdienst u. s. w. ist nicht nach einem topographischen Abriß gemacht, in dem ich bloß Linien suche die fest nach der Kunst, richtig dem Verstande und deutlich dem Auge seyn sollen; es ist vielmehr ein Werk nach Hogarth'schen Schönheitslinien, mit sanften Wellen, reizenden Schlängelungen, abwechselnden Farben entworfen. So wenig aber als ich aus diesem Buch ein Schediasma in akademischem Style wünsche, so wenig wird man wieder in einem philosophischen Lehrsystem einen Abbtischen Vortrag erwarten, wo nicht alles verderben soll. Ich werde diesen Unterschied unten mehr auseinandersetzen, da er für unsere Zeit nöthig ist; hier füge ich bloß dazu daß Abbt seinen Aufenthalt in Berlin, seine Reisen und seinen letzten Aufenthalt am Hofe zu Bückeburg vielleicht für seine gelegentlichsten Zeiten wird gehalten haben. Schade nur daß ihn der Tod nicht gefristet, es uns mehr zeigen zu können: [1] „daß Unterredungen mit einem großen Manne dem Geist einen Enthusiasmus beibringen, während dessen er sich fähig zu großen und würdigen Gedanken hält."

So habe ich einige Hauptstriche zu Abbts Charakter angegeben: Striche vielleicht wie jenes korinthische Mädchen um den Schatten ihres schlafenden Liebhabers zog, in denen sie sein Bild zu sehen

[1] Siehe Vorrede zu seinen historischen Fragmenten.

glaubte, weil ihre Einbildungskraft den Umriß ausfüllte, ein fremder Zuschauer aber nichts erblickte. Abbt war ein Philosoph des Menschen, des Bürgers, des gemeinen Mannes, nicht ein Gelehrter; er war durch die Geschichte wie unter Thaten gebildet; in Tacitus Kürze verliebet, die er aber mit französischen Wendungen und brittischen Bildern mischte; zur Theologie erzogen, von welcher er auch etwas biblische Sprache behielt; und übrigens nicht für den strengen systematischen Vortrag.

Nun sollt' ich sein Bild umkehren, wie Anakreon das Bild seines Bathyllus, und sagen: „die Kunst ist neidisch daß sie das Beste nicht ausdrücken kann, seine Seele." Ich sollte, da ich ihn jetzt von außen betrachtet, in das innere Triebwerk greifen das so große Dinge wirkte, mit starker Hand dasselbe anhalten, und die Räder und Federn zerlegen die alles bewegten. Oder damit ich mich dem Tone der Zeit bequeme, so sollte ich mich in der Psychometrie üben, und ihn wie ein preußischer Werber ausmessen; ein Gericht das Dichter und Maler nach ihrem Tode haben über sich müssen ergehen lassen, und zu welchem noch neulich unser Kleist seine Schuhe hat ablegen müssen. Allein da ich mich auf diese Kunst nicht verstehe, und Abbt nicht gern, wie jener Hylas den Agamemnon vorstellte, mehr langstreckig als groß machen wollte, so verweise ich hierüber auf sein Ehrengedächtniß, dessen Verfasser ihn persönlich gekannt hat.

Wie sehe ich, wenn ich Abbts Schriften in seine Seele lese, so viele Kräfte derselben in Bewegung! Sinnliche Aufmerksamkeit heftet sich auf jeden Punkt des Gegenstandes, fliegt von Seite zu Seite, und auf jeden wirft sie Strahlen; seine Idee wird lebhaft, gehäuft, helle, und seine Rede schimmert. Das Licht ist nicht scharf, nicht strenge, aber ausgebreitet, immer im neuen Zustrome. Er wird faßlich durch die Menge seiner Merkmale; er kläret auf wenn er auch nicht bewiese; er stellt ins Licht wenn er auch nicht ent-

wickelte; er macht sicher, gewiß, stark; wenn er auch nicht überzeugte, so überredet er bis zum Augenschein. Sein ganzes Buch vom Verdienst ist hier ein einziges großes Beispiel.

Oft spricht er wie durch einen innern Sinn, wie z. E. da er die Größe,[1] Stärke[2] und Güte des Herzens schildert, wie niemand sie vor ihm schilderte. Er geräth auf Begriffe die er innig fühlet, mit Anstrengung denket, aber mit Mühe ausdrucket. Da er sie wie durch eine Divination empfand, und wie in einem Gesichte anschauete, so sagt er sie auch alsdann wie ein Bote der Geheimnisse, und nimmt zu Bildern seine Zuflucht die uns oft ein Blendwerk der Sinne scheinen, es vielleicht aber für ihn nicht waren. Diese Seite von Abbts Geist ist für mich die heiligste, und jede Entdeckung in ihr ein Aufschluß in der Seelenlehre, obgleich unsere entseelten Kunstrichter Abbten eben ihretwegen der Dunkelheit und der Unbestimmtheit anklagen.

Seine Einbildungskraft ist reich, fruchtbar, rhapsodisch, und auf eine edle Art unbändig; nicht immer ein Baumeister der wohlgeordnete Gebäude errichtet, aber eine Zauberin die an den Boden schlägt, und siehe! plötzlich sind wir mitten unter prächtigen Materialien. Sie rührt sie an, und siehe! diese bewegen sich, heben sich, verbinden sich, ordnen sich; und o Wunder! da entstehet wie von sich selbst, oder vielmehr durch eine unsichtbare Kraft, vor unsern Augen ein Palast, prächtig, groß, bezaubernd, nur nicht nach der Kunst der Vitruve und Vincenti. Wir treten näher, um zu erfahren ob es ein bloß Luftgebäude für unser Auge ist: wir betasten es, und siehe! es ist wirklich; wir fühlen nach Festigkeit, es steht; wir wagen uns endlich in dasselbe, überzeugen uns von der Dauer, und nehmen es uns zur Wohnung. Selten ist's daß die Phantasie immer eine Schwester der Wahrheit bleibet, wie bei Abbt meistentheils. Das macht, sie paaret sich überall mit dem guten

[1] S. 44—51. [2] S. 56—145.

gesunden Verstande, läßt diesem die Herrschaft des Mannes, und wird ihm nur eine Mutter der Fruchtbarkeit und eine Haushälterin seines Vermögens. Ueberall hören wir bei Abbt Urtheil, und sein Urtheil ist feurig, scharf und richtig, vollständig.

Feurig: er hat ein starkes Gefühl für das Schöne, das Menschliche und Sittliche; daher ist sein ästhetischer Geschmack, sein menschliches und moralisches Urtheil auf Empfindung, nicht wie bei fühllosen Sitten- oder Kunstlehrern auf Regeln gebauet. Man siehet daß er mit Lust oder Unlust urtheile, nicht in dem schalen Ton der Gleichgültigkeit in welchem entmannete Wortkrämer schwatzen. Die Gegenstände die er betrachtet, werden bald mit ihm vertraut und einheimisch seiner Seele; er hält sie nah an seine Augen und an sein Herz; er kann das Schöne nicht sehen ohne gereizt, das Gute ohne gerührt zu werden; jeder Zug seines Gesichts, jede Bewegung seiner Hände zeigt daß in ihm nicht ein Etwas spreche das von kalter Erde oder von reiner Luft gemacht, sondern das mit der Flamme verwandt ist, und wie zu Leuten spricht die erwärmt werden können. Daher sind seine ästhetischen Urtheile voll Geschmack, wie viele Proben in den Literaturbriefen zeigen; seine psychologischen Untersuchungen nicht ohne Empfindung, wie der Eingang zu seinem Artikel von der Größe des Geistes, viel Bemerkung von der Stärke der Seele, und insonderheit seine Einschaltung von Empfindniß und Empfindung beweisen; und in menschlichen Situationen redet sein ganzes Herz. Sehr selten ist dieß dreifache Gefühl für das Schöne, für das Menschliche, für das Gute vereinigt; und wo sie vereinigt sind, müssen sie den Enthusiasmus hervorbringen den Nicolai auch bei unserm Abbt bemerket. Wenn das bloße Gefühl von der Schönheit den Virtuosen, das bloße Gefühl für Menschheit und Tugend den Verdienstvollen bis zur Begeisterung erheben kann, so wird, wo sich diese drei Göttinnen vereinigen, die Begeisterung eine Art von Enthusiasmus

selbst für die Wahrheit werden können; und solch ein liebenswürdiger Schwärmer war Abbt.

Ich sage nicht daß sein Gefühl für alle drei Gattungeu gleich stark gewesen wäre, dieß ist selten oder auch halb unmöglich; denn wenn eine Art zu stark wird, so schwächt sie die andere. Sein Gefühl für Dichter war nicht bis zur Dichterei, seine Neigung zu den schönen Künsten nicht bis zur Hauptbeschäftigung; er blieb auf der Mittelseite der menschlichen Empfindung, von da er die Saiten des ästhetischen Geschmacks und des moralischen Gefühls gemeiniglich zu berühren pflegt, wie ich an verschiedenen Stellen diesem Gange seiner Seele mit Vergnügen nachgeschlichen bin. Da auch sein Gefühl mehr heftig als zart ist, so hat mich bei diesen Urtheilen oft gedünkt als wenn mir jener Held Homers, der an Weisheit fast dem Jupiter glich, vor Augen stände: „wie er mit starker Stimme Worte aus seiner Brust läßt, die Zügen von Schneeflocken gleichen.“

Scharf und richtig ist sein Urtheil, denn es ist vom gesunden Verstande gebildet, der da überleget, vergleichet, schnell zusammenfaßt und spricht. Nicht ist dasselbe unter Büchern abgestumpft, verhärtet und eigensinnig gemacht, sondern nur mehr gefeilet und berichtiget; nicht ist's durch die gelehrten Düfte eines Viehstalles, den man jener französischen Herzogin zur Cur vorschlug und uns zur Bildung vorschlägt, zum Empfinden eingeweihet; denn wer unter so etwas erzogen ist, sagt Petronius von der verfallenen Gelehrsamkeit seiner Zeit mit Recht, kann so wenig klug denken als die so in der Küche wohnen, wohl riechen; sondern da Abbt mit Empfindung und Stärke wie der gemeine Mann, und mit Scharfsinn wie ein Denker urtheilet, so ist er, es sey denn daß ein spielender Witz seine Schärfe hintergeht, und rasche Einbildungskraft seine stille Ueberlegung, wie mit einem Sturm von Bildern durchjagt, ein Muster.

Ja an der Vollständigkeit seines Urtheilsgeistes (ich sage mit Fleiß nicht Tiefe) noch mehr: da er, „sobald er sich nur in

dieser oder jener Provinz des Reiches der Wissenschaften umsehen wollte, sie in schnellem Fluge, mit unglaublichem Fleiße durchzog, und Proben ablegte daß sie ihm bereits, gleichsam nach einer allgemeinen Karte, bekannt sey;" [1] da er sich nicht unter einen Schutt von antiken Trümmern vergrub, oder in ein enges Gebäude der Handwerksliteratur einkerkerte, und da insonderheit sein reiches Gedächtniß ihm aus Erfahrung und Geschichte so viel zuführte als nöthig war sein Urtheil vollständig zu machen.

Wenn ich auf solche Art Abbts Geist in seinen Schriften zergliedere, so gerathe ich auf den Gedanken zuerst: „wie viel enthält eine Menschenseele!" und nachdem ich eine große Kluft übersprungen, seufze ich: „wie viel haben wir mit Abbt verloren!"

Claudite jam Parcae nimium reserata sepulcra,
Claudite plus justo jam domus ista patet.

Ovid.

Jetzt will ich mich, wie die Biene des Horaz, oder Anakreons Grille, auf die Fluren wagen die in Abbts Schriften vor mir liegen; unermeßlich sind sie nicht, und noch dazu überall blumenreich und voll Nahrung; ich schwärme also, wie am schönen Sommertage, unter dem rothen Antlitz der Morgenröthe über sie hinaus.

— — — apis Matinae
more modoque
Grata carpentis thyma per laborem
Plurimum circa nemus, uvidique
Tiburis ripas.

Ende des ersten Stücks. (Die Fortsetzung unterblieb.)

[1] Siehe Millers Vorrede.

2.
Nikolaus Kopernikus.[1]

Der Erfinder des neuen Weltsystems, Kopernikus, hat größer Glück gehabt als der Erfinder des neuen Welttheils, Columbus. Das Verdienst dieses wurde schon bei Lebzeiten unterdrückt und verdrungen; der Ruhm jenes ging erst nach seinem Tode recht auf, und die größten Männer der Nachkommenschaft bauten ihre Unsterblichkeit nur auf die seine. Am Himmel haben überhaupt mehr würdige Namen neben einander Platz als im Koth und Gewühl der Erde.

Dabei kam Kopernikus zu seiner Monarchie unter den Sternen (die größte die je ein menschlicher Name umfaßte) nur von Gottes Gnaden, durch Erbschaft und Zueignung, durch Besitznehmung einer alten abgestorbnen Meinung. Schon die Aegypter waren darauf gekommen den Mercur und die Venus um die Sonne wandern zu lassen; Apollonius Pergäus nahm mit Mars, Jupiter und Saturn eben die Fahrt vor. Die Erde selbst war durch Pythagoras schon vom Mittelpunkt der Welt gestoßen, und Philolaus, sein Jünger, ließ sie recht deutlich und eigentlich um die Sonne wandern. Alle Stückwerke der Kopernikanischen Meinung waren also schon alt; er selbst läugnete es nicht daß er eben auf diesen Trümmern zu seinem Gebäude gekommen. Er aber war der Mann von Kraft der's baute; der dem allgemeinen Vorurtheil entgegen eine todte Meinung wieder erweckte, und, soviel seine Zeit zuließ, mit Grund und Bemerkungen in die Welt führte. Der Folgezeit kam's zu seinen halbgeweissagten Sonnenplan zu bewähren oder zu zerstören; sie hat ihn bisher bewähret, und ob ein neuer Kopernikus möglich sey, muß erst eine neue größere Folgezeit lehren.

[1] Aus dem Deutschen Merkur 1776 (zu des K. Bildniß).

Doch wir reden hier nicht von Revolutionen des Himmels, sondern des menschlichen Geistes. Wir wollen bei Kopernikus Bilde dem Leser etwas vom Manne sagen.

Nikolaus Kopernikus ward in einem Lande geboren das fast für eine literarische Wüste gilt, zu Thorn in Preußen, den 19 Februar 1473, und ward in einem Lande erzogen das fast noch mehr dafür gilt, zu Krakau in Polen, wo er in der Nacheiferung mit Mitschülern in der Mathematik schon alle die Funken fühlte die ihm keine Ruhe ließen, ihn im dreiundzwanzigsten Jahre nach Italien trieben, und den künftigen Kopernikus weckten. Insonderheit reizte ihn der Name Regiomontans, der damals Fackel der Welt war; er legte sich auf Perspectiv und Malerei, weil er sie zu seiner Reise und zu seinem Beruf einst nöthig ahnete; er erschien in Italien, und war bald so berühmt als Regiomontan selbst. In Bologna war er bei Dominicus Maria, dem damals berühmtesten Lehrer der Mathematik, wie man will, Lehrling und Mitarbeiter; ihm behagte die Meinung dieses Beobachters von der veränderlichen Weltaxe, die man damals mehr ahnete als wußte, und gab ihm vielleicht zu seinem künftigen großen Weltenbau Auffllug. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war er zu Rom als Lehrer der Mathematik im Glanze; er kehrte in sein Vaterland zurück, und da er nun durch seiner Mutter Bruder Domherr zu Frauburg in Preußen ward, so bekam er Zeit genug seine Horas fortzusetzen unter Linien, Zahlen und Sternen.

Hypothesen sind Träume, und bei jedem Traume, sey er himmlisch oder irdisch, sey er durch die schwarze oder weiße Pforte zu uns geschlüpft, bleibt's für den Menschensinn die bildendste Kenntniß zu wissen wie er ward? wie sein Finder oder Dichter dazu gekommen? Kopernikus kam leicht auf den seinen; aber sein Verdienst war daß er ihn ergriff, ihn hinaus zu träumen wagte, ihn

wachend mit so viel Bemerkungen und Rückerinnerungen unterstützte, als seine Zeit, seine Lage, seine Gegend ihm verschaffte.

Zeichnungsgefühl nämlich, sein Sinn für Symmetrie und Verhältniß zum Ganzen war der Finger Gottes, der ihm das Weltall wies.

Unter allen homocentrischen Cirkeln, mit denen seine Vorgänger gebauet hatten, fand er so wenig Ordnung, Grund, Aufschluß. Marcianus Capella mit seinen Aegyptern, und Apollonius zeigten ihm Stückwerke, woraus was bessers werden könnte; Pythagoras und Philolaus trafen näher, und nun schien Ordnung. „Soll," sagte er, „das Weltgebäude ein Riß seyn wo Hand, Fuß, Auge, Haupt, Herz, alle Glieder, zwar einzeln, jedes für sich genommen, schön und hold sind, alle zusammengesetzt aber ein Ungeheuer, kein Ganzes, kein Körper? Wer zeichnet, welcher Baumeister entwirft so? Und Gott unter Sonn' und Erden soll also entworfen haben?" Auf dem Wege dieser Malerei gingen seine Gedanken in Bemerkungen (so viel er ohne Fernglas bemerken konnte), Zusammenhaltung, Rechnung fort; vieles mußte er weissagen was er nicht sehen konnte; überall aber ward Ordnung, Grund und Zweck, aus Einem alles zu begreifen, kurz ein Weltall. So bauete Kopernikus; Kepler und Newton baueten ihm nach. Seine Skizze ward ihnen Poem, eine Philosophie des Weltsystems mit Grund, Maß und Verhältniß. Zu den größten Entdeckungen also, die wir dafür halten, winkte Einbildung, Malerei, Poesie herauf und hielt die Leiter.

Nur wollte ich nicht daß jemand diesen Gang des Geistes in Kopernikus und Consorten für das fliegende Jucken der Phantasie hielte, das Neuerer, Jünglinge und Klüglinge fühlen. Kopernikus war ein Mann, in seiner Wissenschaft erfahren, auch in seiner Domherrnstille Beobachter, Prüfer, Arbeiter. Er verbesserte die Ptolemäische und Alphonsische Tafeln, machte sich Instrumente so gut er

konnte; sein Buch war 1530 (ein langer Zeitraum seit seiner Reise nach Italien) fertig, und noch 1534 mahnte ihn der Cardinal Schomberg, von Capua aus, darum umsonst. Im Jahre 1539 verließ der berühmte Rheticus, Professor der Mathematik in Wittenberg, seine Stelle, und wallfahrtete zu ihm als Schüler eines Weisen, der Pythagoras Meinung lehrte, und sie auch wie Pythagoras lehren wollte, lebendig, mündlich. Der eingeweihte Lehrling ward bald vom Geiste seines Lehrers voll, daß er überall Kopernikus predigte; noch aber gab dieser ihm sein Werk nicht selbst, sondern nur einen kleinen Theil desselben, den Tractat von Triangeln, zum Druck mit; das Werk selbst übergab er erst Jahre nachher, auf fortwährendes Ansuchen, seinem Bischof, und das erste gedruckte Exemplar kam 1543, wenige Stunden vor seinem Tode an, wo er's ansehen, aber nicht mehr lesen konnte. So eigentlich war seine Hypothese nicht pruritus, sondern Werk seines Lebens.

Es scheint nicht daß Kopernikus aus Furcht so lange gesäumet. Er stand bei seiner Kirche in großem Ruf, so daß die Väter des Lateranischen Conciliums in der Kalendersache schon 1516 ihn in seinem Sarmatien schriftlich aufsuchten und fragten. Bischof und Cardinäle waren auf seiner Seite und plagten ihn, da seine Hypothese, der Sage nach, längst umherging, um den Beweis derselben, sein Werk. Auch weiß jedermann wie freier das Jahrhundert Leons und seiner Nachfolger vor dem Zeitalter war in dem Galilei litt. Kopernikus hatte das Herz, sein Werk dem Papst Paul III. selbst zuzueignen, und sein Bischof war Druckbesorger. Amtsgenossen und Landsleute ehrten ihn lebend und nach dem Tode, vielleicht um so mehr als weniger sie ihn beurtheilen konnten; Lobschriften und Epitaphien um sein Grab her, und aus dem Rümpfen der Unwissenden machte sich Kopernikus so wenig daß er den Spruch jenes Alten oft wiederholte: nunquam volui populo placere; nam quae ego scio, non probat populus, quae probat populus, ego nescio.

Als ein Schulmeister in Elbing von seinen Feinden (denn welcher große Mann hat nicht seine Feinde?) dazu gedinget war seine Hypothese durch eine Farce lächerlich zu machen, war er, wie Sokrates bei Aristophanes Schauspiel, in sich gehüllt und ruhig.

Auch war's nicht kleinfügige Krittelei, der labor improbus, innerhalb zehn Jahren, hilf's Gott! noch etwas am Zeh und am Nagel des Zehes ändern zu können, das so lange sein Werk säumte. Der Kleinkrämerei war er von Herzen gram; „er wollte," sagt Rheticus, sein vertrauter Jünger, „nie zu viel untersuchen, zu fein theilen. Aus Bedacht und nicht aus Träge, nicht aus Ueberdruß am Arbeiten, hütete er sich vor dem zu Kleinen und Subtilen, das andere affectiren, aus Furcht daß es ihm wie jenem beim Aesop ginge der einen verlornen Ochsen zurückführen sollte, dabei Vögel fangen wollte, und weder Vogel noch Ochsen bekam. Wenn ich oft zu tief forschen, zu fein untersuchen wollte, zog mich der Edle mit sanftem Arm: aufzuhören, mein Freund, muß man auch wissen!" Und auch hierin liegt Kopernikus Gepräge. Wer ein Maß von Wichtigkeit, wer ein Weltall in der Seele trägt, dem wird unmöglich jedes Kümmel- und Staubkorn ewige Welt der Beschäftigung seyn können. —

Was also Kopernikus allein so ganz und lange in sich hielt, war, was wir auch in seinem Gesicht lesen, die unbefangene Ruhe, das jugendliche Vorsichblicken ohne Anmaßung und Prätensionen, verbunden mit der Stärke, mit der Haltbarkeit auf sich selbst, die die Gestalt des edlen Sarmaten weiset. Man siehet, der Mann blickt rein aus sich heraus; er ist vermögend, Etourderien zu begehen (und seine Hypothese war die größte Etourderie die ein Sterblicher, ein Geistlicher zumal, zu seiner Zeit begehen konnte), das kümmert ihn aber nicht. Er hat die Hypothese für sich und für den der sie will; die Erde ist so wenig der Mittelpunkt seines Da-

seyns als seines Weltgebäudes. — Gerade der war auch Kopernikus in seinem Seyn und Wesen. Ein treuer Domherr, ein gutmüthiger edler Arzt aller Kranken, denen er wie Gott Aeskulap diente, und die ihn auch für Gott Aeskulap hielten; außerdem der stille Denker und Baumeister des Himmels, dessen Riß ihm in Unbefangenheit und Ruhe hinter seiner Stirn wohnet. Wenn sein Capitel ihm Geschäfte anvertraute, focht er sie gegen deutsche Herren und Schwertritter so gerade und recht aus als ob diese keine deutschen Herren und Schwertritter wären. Und wenn er bei damaliger Verwirrung für Polen und Preußen den Münzfuß in Ordnung zu bringen hatte, so war er so ganz in der Münze wie sein Nachfolger Newton. Nach seinem System war Schwere die Eigenschaft der Körper, die abzweckte sie zum Eins, zum Ganzen in sich selbst zu machen; vielleicht ist's eben so die göttliche Eigenschaft eines Geistes daß er, totus und ingenuus, bei jedem Geschäft in sich wohne, und nicht in Rauch zerfliege.

Wie in diesem, so in mehr Stücken des Lebens sind Kopernikus und sein edler Landsmann und Nacheiferer, Hevelius (Hevelke), Brüder. Auch er wohnte so sanft und innig in sich daß, als seine königliche Bibliothek, Warte, Instrumentenkammer, vorzüglich aber seine und Keplers unersetzliche Manuscripte im Rauch aufgingen, er herrlich in sich selbst blieb. Wie Kopernikus, so erwachte Hevel auf seiner ersten Reise außerhalb Preußen, und wie jener, so fand sich dieser zufrieden in sein Sarmatien zurück. Was jenem die Malerei war, war diesem das Kupferstechen. Jener ein Baumeister des Weltsystems, dieser der Columbus des Mondes, wo er Länder und Königreiche entdeckte, nannte, vertheilte, zwar nicht so glücklich war als Kopernikus daß seine Namen in Gebrauch kamen, mit ihm aber ein edler Duumvir seines Vaterlandes, mit ihm und Kepler ein ewiges Triumvirat der Astronomie für Deutschland. Wenn das Mechanische in Kopernikus Buch durch sorgfältigere feinere

Beobachtungen unnütz gemacht worden, so wird sein Geist, der ohne Ferngläser gen Himmel sah, und was zwei Jahrhunderte bestätigt und entwickelt haben, weissagte, immer ein Name der Unsterblichkeit bleiben. Er stand in der Wüste, ohne Vorgänger und Hülfsmittel, und vielleicht war diese Leere rings umher dem großen Geschöpf Gottes nothwendig. Da hatte seine Seele Raum, die Wurzel des Baumes ward nicht von kleinen Gesträuchen entsogen, der kühne Sarmate trat (wie Tycho und mehrere ihn nannten) als ein Himmelsstürmer auf, und vollendete als Himmelsordner.

Es gehörte Zeit dazu daß seine Meinung durchdrang. Tycho selbst, dem an genauen Bemerkungen die Astronomie ungleich mehr schuldig ist als dem Kopernikus; Tycho, der, über Neid und Nebenbuhlerei erhaben, die schlechten Instrumente Kopernikus mit einer Begeisterung empfing die in Verse quoll, und das Bildniß desselben, von ihm selbst gemacht, unter den Bildern seiner Größten vor sich hatte und ehrte, Tycho suchte doch für sein oder für anderer schwaches Gewissen ein drittes System, wobei die Erde stünde. Galilei ward ein Märtyrer von Kopernikus Lehre, und Boullieu mußte hundert Jahre nachher den alten Philolaus wieder hervorsuchen um nur den Namen Kopernikus zu vermeiden. Jetzt würde ausgelacht werden wer an Kopernikus nicht glaubte. — — So wechseln die Zeiten.

Bekanntlich hat Gassendi sein Leben geschrieben, so billig, sachverständig und fein als das Leben Tycho's, Peurbachs, Peirescius und Regiomontanus. In Polen oder Westpreußen sind vielleicht noch Reliquien oder Briefe des stillen Mannes, die bekannt zu werden verdienen. Das einzige Werk das er geschrieben und nicht gelesen, das Werk das solche Revolution im Weltbau gemacht hat, heißt: Nic. Copernici de revolutionibus orbium coelestium Libri VI. Norimbergae 1543. Sein Bildniß ist

aus Boissard, aus dem auch Gassendi das seine genommen, der schon Frischlins Verse mit Recht darauf angewandt hat:

Illum scrutanti similem, similemque docenti
adspiceres, qualis fuerat, cum sidera jussit
et cœlum constare loco, terramque rotari
finxit et in medio mundi Titana locavit.

Ich weiß nicht ob es dem Straßburgischen gleich ist, das Bernegger aus Preußen kommen ließ, noch ob das von Kopernikus selbst für Tycho gemalte [1] irgendwo existire.

3.

Hieronymus Savonarola. [2]

Savonarola ist einer der Menschen über welche die Stimmen wohl immer getheilt, der größte Theil der Stimmen gegen ihn, die wenigen auf seiner Seite aber auch um so eifriger und wärmer seyn werden. So war's in Florenz unmittelbar nach seinem Tode, so ist's die drittehalb Jahrhunderte seitdem gewesen, und noch hat sich nichts vorgefunden das im mindesten die Sache verändern könnte.

Seine Geschichte ist kurz und sehr bekannt. Gebürtig aus Ferrara 1452, war er zuerst Arzt, ward nachher Predigermönch, zuerst in Bologna, nachher in Florenz, that sich durch seinen Eifer, durch Strenge des Lebens, Gelehrsamkeit, Klugheit und hinreißende Beredsamkeit hervor, daß er bald die Mönche, die er launig schalt, bald auch den päpstlichen Hof selbst gegen sich bekam, desto mehr aber das Volk in Florenz auf seiner Seite hatte. In den

[1] Nicht als wären sie Zeitgenossen gewesen; aber das Glück wollte daß das Gemälde dem Tycho einst zufiel. M.

[2] Deutscher Merkur, 1777, Dec. (zu S. Bildniß.)

damals so unruhvollen Zeiten Italiens, und seiner Republik besonders, die zwischen dem Regiment der Medicis und der Volksfreiheit im letzten Kampf schwankte, war er der Medicis strenger Feind und ganz auf des Volks Seite, ward Karl dem Achten, Könige in Frankreich, der damals Italien überzog und sich Florenz nicht im besten Sinn nahte, mit Friedensvorschlägen entgegengesandt, und richtete sein Geschäft wohl aus, wie er auch immer nachher auf der Seite dieses Königes blieb und von ihm große Dinge hoffte. Der Haß der Mönche, die er angriff, der Bann des Papstes, den er auch nicht schonte, die Gegenpartei in der Republik, durch die die vertriebenen Medicis wirkten, übermochten endlich; durch einen sonderbaren und (wenn er sich nicht so grausam endigte) fast lächerlichen Proceß kam er auf eine jammerswürdige, harte Tortur und endlich zum Feuer. Seine Asche ward in den Fluß geworfen, damit sie den Resten seiner Partei nicht zum Heiligthum diente, und nun ward, wie gewöhnlich, über ihn geschrieben und räsonnirt. Von seinen Freunden zum Himmel erhoben, von seinen Feinden, weil das irdische Feuer ohne Zweifel nicht hinreichte ihren Haß zu kühlen, in die tiefste Hölle verdammt, und die spätern Schriftsteller schlagen sich hie- oder dorthin, nachdem es ihnen gut däucht.

Ohne Zweifel hat die Geschichte und der Stand eines solchen Mannes so viel Seiten, als daß ein flaches Urtheil auf einmal sie alle umfaßte oder beschriebe. Wir müssen also (ohne doch die mindeste Entscheidung geben zu können oder zu wollen), wenn ja über ihn ein Wort gesprochen werden soll, nothwendig theilen.

Als Religiose war er ohne Zweifel ein Mann von großen Talenten, von warmem Herzen, großer und guter Absicht. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat nur ein Schriftchen von ihm, von der christlichen Einfalt, und einige geistliche Briefe gelesen; in beiden aber viel scharfe Blicke, reinen Sinn und Ausdruck, ja selbst oft viel von der christlichen Einfalt gefunden, die er so sehr lobet.

Diese Schriften machen nothwendig auf die Reden begierig mit denen er eine Zeitlang Florenz umkehrte und so große Wirkung gethan hat; da die meisten ihm aber nur nachgeschrieben sind, und er sich über so viele Lügen und Halbwahrheiten, die man ihm nachtrüge, beschwert, so sind sie vielleicht auch nicht immer richtig. — Wer in diesem Betracht sein Bild am hellsten gemalt sehen will, darf nur seines Freundes, des jüngern Pikus, Leben von ihm lesen. Savonarola erscheint in ihm fast nicht als Mensch mehr, sondern als Heiliger und Engel; gerade aber das thut seiner Sache bei den meisten Schaden. Ueber einen Glanz den man nicht ertragen kann, kann man auch nicht urtheilen und wenig in ihm unterscheiden.

Als Haupt einer Partei, als Demagoge in der Republik betrachtet, verflicht die Sache sich noch mehr. Herr Bayle findet's schlechthin très blamable daß ein Geistlicher sich in Geschäfte des Staats mische. Er mag sehr recht haben, wenn Savonarola zu unsern Zeiten und etwa gar in monarchischen Städten lebte; damals aber war leider noch ein ander Mönchscostüme; und in einer Republik, zumal in einer Krisis wie damals Florenz war, wird offenbar die Sache anders. Savonarola stand eigentlich keinen bürgerlichen Geschäften vor, er verwaltete kein Staatsamt, und kam weder auf Markt noch Rathhaus. Die ihn um Rath fragten, kamen in seine Zelle, und der Ort wo er aufs Volk wirkte war die Kanzel. Als er dem Könige in Frankreich entgegengeschickt ward, hatte ihn die Republik dazu, als einen Mann von Beredsamkeit und Klugheit, gewählet, und ich weiß nicht welcher Bürger oder Geistliche dem Staate in solchem Nothfalle beizustehen sich weigern dürfte? Auch in den Reden scheint's daß seine Wirkung aufs Volk von Religionsgesichtspunkten ausging. Er declamirte zuerst gegen öffentliche Laster, Aergernisse, Ueppigkeit u. s. f., wo es dann, in einem Freistaate zumal, schwer hält die Gränzen zwischen dem Allgemeinen und Be-

sondern zu finden. Auch kann man's nicht läugnen daß eigentlich der Geist der Reformation und der Wissenschaften diese Gränzen erst recht bestimmt hat; vorher, in den Mönchszeiten, ging alles durcheinander. Wir thun also wenigstens Unrecht ihn mit dem Maßstabe einer fremden Zeit, oder eines andern Verhältnisses der Stände zu messen. Selbst Macchiavell ist dieses nicht in den Sinn gekommen, so schlecht er das Ding ansah! warum? weil er im Geist der Sitten, der Zeit und des Landes dachte. Auch Guicciardini, Comines, Jovius sprechen mit Hochachtung oder wenigstens Mäßigung von ihm, und der neuere Schriftsteller, der in einer akademischen Jugendübung, [1] die wohl bloß eine politische Chrie seyn sollte, am schärfsten auf ihn losfuhr, nahm nachher in einer weit gründlichern Schrift sein übereiltes Urtheil von ihm, als Demagogen, zurück.

Soviel ist gewiß, Savonarola glaubte an der Partei die er nahm die beste zu nehmen. Als er zu Lorenz Medici's Todesbette geschickt ward, war die gerade Bedingung der Absolution: „er sollte das andern gethane Unrecht erstatten, und der Republik die Freiheit wiedergeben.“ Beim ersten sagte Lorenz, seine Erben würden es thun; da er ans zweite nicht wollte, ging Savonarola stille fort, und Lorenz starb.

Nun ist's eine unendliche Frage: welche Partei die beste gewesen, sey oder seyn werde? ob Freiheit des Volks, oder Regiment der Edeln, oder Monarchie? Wer wird aber auf die einseitige Entscheidung dieser Frage das Urtheil über einen Demosthenes, Gracchus, Pisistratus bauen? Hätte Savonarola zu den Zeiten dieser gelebt, wäre ihm eine Bürgerkrone worden; jetzt als Mönch dem päpstlichen Stuhl, den er aufgebracht hatte, so nah, und so eine glänzende reiche Partei zu Feinden habend, kam er auf die

[1] I. F. *Buddei* exercitat. polit. histor. de artibus tyrannicis H. Savonarolai: v. ejusd. parerga. Jena 1719, p. 277–398.

Tortur und ins Feuer. Die häßlichsten Dinge die von ihm gesagt und geschrieben sind, kommen von Rom aus; und selbst die spätern Anhänger der Mediceischen Partei lassen ihm Gerechtigkeit widerfahren. Er ward offenbar als ein Opfer der Ruhe im Staate preisgegeben, sein Kloster im Auflauf gestürmt; man ging aufs schändlichste mit ihm um, acht seiner ärgsten Feinde wurden seine Richter; die Tortur sollte Sachen aus ihm bringen die des Todes werth wären, und noch mußten diese erzwungenen Aussagen, wie gleichzeitige Zeugen es melden, erst verfälscht werden, und sind ihm nie öffentlich vorgelesen worden u. s. f. — — Savonarola ging ohne die mindeste Klage oder Vorwurf oder Aeußerung, wer Recht oder Unrecht habe, kalt und gesetzt, wie Phocion, zum Tode.

Aber er soll doch auf der Tortur bekannt haben, „daß seine Offenbarungen Betrug gewesen?" Er soll's, und seine Freunde sagen: „er hat's nicht;" und seine Feinde selbst sagen: „er that's nur verblümt, in dunkeln Ausdrücken, er hat's nur so zu verstehen gegeben." Und mein! was ist's für Art, jemand — durch die Tortur zu fragen: ob er ein göttlicher Prophet sey? Den göttlichen Propheten auf die Tortur legen und sagen: „ich erwarte gleichgültig die Wahrheit!" Auch die Art das Volk gegen ihn aufzubringen, war so erbärmlich auf der einen Seite als sie auf der andern genau fürs Volk calculirt war. Eine Feuerprobe der Wahrheit, welche Partei Recht habe? mit oder ohne Sacrament (weil dieses im Feuer leiden könnte!), das war die große Klippe an der er scheitern mußte, der Jahrmarkt von dem seine Gefangennehmung, Tortur und alles abhing.

Indeß ist hier nichts weniger unsere Absicht als Savonarola in allem zu rechtfertigen oder unsern Zeiten, die gar anders sind, als Muster anzupreisen. Bei Feuerrädern der Art weiß vielleicht ihr Schöpfer allein was in der Flamme ihrer Einbildung, Wirksamkeit und Absicht rein oder unrein, himmlisch oder erdartig sey; oft

wissen sie's selbst nicht, und erfahren es erst wenn sich ihr Feuer gelegt hat, das ist, meistens zu spät. Ein politischer Weissager steht auf dem unsichersten Grunde, er möge aus Weltklugheit oder Eingebung Prophet seyn; je mehr er Eingebung (auch nur im lindesten, moralischen oder poetischen Verstande) hineinmischet, desto mehr hat er Klugheit nöthig, und gerade auf der Stufe hört meistens alle Klugheit auf. Ueber das Glück in dieser ganzen Begebenheit hat niemand besser als Machiavell geurtheilt, der sie auch nur von der Seite des Glücks ansah; nämlich: ein Demagog könne durch Reden sich die Gunst des Volks bald verschaffen, ohne Waffen aber schwer erhalten. Es scheint nicht daß es dem guten Savonarola (wenn er das war was seine Freunde und alle die ihn gekannt haben von ihm sagen) — es scheint nicht daß ihm um das eine oder das andere zu thun gewesen sey. Noch auf der Tortur sagte er daß wenn's ihm gelungen wäre nur ein Concilium, eine Reformation der Sitten zu bewirken, ihm dieß viel mehr als des Papstes dreifache Krone gewesen wäre. Die moralische Seite von Savonarola ist also, auch nach dem Geständniß seiner Feinde, die sicherste und offenbarste; das ihm eigne in seiner Person und auf seinem Standpunkte ist verflochten, dunkel, und mag ihm also (sey's Wahn oder Wahrheit!) eigen bleiben.

4.

Reuchlin.[1]

Wie alles unterm Monde, so geht auch der Drang und die Noth der Zeiten vorüber, mithin das was Geistern Bedürfniß und Form gab, was sie in Kampf, Gefahr, Arbeit verflocht, was ihre Verdienste und Thaten weckte. Da kommt uns nun so oft feder-

[1] Deutscher Merkur, 1778 (z. R. Bildniß).

leicht vor was jenen Schweiß verursachte; was sie als Chaos vorfanden, ist uns entwickelt; warum sie kämpften, darum mögen oder dürfen wir keinen Finger regen, — und statt daß wir ihnen nun danken sollten uns in die Behaglichkeit gesetzt zu haben, verkennen wir ihr Verdienst, und beurtheilen sie nach der Leichtigkeit die wir jetzt haben ihnen nachzusprechen, nachzulallen, nachzugaukeln.

Fange ich von Reuchlin an: „Johann Reuchlin zu Pforzheim geboren, von Jugend auf der Sprachen und schönen Wissenschaften beflissen, in denen er einen so guten Grund legte" — Wer kann die entweihten Worte fortschreiben oder fortlesen? Sie sind zu unserer Zeit ohne allen Nachdruck, sind so oft elend gebraucht daß sie leider uns gerade das Gegentheil bedeuten was sie bei Reuchlin bedeuten sollen — —

Fahre ich fort: „Er befliß sich des reinern lateinischen Styls, las die Griechen und verstand sie, lernte in spätern Jahren das Ebräische mit unsäglichem Fleiße —" Welcher verdumpfte Schulmeister wird nicht schnell einfallen: „Das kann, das thue, treibe ich auch!" Ego et Reuchlinus!

Heißt's endlich: „Er nahm sich der jüdischen Schriften, die, außer der Bibel, alle verbrannt werden sollten, mit unsäglichem Eifer an, schrieb Deductionen für ihre Güte und Unschuld, focht einen langen Proceß darüber aus u. dgl." — Welche Platitude, kann ein Narr rufen, von Güte und Verdienst? als ob das nicht jeder wüßte und könnte? ob's dazu eines Reuchlins brauchte? Und wenn der Reuchlin nun gar seine gute Sache etwas jüdisch und kabbalistisch verfocht, wenn er de verbo mirifico und de arte cabbalistica Bücher schreiben, im Talmud und in den ebräischen Buchstaben Geheimnisse finden konnte u. s. — kein aufgeklärter, mit Hausenblas' aufgeklärter und mit Bimstein abgeriebener Bube, der sich nicht über ihm dünkte und ausriefe: „käm' er nur damit zu unserer Zeit, wir wollten ihn recensiren!"

Ruh' also in Frieden, lieber Schatten, ich will dich nicht stören, nicht den kleinen Trupp deiner Schriften, „eine ebräische, eine griechische Grammatik, ein ebräisch und lateinisch Wörterbuch, einige lateinische Knabenspiele, kabbalistische Schriftchen und Vertheidigungen der jüdischen Bücher" wie auf dem Trödelmarkte herrufen, und sie weder mit oh! noch ach! zieren.

Wenn nach Yoriks Classification die Leser neugieriger Gattung fragen sollten: „Wer war der Mann, also gestaltet?" so dient ihnen allenfalls zur Antwort: er war kaiserlicher Rath, aus besonderer Achtung des Kaisers für sich und seinen Bruder und beider Geschlecht geadelt; Gefährte des Herzogs Eberhard von Würtemberg in Rom, Wien, und in Wien mehr als einmal; Gesandter zu Rom nachher in einer sehr wichtigen Sache des Herzogs von Bayern, die er beim Papst glücklich ausfocht; endlich im Namen des Kaisers und der Reichsstände erster Bundesrichter in Schwaben; in allen diesen wichtigen Stellen der Liebling der Großen und Geringen mit denen er umging, die Ehre seines Landes und Standes. Kaiser Friedrich der Dritte freute sich ihm ein Geschenk nach seinem Sinne übermachen zu können (der ebräische Codex, der anitzt in Karlsruhe noch seinen Namen führet); Fürsten, Edle, zuletzt gar Bischöfe und Cardinäle, Maximilian selbst freuten sich für ihn sprechen, schreiben, entscheiden zu können. Die besten Männer seiner Zeit, Franz v. Sickingen, Pirkheimer, Hutten, Graf Neuenar fochten für ihn und mit ihm; Erasmus, der nicht fechten wollte, lobte glimpflich; Luther segnete ihn als einen Gottesmann und Helden; Melanchthon ehrte ihn als Vater, die ganze aufblühende Welt besserer Zeiten als ihren Mitstifter; geborne Griechen in Italien beneideten ihm sein Griechisch und einer von ihnen rief aus: „Griechenland ist über die Alpen gezogen!" da er Reuchlin hörte. Geborne Römer hörten ihn, einen Schwaben, mit Lust latein sprechen. Nach Orient hin hat er uns die Thüre geöffnet; zu den verschlossenen Heiligthümern des Worts

Gottes und der morgenländischen Weisheit den verödeten Weg wieder gebahnet; Morgenland nicht bloß wieder gefunden, sondern auch verfochten bis ans Ende seines Lebens, und es von dem ihm gedroheten Untergange als ein Held, der sich aufopferte, gerettet. — — Wem dieß alles noch zu wenig seyn möchte einen Mann von solchem äußern Verdienst zu ehren, dem würde alle Predigt über seine innere Größe wenig behagen.

Und doch bleibt diese wohl der edelste Zug seines Charakters; die Seele nämlich womit er alle jene Verdienste sich erwarb und beseelte. Es herrscht in seinen Aufsätzen, selbst bis auf seine Vorreden (z. E. zu seinem ebräischen Wörterbuch an seinen Bruder), seine Vertheidigungen der Kabbala und der Rabbinen, eine Stille und Tiefe des Geistes, die da zeigt daß er die Perle funden habe, und über die Schalen und Hüllen der Wissenschaft ihren Kern gekostet. Seine Briefe und sein Betragen zeigen eine außerordentliche Mischung tiefer Stärke und heldenmäßiger Bescheidenheit nachgeben zu können, als ob er nichts wäre, und ein unüberwindlicher Fels zu seyn für Recht und Wahrheit. Er sah die Literatur, zumal die morgenländische an wofür man sie ansehen sollte, hatte tiefes Gefühl für ihre innere Kraft, Gottheit und edle Einfalt. Selbst wo er, zu nahe den Rabbinen und der damals blühenden Platonisch-Pythagoreischen Philosophie, uns überspannt scheint, sieht man den Menschen von Kraft und Weisheit. Auch den Streit gegen die Pfefferkorne und Consorten hielt er nicht als Gelehrter aus, sondern als Mann von Recht, Pflicht, Wahrheitsliebe und mildem Vatergefühle.

Hätte der Edle einen Lebensbeschreiber wie Zwingli neulich an Nüscheler gefunden! Sein Landsmann May (Majus)[1] wollte ihm nacheifern, schrieb auch sein Leben; es ward aber eine aufgeblasene, ekle Lobrede mit einem Wust von Noten ohne Zweck und

[1] Vita Reuchlini Durlac. 1687 mit einem abscheulichen Bildniß.

Gestalt. Seines bessern Landsmannes, Bruckers [1] Zweck war's nur die Außengeschichte seines Lebens zu seinem Bilde zu stellen, wohin wir auch, nebst denen die seine Briefe gesammelt, die Leser verweisen. Niemand hat mehr für ihn gethan und gefühlet als Hermann von der Hardt, der nach seiner eigenen Gelehrsamkeit ihn recht zu schätzen vermochte. Er spricht von Reuchlin, wo sich nur von ihm sprechen läßt; [2] feierte jährlich seinen Sterbetag mit sonderbaren Gebräuchen; den zweiten Theil seiner Literaturgeschichte der Reformation hat er ganz mit Reuchlianis gefüllet. [3] Alle das sind Vorarbeiten für seinen künftigen Lebensbeschreiber, der an Reuchlin recht den Morgenstern der Reformation und einen Schatz von Kenntnissen und Seele der Zeit finden wird, wenn er's zu brauchen und uns zu geben wüßte. Reuchlins Freunde standen ihm zu nahe; wir stehen ihm zu weit und fast zu schief, da er doch ewig nicht bloß der Erwecker, sondern, was noch mehr ist, der Beschützer der orientalischen Literatur bleibet. Laßt es seyn daß er sie noch mit fremden Binden umwickelt sah, und hinter sich ließ; eben das erhöht sein Verdienst daß er durch diese Binden hindurch zu blicken wußte. Er sprach das Machtwort: „Stehe auf! komm herauf, Todter!" Der Todte kam wie er war, mit rabbinischen Grabtüchern umwunden, und sein Haupt mit dem Schweißtuch der Kabbala verhüllet; das zweite Wort war und ist ungleich leichter: „Löset ihn auf und laßt ihn gehen!" Und das ist das gelobte Verdienst der Folgezeiten Reuchlins gewesen.

[1] Bruckers Ehrensaal, zweites Zehent.

[2] Lutheri et Reuchlini harmonia; aurora in Reuchlini senio, program. Hardt.

[3] Histor. liter. Reformat. Hardtii P. II. num Reuchlinus fuerit ansa reformat. etc.

5.

Denkmal Ulrichs von Hutten.

(Aus den zerstreuten Blättern 1793.)

Als die Zeitung meldete, im neuen deutschen Merkur sey Huttens Bild und Leben erschienen, erröthete ich über meine Schuld, wie lange ich diesem edeln deutschen Manne auch ein kleines Denkmal zu setzen willens gewesen. Er starb als ein Flüchtiger, als ein Vertriebener, und hatte zuletzt nicht da er sein Haupt hinlegte; nur eine Schreibfeder fand man nach seinem Tode bei ihm, und einige Briefe seiner Freunde. — Wie sein Nachlaß war, soll und kann auch nur dieß Denkmal werden; ein glatter Stein auf seinem Grabe, oder ein Brief von Freundes Hand über seinen Tod und über sein kurzes, stürmisches Leben.

Wenn ein junger, feuriger Mann schon in Jahren, die andere noch als Pflanzen wegträumen, ein Mann fürs Vaterland ist, der den faulen Weg und die ruhige Lebensart der Mönche (es gibt Mönche in allen Ständen) früh verläßt, eben weil ihm vielleicht sein Genius zulispelt daß er's nicht lange werde thun können; er strebt was er kann;[1] erwählt mit den Guten und fürs Gute freiwillig Ungemach zu leiden, Stand, Güter, Ruhe, Leben, Ehre aufzuopfern, und läßt sich durch jede neue Gefahr nicht abschrecken bis ans Ende seiner kurzen Laufbahn; die Finsterniß ist aber stärker als das Licht, die

[1] Hutten scheint dieses selbst geahnet zu haben; er machte sehr früh seine Grabschrift:

Von der Geburt an ward mir zum Lebensloose das Elend;
 Uebel zu Land' hab ich, Uebel zu Wasser erlebt.
Will es das Schicksal dann, daß all mein Leben in Jammer
 Ende; so will es mir wohl daß ich es endige bald.
Unter tausend Gefahren hab' ich die Muse geliebet,
 Habe gethan für sie was und wie viel ich vermocht.

Sklaverei stärker als die Freiheit; man rottet sich um ihn, schneidet, da er noch keine Gränzen seiner Wirksamkeit kennet, ihm Luft und Athem ab; auch seine Freunde treten scheu zurück; sein edelster, ihm treugebliebener Freund sinkt, und mit ihm Glück und alles; nun treten die Falschen hinzu, die sich auch Freunde nannten, verleumden, spotten, höhnen seine Plage; der Edle fällt wie man vor bösen Buben fällt, und jene Unedeln behalten recht: „Was hat er ausgerichtet? was wollte er? Freilich — freilich auch fehlte es ihm nicht" — „aber jung, zu jung" — Unter solchen Hohnsprechungen liegt nun der Arme bei einem Pfarrer auf einer kleinen Insel im Zürchersee, hatte in Deutschland, für das er alles unternahm, zuletzt keinen sichern Tritt mehr, und starb auch dort mit Liebe fürs Vaterland und mit Löwenmuthe gegen die Verkleisterer der Wahrheit — Jünglinge, wallfahrtet zu seinem Grabe, und sein Leben sey euch ein Spiegel mehrerer Zeiten!

*

Als Ulrich von Hutten, der junge Fränkische von Adel, in Fulda studirte, wollten ihn, wie billig, Mönche zum Mönchen machen. **Tunc hoc ingenium perderes?** sagte der verdiente Eitelwolf von Stain zum Abbt, und errettete den fähigen Knaben. Zeitlebens hing Huttens Herz an diesem edeln Manne, seinem Erretter. Ihm hatte er nachher die Gunst des Cardinals von Mainz, seine Reise nach Italien, sein erstes blühendes Hofglück zu danken; mit Eitelwolf von Stain sank ihm seine erste Stütze, auf die bald eine nach der andern folgte. Eitelwolf war's der dem Kurfürsten von Brandenburg den Rath und den Plan zur neuen Universität Frankfurt an der Oder gab, und nach seinem Sinne sollte sie ein neues Athen der schönen und freien Weisheit werden; bald aber that's dem biedern Manne leid, da er die neue Universität ärger als eine andere mit Sophisterei und Pfaffenkram überdeckt sah. Er ging mit einer Societät der Wissenschaften in Mainz, dem damals so blühenden

Mainz, schwanger, und — starb darüber. Gnug, er hatte Hutten in die Welt geholfen, und Hutten hat in seinen kurzen Jahren mehr gethan als manche Societät in Jahrhunderten thun durfte oder thun mochte.

*

Hutten studirte in Köln, und das war, wie wir auch aus der Geschichte Luthers wissen, damals mit ein Hauptnest der Philosophaster und Theologaster. Der Ekel den Hutten früh an dieser Brut hatte, gab ihm, noch unbestimmt wie sein Unmuth ausbrechen würde, den Stoff zu den epistolis obscurorum virorum, dem spätern kühnen Werk seines Lebens. In Fulda war Crotus Rubianus, sein nachmaliger Mitarbeiter an diesen Briefen, sein Mitschüler gewesen, ein Freund der ihm bis ans Ende treu blieb. Und da in Köln alle die Originale, insonderheit der gravissimus Ortuinus, die das künftige Heldengedicht galt, lebten, so ist dieß abermals eine Probe, wie das meiste das wir in unserm Leben thun von Verbindungen und Umständen herrühret, in die uns frühe die Vorsehung setzte. Die Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — sie machen meistens den Anklang unserer Bestimmung. Sie weben das Grundgewebe, in welches spätere Schicksale und eine reifere Vernunft nur den Einschlag geben.

*

Hutten ging überdrüssig von Köln nach Frankfurt, dessen reizende Lage er, vermuthlich für seinen Eitelwolf, in Versen beschrieb. Freundschaft also lockte den ersten Sproß des jungen Dichters hervor; diese Muse verließ ihn auch nicht in seinem ganzen Leben.

Jugendliche Unruhe trieb Hutten hierauf nach Italien, zuerst als Kriegsmann unter Maximilian, der damals Padua belagerte.[1]

[1] Die in diesem Feldzuge geschriebenen kleinen Gedichte Huttens sind voll Patriotismus für Deutschland und den Kaiser, voll ächten Kriegermuths

Und hier hing sich die Schlange (eine Krankheit die sich gleich selbst erklären wird) an seinen Fuß, deren Gift er zeitlebens mit sich trug, und die zuletzt seinen Hässern auch Anlaß zum Hohn gab. — Wer die Geschichte der damaligen Zeiten und dieses Uebels kennet als es zuerst in Europa ausbrach, der muß ungerecht seyn, wenn er nicht dem allgemeinen Zeugniß glaubt daß man damals sehr unschuldig dazu kommen konnte, und desto ärger daran war, weil man noch kein Mittel dagegen wußte. Die Krankheit, an der Fürsten und Herren damals mit Ehre laborirten, hatte den Schandfleck noch nicht den ihr die spätere Zeit mit Recht gegeben. Jetzt ist das Ungeheuer in seine Gränzen gebannet; damals war's Pest am Mittag. Hutten schreibt in seinen Briefen mit einer Offenherzigkeit davon, die am lautesten seine Unschuld zeiget (an der damals auch niemand zweifelte, der ihn kannte). An die Fuggers schrieb er ein öffentliches Dank- und Glückwünschungsschreiben über den Lebensbaum Guajaci medicinam, der durch sie nach Deutschland kam, und an den Erzbischof, Cardinal und ersten Kurfürsten Deutschlands, Albert von Mainz, schrieb er, de morbo Gallico librum, in welchem er ein ebenso patriotischer Verfechter der Gesundheit seiner Landsleute wird, als er sich nachher ihrer Ehre, Freiheit, Aufklärung und Glückseligkeit patriotisch annahm.

*

In Krieg und Krankheit waren seine Arbeiten flüchtige, einzelne Sinngedichte, die sich ohne seinen Willen zerstreuten, gesammelt oder vielmehr verstümmelt herausgegeben wurden, die er also aus Noth selbst herausgab, und sie Maximilian zueignete. Coluit, sagt er—

Coluit per mille pericula Musas,
Et *quanti potuit* carminis auctor erat.

gegen die Venetianer, am meisten aber gegen die Franzosen. Manche von diesen sind so charakteristisch als ob sie zu unserer Zeit gemacht wären, und würden vielen Lesern in einer guten Uebersetzung wohlthun. Die Nationen bleiben sich immer gleich bis ans Ende der Tage.

Von früh auf sieht man an Hutten einen Mann, der zur Pedanten-Autorschaft nicht gemacht war. Alles lebt in seinen Schriften, nichts steht geschrieben daß es nur also dastehe. Seine Bücher, alle meistens kleine Stücke, sind Stimmen aus seinem Leben, Laute seines Ritterworts, Handlung. Und darum wirkten sie auch in ihrer Art, wie Luthers Schriften in der seinigen; er schrieb ein Latein wie es die Drehbank Ciceronischer Perioden schwerlich allein hervorbringen möchte. Wie Dädals Bildsäulen sieht man seine Worte und Phrasen gehen, kommen, handeln, leben!

*

Er kam nach Deutschland, und ein Landedelmann, sein Vater, der an ihm einen fleißigen, mühsamen Juristen nach der damaligen Juristenzeit in Deutschland suchte, fand nicht was er wünschte. Der junge Mensch schrieb seinen Nemo; das erste Stück in künftiger Hutten'scher Manier, und wenn man deuten wollte, für ihn eine üble Ahnung. Beim ersten Auftritt war er ein Niemand und ist gewissermaßen zeitlebens ein Niemand geblieben. — Vorher hatte er unter mancherlei Schicksalen ganz Deutschland durchkrochen und durchflogen, „ein Ulysses, wie er sagt, mit einer ganzen Odyssee von Zufällen." Wenigstens hatte er dabei den Vortheil daß er das Deutschland für welches er nachher mehr als Demosthenes seyn wollte, in allen seinen Provinzen kannte; von Rostock und Greifswalde bis gen Frankfurt und Wien; Sachsen, Böhmen, Braunschweig, die Schweiz. Zu Wittenberg hatte er sein Gedicht de arte versificatoria (ein Zeichen des Brodstudiums, worin er Unterricht geben mußte) hingeworfen; aber auch dieses that er mit einer Wärme die ganz den künftigen Mann prophezeite. In der Schweiz nahm ihn der verdiente Reformator Vadian auf, und so kam er zum zweitenmal, jetzt ganz ein Jurist zu werden, nach Wälschland.

Wir wollen uns nicht in Umstände einlassen die man im Leben jedes jungen Dichters sich denken, oder allenfalls finden kann, daß z. E. ihm der Geschmack der Bartolisten nicht anstand, daß er sich darüber auf seine Art äußerte, daß ihm die schöne Literatur in Italien wohlbehagte, daß er von allen die seine Talente kannten geschätzt wurde u. s. w. Eben da er in Italien den Rechten oblag, kam ihm ein Umstand ganz anderer Art in den Weg, ihn als den der er war zu zeigen und zu üben. Der Herzog in Würtemberg hatte seinen Vetter Johann von Hutten mit eigner Hand im Walde umgebracht, und nun ließ Hutten, der ebenso sehr Edelmann und Geschlechtsvertheidiger als Deutscher und Freiheitsvertheidiger war, Klagen, Briefe, Deplorationen, endlich fünf Invectiven gegen den Mörder ausgehn, die als wahre Demosthenesreden von Herz und Seele, die Sprache der Unschuld und Rache sprachen, und gegen einen Thäter, der Herzog war, alles zu Hülfe nahmen.[1] Weiterhin werden wir unsern Demosthenes im wirklichen Feldzuge gegen seinen Feind sehen, da sein Freund, der gerechte und edle Sickingen, des schwäbischen Bundes Haupt war.

[1] Vor einer Sammlung dieser Schriften sagt er:

Sey nicht, o Leser, von zu zartem Ohr;
Sonst ist die herbe Speise nicht für dich.
Ein hartes Werk beginnen wir, und hart
Sind unsre Worte; denn auch er war hart
Auf den wir treffen, und hart seine That.
Wenn du dieß Bändchen liesest, denk': es schrei's
In ihm unschuldig ungerächtes Blut.

Und am Ende des Buches sagt er:

Hassen, o Leser, kannst du mein Buch nicht; nur den Tyrannen
Kannst du hassen und mußt, wer du vom Volke auch seyst.
Hassenswerth ist die That, und hassenswerth, der sie übte;
Aber verdienet der, der sie verkündiget, Haß?

Redlich für die Sache.
Hutten.

Hier bemerken wir nur daß die Stimme die sich jetzt für ein ungehörtes Bruderblut erhob, bald zu Kaiser und Reich über allgemeinere Angelegenheiten rufen sollte, und sich an einem so sonderbaren tragischen Familienvorfall zum voraus gleichsam nur üben mußte. — In diesem Jahr 1515 starb Hutten auch sein Freund, Erretter und Beförderer, von Stain, und nun ging seine zweite Laufbahn an.

*

Schon sein Gespräch gegen Ulrich: **Phalarismus, Dialogus Huttenicus** hatte er mit dem Wort geschlossen, das nachher auch in anderer Absicht sein Wahlspruch werden mußte: jacta est alea! ich hab's gewagt! Schon diesen Dialog endete er mit den Worten: **exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!** Und nun drang ihm die Beklemmung, in der damals die Ehre und das Licht Deutschlands, ein verdienter Mann von mehr als Einer Seite, Reuchlin, war, zu Herzen; er machte sich mit seinem Schul- und Busenfreunde Crotus auf, ihn gegen den Ketzermeister Hochstraaten und mehrere Facultäten privilegirter Verfolger, die rechtlich wütheten, durch ein Mittel zu helfen, das mehr als eine Deduction wirkte, er schrieb die **Epistolas obscurorum virorum.** Daß Crotus daran Theil gehabt, ist unläugbar; sie aber deßwegen, weil Crotus mitgeholfen, dem Hutten ganz absprechen zu wollen, ist ebenso unnoth als sie gar dem Erasmus zuzuschreiben, der unter allen Sterblichen sie wohl am wenigsten schreiben wollte.

Kurz diese Schrift Huttens überwand für Reuchlin mit. Sie traf so scharf, schied Mark und Bein, stellte die Pfefferkorne Ortuini und alle ihres Gelichters so ganz bar, daß es weiter keines Läugnens bedurfte. Unglaubliche Wirkung machte diese Schrift als sie erschien; auch auswärtige Nationen schätzten sie, obgleich für sie die feinste Spitze des Salzes verloren ging, denn das Deutschlatein, die deutschen mönchsgelahrten Sitten sind in ihr das Hauptwerk; eine

Nationalsatire voll Geist, Feuer, Witz und äußerst genauer, treffender Detailwahrheit. [1]

Endlich endigte Sickingen was Hutten angefangen hatte, und sprach mit diesen Leuten, wie man mit ihnen reden mußte. Sie krochen zu Kreuz, und Reuchlin hatte in seinem Alter Ruhe. — Der Bruder Ketzermacher, Hochstraaten, gegen den auch in Luthers Schriften die deutsche Wahrheit zu lesen ist, soll einmal Hutten in den Niederlanden begegnet, ihm vor Schrecken und Angst zu Fuße gefallen seyn und seine arme Seele schon allen Heiligen mit dem Stoßseufzer empfohlen haben: „Leben wir, so leben wir dem Herrn ꝛc." „An dir verunreinige ich mein Schwert nicht," sagte Hutten, und ließ ihn gehen.

*

Als Hutten zum drittenmal aus Italien kam, war sein Ruhm in der schönsten Blüthe. Da jauchzten ihm alle Freunde der Wissenschaften zu und priesen ihn, den siegenden Reuchlinisten. Eras-

[1] Ob diese Briefe und mehrere Hutten'sche Gespräche, die in der Sammlung Pasquillorum I. 2. Eleutherop. 1544 stehen, Pasquille oder Satiren sind? muß nicht aus dem Geist unserer, sondern der damaligen Zeit entschieden werden. Wie manches, selbst in den Schriften Luthers und Erasmus, würde jetzt nicht geschrieben! Daß Hutten aber, wie Bayle vermuthet, wenn er noch dreißig Jahre gelebt hätte, ganz Europa mit Pasquillen würde überschwemmt haben, glaube ich nicht. In allen seinen Schriften zeigt sich oft zwar ein hitziger und brausender, nie aber ein unedler Geist, und daß in Huttens, wie in des freilich vorsichtigern Erasmus Schriften viel attischen Spottes sey, ist unläugbar. Nur weil Hutten die Sache die er trieb so tief zu Herzen nahm, war sein Salz scharf; er wollte nicht etwa nur vergnügen, sondern ändern, bessern, zuletzt auch rächen; und dann hat leider von selbst der Spott ein Ende. Sein vir bonus, seine intercessio pro Capnione, der heroische Gesang in triumphum Jo. Reuchlin, seine Schriften an den Kaiser, seine Germania, sein Arminius sind voll der wärmsten, edelsten Stellen; und überhaupt gehöret nicht jede Production der Erde in die Zeit und Stunde in der sie erscheinet?

mus lobte ihn als einen Mann, deßgleichen nicht gewesen;[1] seine Freunde, insonderheit der redliche Pirkheimer (Nürnbergs verdienter Patricius, Dürers und aller Guten Freund), empfahlen ihn Maximilian, der ihn in Augsburg mit eigner Hand zum Dichter mit einem Kranze krönte, den seines Pirkheimers Tochter ihm gewunden hatte. Hier war er mit im Gefolge des Kurfürsten von Mainz auf dem Reichstage, hatte gute Hoffnungen zu des Kaisers Hofe, und seine Jugendphantasie träumte lebhaft „was er ausrichten, vollenden würde!" Man lese den langen Brief, den er an Pirkheimer schrieb, als dieser ihm die Einsamkeit auf seinem fränkischen Ritterschlosse anrieth. Burkhard, ein um Hutten sehr verdienter Mann, hat diesen Brief herausgegeben und commentirt; er zeigt daß, ungeachtet seiner schwächlichen Gesundheit, Hutten damals noch alles lachte. Da schrieb er wie in einem Feuerstrom die Rede: **Ad principes Germaniae, ut bellum Turcis invehant, Exhortatoria,** in der, so viel dem Kaiser am Inhalte lag, doch einige zu warme Stellen weg mußten. Damals lebte der Hof, und was sich am Hofe

[1] Auch Huttens erklärter Feind könnte die ungemeine Lebhaftigkeit, Stärke und Biegsamkeit seinem lateinischen Styl nicht absprechen. In Reden, selbst den heftigsten Reden, in Gesprächen, Briefen, Gedichten, und zwar in Gedichten mehrerer Gattung, ist dieser jedesmal was er ihm seyn sollte. Den Livius stellte er, vermehrt, aus einer gefundenen Handschrift her; und jede Beute der schönen und nützlichen Literatur lag ihm am Herzen. Sein Streit gegen das Papstthum war auf Geschichte gegründet, und er ging hierin rein zu Werke; auch hatte er anfangs auf Luther nicht die mindeste Rücksicht. Er wie Luther hatte den Funken, der sie anglühte, aus Italien selbst geholet. Zu läugnen ist indessen nicht daß in dieser Flamme, auch ohne die mindeste Religionsabsicht, bei Hutten mitunter ein wildes Feuer brannte; und dieses war, auch seine Jahre abgerechnet, der Rittergeist seiner Zeiten. Er war ein fränkischer Edelmann, im Kriege frühe gebildet: er glaubte wie mit dem Schwerte, so auch mit der Feder kämpfen und sich auf gleichgetheiltes Licht, auf einen offenen, freien Kampfplatz verlassen zu können. Leider aber war dieß der Fall nicht. Er kämpfte mit einer unsichtbaren, weit überwiegenden Macht, und mußte erliegen.

Maximilians und Alberts für Deutschland thun ließe, in seiner Seele; jede Blüthe irgend eines schönen Genie's, in welcher Nation sie auch aufsprießen mochte, Budäus, Oecolampadius, Pirkheimer, Faber, Erasmus, Copus, Ruellius vergnügte ihn so lebhaft als ob alle diese Männer seine Brüder, Mitarbeiter zu Einem Werke wären. — Das wahre Kennzeichen umfassendgroßer Seelen! An Luther, der damals vor Cajetan zu Augsburg stand, nahm er noch nicht Theil, vermuthlich weil er seine Sache nur als eine theologische Streitigkeit ansah, und ihn noch nicht kannte. Daß indessen schon damals in Hutten die ganze Flamme gelodert, die ihm späterhin Luthern so theuer machte, zeigt die lange Dedication, womit er des Laurentius Valla Schrift „über die erlogene Schenkung Constantins" dem Papst Leo selbst zu übergeben sich getraute. Ein rechter Jugend-, Helden- oder Eulenspiegelstreich in Huttens Leben. Er that's mit so vielem Lobe dieses, und mit so bitterm Tadel des vorigen Papstes, dabei auch mit einem so lauten Geschrei für die Freiheit der Deutschen gegen des Papstes Ansprüche, daß er sich entweder das größte Wunder zutrauen, oder den bittersten Haß des Papsts erwarten mußte; den er denn auch froh erwartete; nur daß er sich an Albert, am Kaiser, an den Fürsten und Ständen des Reichs desto mehr irrte, und für seine gute, wahre, gerechte, gerecht anerkannte Sache von ihnen viel zu viel hoffte.

Hutten bahnte also Luthern unwissend den Weg, und half ihm nachher, da er ihn kannte, treulich. Nur lief es freilich nicht nach Huttens Sinne.[1] Der Kaiser starb; Hutten folgte dem Kurfürst

[1] Luthers Aussprüche von Hutten zeugen von dem großen Verstande des biedern Mannes, und wie besser er als Hutten die Welt kannte. Huttenus et multi alii fortiter scribunt pro me, et parantur in dies cantica, quae Babylonem istam parum delectabunt. — Hutten literas ad me dedit, ingenti spiritu aestuantes in R. Pontificem, scribens se jam et literis et armis in tyrannidem sacerdotalem ruere —— Quid Huttenus petat, vides; nollem vi et caede pro evangelio certari. Melanchthon nach seiner

Albert nach Mainz, wo er in Ruhe des Hoflebens einige seiner besten Dialogen verfertigt hat; aber dieß Leben war am Ende für ihn nicht. Lieber ging er mit Sickingen gegen den Herzog Ulrich zu Felde, zog drauf auf sein Schloß Stakelbergk, und vollendete seinen Dialogen über Glück, Fieber und Papstthum. Dieß letzte Gespräch hieß: „Die römische Dreifaltigkeit," und es ist unbegreiflich wie dasselbe nicht bloß in Mainz öffentlich gedruckt werden, sondern auch der Verfasser nachher frei am Mainzischen Hofe und in Gnaden des Kurfürsten seyn konnte. Freilich nicht lange; denn bald kam der schärfste Befehl aus Rom „daß ein so frecher Sünder als Hutten, gegen den die Theologisten in Köln längst die Bulle wegen der Episteln obsc. vir. in Händen gehabt, und der fortführe von der römischen Dreieinigkeit selbst in Mainz zu schreiben, nicht anders als in Ketten nach Rom geführt zu werden verdiene." Zu diesem edeln Werke ward nun alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beschützer. Albert konnte und durfte dieß nicht seyn; zum Erzherzoge Ferdinand schrie Hutten laut, aber vergebens; noch lauter an Kaiser Karl, an die ganze deutsche Nation, vergebens. Er hatte Herz genug an Kaiser Karls Hofe nach den Niederlanden selbst zu gehen, aber umsonst; er fand kein Gehör; Dolche, Meuchelmörder, Ketten und Banden erwarteten ihn allenthalben. Und immer blieb Hutten unerschüttert derselbe. Man schaudert, wenn man seine Briefe, Reden und Aufforderungen an Ferdinand, Karl, Albert, Friedrich von Sachsen, an alle Stände des Reichs lieset. Hier erscheint Deutschlands Demosthenes in seiner Größe. Wahrheit, Freiheit, Stand, Ruhm, Noth, Vaterland, alle läßt er sprechen, rufen, klagen.

Gemüthsart fürchtete Hutten. Ut virum magni facere et admirari propter doctrinae eruditionem et praestantiam ingenii, sic ab illius natura vehemente et excelso animo et voluntate ad novas res propensa non nihil timere P. Melanchthonem licuit animadvertere, sagt Camerarius im Leben Melanchthons. Dieß alles war in seiner Ordnung.

Die fünf Klagschriften sind ins Deutsche übersetzt mit dem Beiwort; „ein großes Ding die Wahrheit! stark über alles!" Er hätte aber lange rufen können, wenn ihm nicht sein alter ungerufener Freund, Franz von Sickingen, ein Mann dessen Name Deutschland zu den edelsten Römern stellen kann, wenn der ihm nicht mit gewohnter Hand Schutz und Freistatt gegeben hätte. Hier leider geht der dritte Theil von Huttens Leben an, und gottlob daß dieser nicht lange dauert.

*

In seines Freundes Sickingens Schloß, Ebernburg am Main, fand der also eine Freistatt, der sie nirgend, auch auf seinen eignen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte Deutschland nicht verlassen, dessen Sache er jetzt eben am eifrigsten, fröhlichsten, freiesten forttrieb. In Ebernburg schrieb er: „die Anzeige wie sich allweg der Papst gegen den Kaiser gehalten;" er commentirte die Bulle des Papstes gegen Luther mit Noten, schrieb neue Dialogen, Invectiven, Aufmunterungen, Aufweckungen, Briefe, Beklagung der Freistädte deutscher Nation, lebendige Abconterfactur des Papstthums u. s. w., jedes Stück immer stärker, lebendiger, mächtiger, wahrer als das was voranging. Jetzt schlug er sich zu Luther, munterte ihn auf, bot sich und seinen Sickingen zu allem an. Schon dieses Sickingen wegen wird dieser Theil von Huttens Leben und Schriften außerordentlich merkwürdig. Allemal wenn er an ihn denkt, wenn er ihn nur in Einem Wort, Einer That anführet, sieht man den ganzen Biedermann vor sich. Ihm und dem großen Haufen des deutschen Volks zu gut schrieb Hutten jetzt deutsch, übersetzte seine besten lateinischen Gespräche für seinen Freund Sickingen, der sich auch Luthers Schriften beim Abendessen und müßigen Stunden vorlesen ließ, und dann gewöhnlich wahre Ritterworte darauf setzte. Höre man eine Zueignung Huttens an ihn, in der beide geschildert werden wie sie waren:

„Dem edlen, hochberühmten, starkmüthigen und ehrenvesten Franz von Sickingen, kaiserlicher Majestät Rath, Diener und Hauptmann, meinem besondern vertrauten und trefflichen guten Freund, entbeut ich Ulrich von Hutten meinen freundlichen Gruß und willigen Dienst."

„Ohn Ursach ist das Sprüchwort: in Nöthen erkennt man den Freund, nicht in Gebrauch kommen. Wahrlich darf niemand sagen daß er mit einem Freund verwahret sey, er hab' ihn denn in seinen nothdürftigen anliegenden Sachen dermaßen daß er ihn inwendig und auswendig kenne, versucht und geprüft. Wiewohl nun der glückselig zu achten, dem nie vonnöthen ward einen Freund dieser Gestalt zu probiren, mögen doch auch sich die der Gnaden Gottes berühmen, so in ihren Nöthen beständige und harthaltende Freund erfunden haben. Unter welchen ich mich denn nicht wenig Gott und dem Glück zu bedanken hab'. Denn als ich auf das äußerst an Leib, Ehren und Gut von meinen Feinden genöthigt, so ungestümlich daß ich kaum Freund anzurufen Zeit gehabt, bist du mir nicht, als oft geschieht, mit tröstlichen Worten, sondern hülftragender That begegnet, ja mag ich, als das Sprüchwort ist, sagen, vom Himmel herab zugefallen — Der nicht geachtet was ein jeder von meinen Sachen rede, sondern sie an ihr selbst Gestalt beherzigt. Hast dich nicht durch Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung der Unschuld abziehen lassen, sondern aus Liebe der Wahrheit und Erbarmniß meiner Vergewaltigung für und für über mir gehalten. Und da mir aus Größe der Fahr die Städt' verschlossen gewest, alsbald deine Häuser, die ich aus der und andern Ursachen Herbergen der Gerechtigkeit nennen mag, aufgethan, und also die angefochtene und verjagte Wahrheit in die Schooß deiner Hülf empfangen, und in den Armen deiner Beschirmung gar kecklich gehalten. Daraus denn gefolgt daß ich in meinem Fürsatz, den auch du ehrbar und redlich nennest, nicht wenig gestärkt, alle Gelehrten und Kunstliebenden deutscher Nation

sich in Freuden und Frohlocken erhaben, und gleich als nach einem trüben Wetter von der freudenreichen Sonne erquickt worden. Dagegen die boshaftigen Curtisanen und Romanisten, die mich verlassen gemeint, und derhalben nahet einen Triumph von mir geführt hätten, da sie gesehen daß ich mich an eine veste unerschütterte Wand gelehnt hab', ihren Stolz und Uebermuth gegen mir etwa niedergelassen, sich fast ingethan und kleines Lauts worden. Für solche deine Wohlthat dir gnugsamen Dank zu sagen, hab' ich nicht Mangel an Gemüth und Willen, sondern am Glück und Vermögen. Wird mir aber je eine bessere Zeit erscheinen, und sich Aenderung des Glücks (als denn meine freie Hoffnung zu Gott ist) begeben, will ich dir allem Vermögen nach u. s. f. auch

Wo etwas meine Schrift vermag,
Dein Lob muß sterben keinen Tag.

„Denn ohne Schmeicheln und Liebkosen zu reden, bist du, der zu dieser Zeit, da jedermann bedäucht, deutscher Adel hätte etwas an Strengheit der Gemüther abgenommen, dich dermaßen erzeigt und bewiesen hat, daß man sehen mag, deutsch Blut sey noch nicht versiegen, noch das adlich Gewächs deutscher Tugend ganz ausgewurzelt. Und ist zu wünschen und zu bitten, daß Gott unserm Haupt Kaiser Karlen deiner tugendhaften, unerschrocknen Muthsamkeit Erkenntniß ingebe, damit er dich deiner Geschicklichkeit nach in hohen treflichen seinen Händeln, das römisch Reich oder auch ganze Christenheit betreffend, so mit Rath und der That brauche. Denn alsdenn würde Frucht deiner Tugend zu weiterem Nutz kommen. Fürwahr einen solchen Muth sollt man nicht ruhen noch inwendig Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden lassen. Aber ich hab mir nicht fürgenommen, in dieser Vorred dein Lob zu beschreiben, sondern einmal meinem Herzen, das gesteckt voll guter Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit ist, Luft zu geben. Schenk dir zu diesem neuen Jahr die nachfolgende meiner Büchlein, und wünsch dir damit nicht, als oft wie unsere Freunde

pflegen, eine fröliche sanfte Ruh, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darin du vielen Menschen zu gut, dein stolzes, heldisch Gemüth brauchen und üben mögest u. s. 1521."

So war Freund zu Freund. Seit Hutten bei diesem Freunde war, schrieb er fürs Volk, hie und da auch in Volksreimen. Wenn sie uns Knittelverse dünken, so waren sie's damals nicht; sie waren Verse die das Volk lesen und behalten sollte; daher besetzte er hie und da auch andere seiner Werke mit solchen Reimen.

Die Wahrheit ist von neu geboren,
Betrug hat seinen Schein verloren,
Deß sag' Gott jeder Lob und Ehr
Und acht' nicht förder Lügen mehr.
Ja, sag' ich, Wahrheit war verdrückt,
Ist wieder nun hervorgerückt,
Deß sollt' man billig genießen lon,
Die dazu haben Arbeit gethon.
Die faulen Pfaffen loben's nit — —
Ach fromme Deutschen haltet Rath,
Da's nun so weit gegangen hat,
Daß nicht geh wieder hinter sich.
Mit Treue hab's gefördert ich,
Und begehr deß anders keinen Genieß.
Denn — wo mir g'schäh deßhalb Verdrieß —
Daß man mit Hülf mich nicht verläßt,
So will ich auch geloben daß
Von Wahrheit ich will nimmer lahn,
Das soll mir bieten ab kein Mann.
Auch schafft zu stillen mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein' Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint.
Wiewohl mein' fromme Mutter weint,

Da ich die Sach hatt' g'fangen an.
Gott woll sie trösten! Es muß gahn,
Und sollt' es brechen auch für'm End,
Will's Gott, so mag's nicht werden g'wendt.
Drum will ich brauchen Füß' und Händ'.
Ich hab's gewagt!

Ich weiß, fängt er in der Beklagung der Freistädte deutscher Nation an:

Ich weiß, ich werd' noch Lands verjagt,
Um daß ich solch's nicht schweigen kann,
Und nehm' des Dings allein mich an.
Doch ist es wahr; und ist nicht recht,
Daß man woll' machen krumm zu schlecht. —

Die traurige Weissagung war bald erfüllet. Das Jahr darauf fingen Sickingens Sachen übel zu gehn an, und 1523 im Mai starb der edle Held auf folgende unwürdige Weise:

Sickingen hatte einen Zug zu thun gegen den Herzog von Lothringen, Erzbischof von Trier, Kurfürst von der Pfalz, Landgraf von Hessen. Ein Ritter gegen die Fürsten des ganzen Rheins. Er war alt, mit Gicht behaftet, konnte nicht mehr aufs Pferd, mußte in einem Sessel getragen werden, und da rotteten sich gegen den alten Löwen ein Haufe anderer Thiere. Höre man ihn selbst, wie er redet: —

„Meine lieben Brüder und Nachbarn, warum kommt ihr wider mich zu fechten und streiten? Nun bin ich doch mit euch dran. Ich begehr' euch zu erlösen von dem schweren entchristlichen Joch und Gesetz der Pfaffheit, und zu evangelischen lichten Gesetzen und christlicher Freiheit zu bringen. So wollt ihr das nicht leiden, thut, als der den fallenden Siechtag hat, will nicht, daß man ihm helf, daß er nicht verderbe. Denket daß ihr wider Christum und sein Evan-

gelium streitet, und nicht wider mich. Um des Evangeliums willen will ich den Tod nicht fliehen. Gotts Will geschehe. Amen."

Dem Adel, den obige Fürsten gegen ihn erregt hatten, schrieb er: „O vesten, edlen, lieben Mitbrüder, wollt Gott, ihr hätt euch baß bedacht! Warum zieht ihr wider euch, eure Kinder und Kindskinder? Warum zerreißet ihr eure Freiheit und wollt Knecht' und Gefangene der Beschornen seyn? Denkt ihr nicht, wenn Franz überwunden wird mit seinem Anhang, wie man darnach euch wird ein Zaum und Biß in das Maul legen und euch führen, wo N. hinwollen? Ihr wollet denen helfen die den deutschen Adel verderbt haben mit Lügen, eure väterliche Güter an sich gezogen, als sind die beschoren Knaben, die Stift und Klöster. Ihr und die euren mangelt; sie leben im Saus, verthun das Eure mit Huren, Hoffart, Vollerei, Büberei; wollt ihr euer Leben für die setzen? Ja sie wollen unsere Seelen auch verderben, so sie uns das Evangelium Christi und Wort Gottes nicht lassen predigen, auch selber nicht predigen, und ertränken unsere Seelen mit ihren eigenen Träumen, Fündlein, Gesetzen und Lehren, gleißenden Worten. Wollt Gott, daß ihr der Sach noch nachgedächtet, so werden ihr Francisco N. beistehn. Gotts Will gescheh, Amen. All Sieg von Gott." So dachte Franz; dafür stritt er. Da ward er in seinem Alter von vier Fürsten und einem großen Rott Adels in seinem Schloß Landstein zuletzt umringt, von einer Kugel, die sie ins Schloß schossen, auf der Mauer getroffen, lebte noch 24 Stunden, hörte die Fürsten und Herren alle sehr freundlich zu ihm sprechen, und starb. Als Luther von seinem Tode hörte, wollte er's zuerst nicht glauben. Da die Nachricht sich bestätigte, ward er tiefsinnig und brach aus: „Der Herr ist gerecht, aber wunderbar. Er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwert helfen." Wie alle Guten den Tod dieses Mannes betrauert haben, bedarf keines Worts. Er war und fiel wie Brutus, und nicht um ein Phantom politischer Freiheit fiel er, sondern um Wahrheit, Licht,

Recht, Billigkeit, den Gebrauch und Genuß der edelsten Güter des Menschengeschlechts.

Die meisten Aufklärer des südlichen Deutschlands, aus dem, wie bekannt ist, in den Hülfswissenschaften das meiste Licht ausging, hat er geschützt, ernährt, beherberget, verfochten; Aquila, Patricius, Bucer, Schwebel, Reuchlin, Oecolampadius. Luthern selbst lud er mehr als einmal zu sich ein; sein Freund Hutten hat ihn nur drei Monate überlebet.

Mit gebrochnem Herzen ging dieser der Schweiz zu, Rettung zu suchen, fand aber unterwegs zum Unglück noch einen ehemaligen Freund, der ihm völlig das Herz brach. Erasmus war eben auch zu Basel, der scheuete und verläugnete nun nicht bloß den armen, vertriebenen, oder wie er sich ausdrückte, schäbichten Edelmann, den er vormals zum Himmel erhoben hatte;[1] sondern wollte auf der

[1] Quod Hutteni colloquium *deprecabar*, non invidiae metus tantum in causa fuit; erat aliud quiddam, quod tamen in *spongia* non attigi. Ille *egens et omnibus rebus destitutus* quaerebat *nidum aliquem, ubi moraretur.* Erat mihi *gloriosus ille miles cum sua scabie in aedes recipiendus.* So schrieb Erasmus an Melanchthon, und zu eben der Zeit an einen andern: Fuit Huttenus paucorum dierum hospes; interim nec ille me adiit, nec ego illum. Et tamen si u e convenisset, non repulissem hominem a colloquio. Den Brief, den Erasmus an Hutten den Tag vor Ostern 1523 schrieb, kann man bei Wagenseil (Hutten. opp. Lips. 1783. S. 328), den Brief, den er an den Zürcher Rath unterm 10. August 1523, also wenige Tage vor Huttens Tode, schrieb, kann man in Schubarts Ulrich von Hutten S. 146 lesen. Im letzten warnt er den Rath, und zwar eines Büchleins wegen, das Hutten gegen ihn schreibe (und Erasmus noch nicht gesehen hatte) vor dem verbannten, äußerst dürftigen, todkranken Manne als dem gefährlichsten Ruhestörer. Er will es ihm zwar nicht „verbunnen daß die Gütigkeit des Zürcher Raths ihn dort ließe wohnen," räth den Herren aber sehr an seinen Muthwillen ein wenig zu zähmen, damit würden sie nicht sowohl ihm als andern Künsten, die dadurch befleckt sind, einen großen Dienst und Nutzen beweisen." Hutten bat sich Erasmus Schreiben noch unterm 15. August zur Verant-

andern Seite gegen Huttens Freunde auch nicht sein Feind heißen, schob es auf Huttens Krankheit daß er ihn nicht gesprochen u. s. w. Da trat Hutten auf, und expostulirte öffentlich mit ihm daß das alles Lug und Trug sey; er sey täglich ausgangen, habe auf dem Markt mit jedem stundenlang gesprochen, Erasmus habe ihm die Thür geschlossen u. s. Als Erasmus hörte daß die Expostulation unter der Presse sey, kam er zurück, streichelte Hutten, wunderte sich, sprach von älter Freundschaft, rückte ihm sein nacktes Elend auf, hatte gar Herz genug einem Verlassenen und Vertriebenen zu drohen; aber Hutten kehrte sich daran nicht. Die Expostulation erschien, und nun kam Erasmus, mit einem höflichen Schwamm (spongia) den Flecken abzuwischen. So leicht ließ sich dieß aber nicht thun; Luther, Melanchthon rc. haßten den Schwamm und sagten: er habe nicht bloß Hutten, sondern das ganze Lutherthum mit Koth bespritzen wollen; denn nun sollte es das Lutherthum gewesen seyn, das dem Erasmus und den Musen ihren Freund geraubet. Was das ärgste ist, haben einige gar geglaubt Hutten sey an diesem Schwamm (den er vielleicht nicht einmal mehr gesehen) erstickt; er,

wortung aus; und den 29. August starb er. Ein Zürcher Gelehrter sollte Erasmus Briefe an Zwingli bekannt machen, in denen um diese Zeit gewiß auch von Hutten manches vorkommen wird. Tantae animis coelestibus irae!

Rückst du dem Unglückseligen noch sein trauriges Schicksal
Vor, als wäre das Glück, wäre der Zufall ein Gott?
Ward Aeneas nicht auch und Ulysses lange verfolget?
Und war jener und er nicht ein rechtschaffener Mann?
Der du das Unglück nur als Schuld betrachtest, o fürchte
Daß auch deiner sich einst niemand im Leiden erbarmt.

Hutten.

Melanchthon dachte hiebei billiger und gerechter. Als der Poet Nachtigall (Luscinius) den todten Hutten mit Versen verfolgte, sagte er auf ihn die Verse:

Der du, o Grausamer, noch unglückliche Leichen zerreißest,
Nenne dich Nachtigall nicht, nenne dich Geier hinfort.

der an viel härterer Speise nicht zu ersticken pflegte, ja dem, wenn er länger gelebt hätte, dieser Schwamm wohl zu statten gekommen wäre.

Ein Höherer entriß ihn dem Bann und der Acht, offnen Feinden und falschen Freunden; er starb Ende Augusts 1523, im sechsunddreißigsten Jahr seines Alters. Ufnau heißt die kleine Insel im Zürichersee, wo er im Gebiet des Züricher Raths [1] Schutz und bei einem armen Pfarrer Pflege, Aetzung fand, und Ruhestätte. Schiffe hinüber, reisender Jüngling, und suche sein Grab, und sage: „Hier liegt der Sprecher für die deutsche Nation, Freiheit und Wahrheit, der für sie mehr als Sprecher seyn wollte.“ Eine Gränzinsel hat ihm ein unbekanntes Grab gegeben.

*

Das unbekannte Grab wäre nun zwar ein so großes Uebel nicht; vielmehr ist dieses in der Ordnung. Auf marmorne Denkmale müssen die Guten und Edeln keiner Nation rechnen. Mußte im siebenjährigen Kriege nicht ein Ausländer kommen, und in der Stadt wo Leibnitz liegt, nach Leibnitz Grabe fragen? Und niemand wußt's als ein alter Küster, der es ihm, wie der Todtengräber eines Bettlers Grab, mit glattem Steine zeigte. Dem verbannten Hutten ist die Todesstätte selbst, die Insel auf dem Zürichersee, sein Ehrendenkmal.

In anderm Sinn aber möchte ich Luthers Wort wiederholen: „Wir Deutsche sind Deutsche;“ nämlich: Auch Huttens Schriften sind verstoben; in drei Jahrhunderten hat niemand sie noch gesammelt. Viele haben Hand angelegt sie herauszugeben, immer aber kam ein böser Zufall dazwischen. Und da die meisten nur einzelne Bogen und kleine Stücke sind, viele auf Sickingens Schloß gedruckt, von Feinden zerrissen (sein Bild hatten die Carthäuser zu Schlettstadt zu einem Gebrauch angewandt, dafür sie tausend

[1] Vielmehr der Landleute von Schwyz. M.

Goldgülden, A**geld, an Sickingen erlegen mußten); so ist's gerade als ob sie ganz aus der Welt wären. Und so sind unseres Landsmannes, Mitreformators, Freiheitredners, des Demosthenes unserer Nation Schriften großentheils im Staube geblieben.

Und was fehlte Huttens Schriften, daß man sie nicht aufleben ließe und erhielte? Als Beiträge zur Reformation hat man ja die schlechtesten Lumpen gesammelt, von Wiedertäufern, Kritikastern und Helfershelfern; hier ist ein Reformator selbst, der in seinem Fache eher als Luther begann, und ihm nachher so treu half, so manches für ihn ausrichtete, so viel für ihn litt! Will man einen schönen Lateiner? Wer schreibt schöner, kräftiger und blühender Latein als Hutten? Erasmus und Melanchthon haben ihn deßhalb beneidet, die Italiener geschätzet, alle freien und heitern Musenfreunde geliebet. Soll also dieser edle Lateiner, eine Blüthe des wiederkehrenden Geschmacks, so gut als untergegangen seyn, und ferner im Staube modern? — Will man endlich einen Mann von Genie, von Gefühl, von edlem starkem Triebe, einen Mann von Laune, Satire, Salz? man beklagt daß gegen Ausländer Deutschland deren nicht genug habe — und man wollte Hutten vergessen? Vermuthlich soll wieder ein Franzose, ein Italiener kommen, und uns seine Schriften, wie die Schriften unseres Leibnitz, sammeln?

Tritt auf, Mann und Jüngling, der werth ist Huttens Gebeine zu wecken! Mehr als Ein Verleger würde die Hand bieten, alle guten Jünglinge sich einige Groschen zum Kauf oder zur Pränumeration ersparen, und in zwei, drei Bändchen bekämen wir unsern Hutten. Wäre dieß Blatt so glücklich in die Hände dessen zu kommen der bereits eine gute Sammlung gemacht hätte, und sich mit andern über das vereinigen wollte was ihm an Huttens

Schriften etwa noch fehlet; wie würd' ich mich freuen daß ich zu diesem Werke geholfen!

*

Hutten schrieb an Luthern einmal: „Dein Werk, heiliger Mann, ist aus Gott, und wird bleiben; mein's ist menschlich, und wird untergehen." Die Worte erschüttern, eben weil sie so wahr sind. Huttens und Sickingens Werk gingen unter. Es war damals ein Zeitpunkt daß Deutschland andre Gestalt gewinnen konnte; mehrere Gute strebten; es sollte nicht seyn; die Vorsehung hatte es anders beschlossen; sie gingen im Schiffbruch unter; sie erloschen wie Sterne in dunkler Nacht. Aber bei wem, als Undankbaren, sollte ihr Andenken erlöschen? Liegt in ihrem Untergange, sammt dem was sie und wie sie es wollten, nicht eben die größte Lehre?

Huttens Schatte, sey mir gegrüßt! Du Asche des Dichters,
Dem eine Insel im See endlich die Ruhe gewährt,
Sey mir gegrüßet, o Freund! Das hast du dir mühend errungen.
Ruh im Grabe. Wohlan! gib sie dem Todten, o Grab!
Nimm die Veilchen, die hier ich dir streue, nimm auch die Thränen,
Tapfrer Ritter! Der Tod, er nur gewährte dir Glück.
Glücklich im Tode bist du; du siehst die größeren Uebel
Deines Landes nicht mehr (dem du, ein Rächer erschienst),
Seit ein höheres Vaterland, der Himmel, dich aufnahm.
Doch auch auf Erden erwächst, Jahre nach Jahren, dein Ruhm.
Enkel werden dich einst, dich, glückliche Asche verehren;
Und so leb' ewig wohl, ewig, o Redlicher, wohl.

Petr. Lotich.

Nachschrift.

Der Wunsch, den ich in diesem Andenken Huttens vor siebenzehn Jahren geäußert hatte, seine Schriften gesammelt und sein Andenken lebend erhalten zu sehen, schien im Jahr 1783 eine glückliche Erfüllung zu erreichen. Der erste Band von Huttens Werken (**Ulrici ab Hutten opp. T. I. ed. Christ. Jac. Wagenseil, Lip. 1783**) erschien; und da er sehr werkwürdige, abwechselnde, schön geschriebene Briefe dieses Mannes enthielt, so war kaum zu zweifeln daß nicht auch seine sinnreichen Gespräche, seine Poesien, endlich auch die Stücke seiner erhabnen, fortreißenden Beredsamkeit folgen würden. Aber als ob der Unstern, der Hutten im Leben begleitete, ihn auch im Grabe nicht verließe, erschien folgende Anzeige des Herausgebers:

An das deutsche Publicum.

Ich habe in der Michaelismesse 1783 den ersten Theil der Schriften Ulrichs von Hutten herausgegeben, in der festen Ueberzeugung daß dieß Unternehmen dem Publico nicht anders als angenehm seyn könne. Mit wie mannichfaltigen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte bis ich Huttens Schriften zusammenbrachte, die man über hundert Jahre vergebens suchte, wie lang ich umsonst nach einem Verleger strebte, wie äußerst sauer mich die undankbare Mühe des Abschreibens ankam — davon will ich nichts reden. Aber es ist Zeit zu sagen daß ich für Deutschlands Ehre drei Jahre vergebens gearbeitet, ohne Dank und Lohn gearbeitet habe; denn die zwei Thaler Buchhändlerbezahlung, die ich beim ersten Theil erhielt, verdienen doch wohl nicht Belohnung zu heißen? — Man lese das „Denkmal Ulrichs von Hutten," und man hat alles was ich sagen kann, um die Erhaltung seiner Werke zu empfehlen, das er zur Nationalangelegenheit machte. Ich hoffte

man werde mit Wärme die Früchte seines trefflichen Geistes aufnehmen, werde mir's danken daß ich sie gesammelt habe; — aber wie sehr hab' ich mich betrogen! — So kalt, so nachlässig hat man den fadesten Roman nicht empfangen als den edlen deutschen Hutten. Ich sollte denken, wer nur seine Briefe gelesen hätte, müßte begierig seyn auch die übrigen Schriften zu besitzen, die vielleicht in ganz Deutschland niemand vollständig hat. Unsere Aristarchen fanden's nicht der Mühe werth meine Ausgabe anzuzeigen; denn von etlichen kritischen Journalen, die ich lese, stund in der einzigen Meuselſ'chen historischen Literatur eine kurze Recension. Die Ursache dieses Stillschweigens bin ich nicht fähig zu errathen.

Da der Verleger zur Fortsetzung nicht Lust bezeugt, so bleibt mir kein anderer Weg übrig als mit dem Publicum selbst über diese Angelegenheit zu sprechen. — Huttens Schriften liegen zur Erscheinung beinahe ganz fertig, und sollen auch erscheinen woferne entweder ein biederer Buchhändler sich zum Verlag der drei rückständigen Theile meldet, oder man mich auf andere Art, ohne Buchhändlerhonorarium, zu unterstützen willens ist. Im Gegentheil will ich mein Manuscript — nicht verbrennen, sondern für eine dankbarere Nachwelt aufbewahren, zum Zeichen wie warm meine Zeitgenossen für die trefflichsten Männer des Vaterlandes sorgen. Vielleicht, wenn ich lange gestorben bin, findet's einer, und erntet wo ich gesäet habe, läßt sich die Arbeit bezahlen, die ich umsonst vollendete, für die ich oft auf jugendliche Freuden und manches andere Verzicht that.

Hutten starb Lebens unsicher, vertrieben, in Armuth fürs Vaterland, schrieb für Deutschlands Freiheit, Religion und Aufklärung mit Demosthenischem Geiste, litt und starb für sie. Die edelsten seiner Zeitgenossen, Luther, Melanchthon, Peutinger, Pirkheimer und andere liebten ihn und schätzten seine Schriften; aber dritthalb hundert Jahre nach seinem Tode muß der Herausgeber

derselben beinahe vor dem Publicum betteln, daß es den Mann nicht einer unverdienten Vergessenheit überlassen soll. Es ist wahr wie es in dem oben angeführten Denkmal heißt: „Vermuthlich soll wieder ein Franzose oder ein Italiener kommen, und uns Huttens Werke, wie die Schriften unsers unsterblichen Leibnitz, sammeln!" dann werden sie, will's Gott, schon gekauft werden.

Es ist dieß eine Anfrage an die Weisen und Guten der Nation! Halten sie's der Mühe nicht werth meinen Wunsch, Huttens Werke ganz herauszugeben, zu begünstigen; nun, so mag es unterbleiben, und der Himmel vergeb' es mir daß ich nicht, indeß ich meine Zeit damit zubrachte, etwas gethan habe wofür man mir lieber etliche Gulden bezahlt, und mich vielleicht mit großem Beifall gerühmt hätte. Sollt' ich aber auf irgendeine Art zur Fortsetzung unterstützt werden, so ersuch' ich den Biedermann, der sich für mich und meinen Hutten interessiren will, sich schriftlich deßhalb an mich zu wenden. Sein Vorschlag könnte leicht in einem Journal stehen, das ich nicht zu sehen bekäme. Sollte sich bis zu Ende des jetzigen Jahres niemand finden, so will ich es sodann in den Zeitungen anzeigen.

Wagenseil,
Gelehrter zu Kaufbeuern.

Was ist hiernach zu sagen? Wird eine zweite Aufmunterung bewirken was die erste nicht bewirkt hat? Vielleicht; und der für Hutten gutgesinnte Herausgeber würde sich sodann gewiß bestreben, auch durch die dem Werk nöthigen Erläuterungen ihm allen den Eingang und Nutzen zu verschaffen, ohne welche dergleichen Schriften doch nur alte Reliquien bleiben. Vielleicht bekommen wir wenigstens die schönsten Arbeiten Huttens, seine Gespräche; und so hätten wir mit diesen und den Briefen schon viel. Bis endlich, vielleicht unversehens, ein Hutten selbst sich seines tapfern biedern Vorfahren

annimmt, und die Kleinigkeit daran wendet, die Werke desselben dem Staube der Vergessenheit zu entreißen. Γενέσθω!

6.

Johann Winckelmann.[1]

Nach einem Mannesalter, sagt irgendwo ein Gelehrter, der selbst die seltne Ehre seines Vaterlandes ist, nach einem Mannesalter werden in Deutschlamd schwerlich in so kurzer Zeit so viel große Männer sterben können, als in den letzten wenigen Jahren gestorben sind. Ich lasse die Weissagung auf sich selbst beruhen; denn wer kennet jedes Samenkorn, das still in die Zukunft wächset? aber die Veranlassung der Weissagung ist wahr, und andern Nationen mit uns gemein.

Wenn sich bei uns die Natur Zeit nähme, einen zweiten Haller, Lambert, Winckelmann, Sulzer, Lessing hervorzubringen; zu einem Linné und Hume, zu einem Voltaire und Rousseau brauchte sie's minder? — Wie es indessen sey, wir wollen die Namen unserer verstorbenen Edeln nicht verhallen lassen mit dem letzten dumpfen Wurf der Todtenschaufel; wir wollen sie wenigstens nach ihrem Tode kennen und schätzen lernen, da es aus so manchen Ursachen vorzüglich deutsches Schicksal seyn möchte, oft nicht eher recht gekannt und genannt zu werden als nach dem Tode. Ich zeichne drei Gestalten, auf die der Weg meines Denkens näher traf; ein anderer zeichne die andern. Es ist keine Pyramide der Unsterblichkeit, die ich ihnen errichte oder errichten kann; ein paar rauhe Steine mögen's seyn, die ich, nach Art der nordischen Heldengräber, auf ihre Todtenhügel wälze und schweigend von dannen gehe.

[1] Aus dem deutschen Merkur 1781.

Johann Winckelmann.

Geb. 1718, ermordet 1768.

Wenn Winckelmann keinen Buchstab gedruckter Werke hinterlassen hätte, so zeigt sein Leben, so zeigen seine Briefe und sein Schicksal daß er ein außerordentlicher Mensch war, der sich zu etwas geboren fühlte. In Armuth und Kummer hatte er seine Jugend verloren; über die Dreißige hinaus saß er im Schulstaube eines Städtchens, wo er die Knaben conjugiren lehrte, und doch verkümmerte er nicht! Er verlor nicht den Plan eines bessern Lebens. Seine Liebe für die Geschichte, für Griechenland und edlere Menschengedanken; sein Haß gegen deutsche Metaphysik, barbarische Schultheologie, und die gewöhnlichen sieben Magisterkünste; sein Durst nach Freiheit, Freundschaft und Gesinnungen der Alten, die er mit Armuth, Einfalt und titelloser Bescheidenheit gern erkaufte — das alles zeichnet ihn nach unsern Sitten so sehr aus, daß ich ihm gerne, nur dieser Gesinnungen wegen, eine Bildsäule unter den *Weisen* des Alterthums setzte. Lese man seine ersten, armen und bedrängten Briefe an Bünau;[1] man höret den verschlagnen, vom Glück verlaßnen, aber noch immer festen und edlen Mann, der, unbiegsam der Kriecherei und Thorheit seiner Zeit, sich selbst fühlet, sich selbst ehret, und nur aus seinem Kerker herausseufzet. — Jüngling, der du diese Briefe liesest, schöpfe Muth aus ihnen, bei vielleicht ähnlichem Schicksal. Deutschland ist lange ein Wald gewesen, aber auch im dicksten Walde findest du die rechte Himmelsgegend allein durch diese Tugend und Gesinnung *der Alten*; durch das Gefühl nämlich, *zu etwas da zu seyn* auf der Erde, von niemand als sich abzuhangen im Begriff der wahren Ehre, des wahren *Nutzens* und *Lebens*; Macht zu haben, daß man *falschen* Zwecken entsage, nach Flittergolde des Ranges, Standes, der

[1] Winckelmanns Briefe, herausgegeben von Dasdorf. Th. 1. S. 5. u. f.

Gemächlichkeit und Wollust nicht laufe, auch arm und verachtet seyn könne, wenn man nur das wird was man werden soll, und in seinem Werk lebet. Dieß Gefühl von Einfalt und Wahrheit, von edlem Stolz und Aufopferung seiner selbst zu dem Beruf wozu ihn die Natur gebildet, kurz diese bescheidne alte Größe zeigt sich bei Winckelmann in allen seinen Schriften, in allen seinen Briefen. Man lese z. B. nur den, mit dem er von Bünau Abschied nimmt und seinen ihm nothwendigen Religionswechsel so kindlich, so beschämt und gerührt entschuldigt;[1] man lese die Freude mit der er aus Deutschland geht, und dem Ort seiner Bestimmung, Rom und dem Alterthum, entgegen eilet;[2] wie er immer auf Gedanken dieser Art ruht, und seine Arme ausstreckt nach Gestalten und Gesinnungen voriger Zeiten; wie er in diesem Traum, in diesem schönen Wahne sich an Menschen, Umständen und selbst Kunstwerken so oft, freiwillig gleichsam, irret und reich ist in seiner Armuth, in seiner Niedrigkeit stolz und groß und glückselig.[3] Nur so lange glaubte er gelebt zu haben, als er in diesen Gedanken, diesen Beschäftigungen, diesem Genuß lebte.[4]

Aber wenn ich mich nun, von ihm und seinem Gefühl, auf die Umstände wende die ihn von außen umgaben, auf die Beihülfe die ihm ward, auf den Weg seines Lebens, den er nehmen mußte; verzeihe Deutschland, wenn ich das alte Lied singe und deine Unachtsamkeit anklage! Wäre er unter Scythen geboren, hätte es ihm schlechter werden können als es ihm ward? Arm und verkannt zog er auf deinen Universitäten einher; selbst die Seelenspeise die du ihm von deinen Kathedern zutheiltest, konnte und mochte er

[1] Eben das. S. 17.

[2] S. 55. eben das.

[3] S. alle drei Sammlungen seiner Briefe, die Zürcher, die Dresdnische und die Berlinische.

[4] Winckelmanns Briefe von Dasdorf, Thl. 1. S. 116.

nicht genießen. Bis in sein vierzigstes Jahr Conrector in Seehausen zu seyn, oder barbarische Mönchschroniken excerpiren zu müssen, nur damit man lebe; und nirgend eine Gelegenheit zu sehen, bei der Fülle von Geist, Kenntnissen und Gefühl, nur Einem bekannt zu werden der einen Menschen der Art von solchem Druck erlöse! Keinen andern Weg zu sehen, auch selbst nachdem man eine Schrift wie die ist:

Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst

geschrieben, keinen andern Weg zu seiner einzigen Bestimmung zu sehen als die Vorsprache und das Jahrgeld eines Bekehrers; und auch nachher, nachdem man mit der Begeisterung fürs Vaterland, für deutsche Nation und Sprache, in Rom, unter so armen und drückenden Umständen ein Werk geliefert hat, als

Die Geschichte der Kunst des Alterthums

ist, und für alle Zeiten seyn wird in denen die deutsche Sprache lebet; für dieß alles noch nichts zu haben, als schale Kriteleien oder Lobsprüche deutscher Journale; endlich so sterben zu müssen wie man gelebt hat, ein armes Schlachtopfer auf der Gränze zweier Nationen, aus denen und in die man wie ein verbannter Fremdling gehet — wenn dieß Exempel unter andern gebildeten Nationen viel ähnliche fände, sollte es mir sehr leid thun. In Deutschland ist's ganz in der Ordnung. Seiner Verfassung nach ist dieß Land, wie jener Lord sagt, un drôle de corps, ein wunderbarer Körper, der eben deßwegen so viel Köpfe hat, damit ja keiner seine Glieder kenne, eben deßwegen so viele Universitäten, Aemter und Anstalten hat, damit es außer dem lastbaren Joch einer Brodarbeit für einen freien edlen Geist, der sich als solchen gezeiget hat, gar keinen Platz, gar keine Anstalt habe. Durch welche Wege muß unsern Medicis und Este bekannt werden was sie dicht vor sich brauchbares und gutes haben? Etwa von Paris her, durch Parodien von Uebersetzungen,

die sie auch alsdann noch lieber als das Original lesen, und es gut seyn lassen — geschehen lassen, was durch sie selbst geschah. Nach dem Tode etwa — Doch ich mag nicht weiter

— — Quis talia fando
Temperet a lacrumis? —

und auch, daß ich dieß gesagt habe, verzeihe man mir um der Stätte willen auf der ich's sagte. Das Grab eines Todten ist heilig; und wenn man da nicht die einzige bittere Wahrheit sagen soll auf die uns sein ganzes Leben stößt, wo und wann sollte man sie denn sagen? Womit hatte es Deutschland denn verdient daß Winckelmann nur eine Zeile dessen schrieb was er geschrieben? Etwa durchs achtjährige Conrectorat in Seehausen, oder durch die Chronikenexcerpte und das Jahrgeld des katholischen Beichtvaters? Und wenn nun sein Leben noch durch unbesonnene kleinfügige deutsche Tadeleien verbittert wurde; wenn man ihm vorwarf daß er hie und da doch unrecht citirt, nicht immer die Quellen gebraucht, die er in seinem Zustande gewiß nicht brauchen konnte, kurz daß er nicht allwissend gewesen, oder gar als Künstler manu propria selbst, statt der Schriften, alle deutschen Musea mit neuen Apolls und Laokoons füllte — — Verzeihe mir, edler Schatte, daß ich auf deinem Grabe zürne, da du im Leben selbst die Kälte und Undankbarkeit deiner Nation hie und da mit einigem Murren, aber nach einiger Erholung immer standhaft ertrugst und sie zuletzt lieber vergaßest als dich beklagtest. Eben weil du's nicht thatest, habe ich's, nicht für dich oder für mich, sondern für einen der dir etwa gleich seyn möchte, thun müssen. Nun aber kein Wort mehr.

Winckelmanns erste Schrift [1] ward in Oesers Hause geschrieben, und Oesers feiner andeutender Geist ist bis auf die hohe Liebe zur Allegorie in ihr merkbar. Ein Freund, ein Künstler sollte das Verdienst haben das kein Begüterter, Satter und Großer sich zu

[1] Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke, Dresden 1757.

erwerben wußte, den Keim der in Winckelmann lag, und den niemand erst hineinlegen durfte, hervorzubringen und zu entfalten. In diesem Schriftchen, und in den beiden Schreiben die darauf folgten, liegt, dünkt mich, die ganze Knospe von Winckelmanns Seele; Rom konnte sie nur mit gelehrtem Laube oder mit Früchten eines bestimmtern ältern Urtheils krönen. Was Winckelmann in Rom sehen sollte und wollte, trug er schon in sich.[1]

Damit niemand dieß mißverstehe oder nachtheilig deute, mache ich nur auf die ziemlich allgemeine Erfahrung aufmerksam daß meistens, wie in der Knospe der ganze Baum, so auch in den ersten Hervorbringungen des menschlichen Geistes die ganze Gestalt desselben und seiner künftigen Wirkung liege, wer sie nur zu sehen und zu entwickeln weiß. Ich rede hier von Früchten und nicht von jungen Mißgeburten des menschlichen Geistes; denn Winckelmann war beinahe ein vierzigjähriger Mann, da er seine erste Schrift, und auch sie noch mit aller jugendlichen Blödigkeit und Schüchternheit schrieb. Da konnte er doch die Ideen die er in sich trug, mit denen er geboren schien, die ihm so lange unter allem Druck des Schicksals die sichersten Freunde und Gesellschafter gewesen waren, entwickelt haben! Was jetzt folgen mochte, war immer nur Anwendung, mehrere Begründung und Bestimmung, ein schärferer Umriß im Kleinen. In den Jahren ändert man die Seele nicht mehr, und wird nicht zum zweitenmal geboren; daher auch durch alle Winckelmannischen Schriften eine Einheit von Gefühl, von Ideen und Ausdruck geht, die ein Schriftsteller wohl lassen muß (aber, wenn er klug ist, auch gern lässet), der vom fünfzehnten bis zum fünfundneunzigsten Jahr schreibt. Auch die vertrautesten Briefe Winckelmanns sind in diesem Einen Geist geschrieben, als ob er sie

[1] Die großen Gestalten sind in uns; Geschichte, Beschauung, Umgang wecken sie nur. M.

für Welt und Nachwelt, wie er's doch gewiß nicht that, [1] geschrieben hätte. Kurz der deutsche Baron, der damit nicht zufrieden ist daß Winckelmann spät, mit schon ausgebildeter Seele, nach Italien kam, und freilich, so wie seine Kenntnisse, so auch seine Begeisterung schon dahin brachte, der lasse sich etwa selbst in Rom gebären, und versuche was er alsdann mit frischem Blick am Alterthum sehen und nicht sehen werde.

Das Göttliche in uns wird mit uns geboren; Gelehrsamkeit, Bücher und Steine bringen's nicht hinein, wo es nicht von Natur war. Wie viel Cicerone haben Alterthümer beschaut und gewiesen! Wie viele vielleicht mit ungleich größerer Gelehrsamkeit und Minutienkenntniß als Winckelmann haben konnte oder wollte? Wie wenige aber unter ihnen mochten, nach dem was er war, Winckelmanne seyn oder werden? Mit keiner Kunst und Wissenschaft geht's anders; denn woher in der Welt wären sonst die Liebhaber des Vortrefflichen, die Kenner und Künstler der höchsten Schönheit in jeder Wissenschaft

[1] Es ist ein Zeichen von Winckelmanns einförmigem, geprüftem und edlem Charakter, daß man seine Briefe an die verschiedensten Menschen, in solcher Zahl, so fortgehend hat können drucken lassen; ob man's aber auch hätte thun sollen? ob in dem letzt herausgegebenen Briefwechsel nicht, wenigstens dem guten Winckelmann zu Liebe, einige Stellen hätten wegbleiben müssen und wirklich hätten wegbleiben können? Dieß überlasse ich der Empfindung eines jeden der sich an seine Stelle zu setzen Freundschaft oder auch nur Billigkeit hätte. Nennen werde ich diese Stellen nicht um keine dumme Neugier zu locken; mir aber thaten einige derselben so weh daß ich sie hätte wegkaufen mögen. Muß denn ein edler, so fortgehend edler Mensch, auch in der Schwachheit der einzelnen, flüchtigen Momente dem Publicum dargestellt werden, die er etwa nur seinem vertrautesten Freunde nicht verheimlicht? Er war zu sehr Freund oder Kind, um sie ihm nicht sagen zu wollen; würde dieser aber dadurch berechtigt, wenn auch nach seinem Tode, sie aller Welt zu sagen? Ich will diese Anmerkung nur W. zu Liebe und keinem Menschen zu Leide geschrieben haben. Handle jedermann wie er zu handeln für gut findet; nur ich weiß, wie ich in solchem Falle selbst gegen meinen Feind verführe.

und Kunst so selten? Unzählig viel Maler rieben Farben und sahen was Raphael sah; aber ohne sein Auge, ohne seine Empfindung; sie mußten's also wohl seyn lassen Raphaels zu werden, so strenge und genau sie übrigens das Mechanische der Kunst lernten, und in einzelnen Theilen derselben ihn übertreffen konnten. In der Idee die Raphael, wie er sagte, in sich trug, und zu der er nur Beiträge aus Gegenständen um sich her stahl — in dieser konnte und wird er nur von einem zweiten Raphael übertroffen werden. So ist's mit Winckelmanns Philosophie und Lehre. „Vom Plato an," sagt er, „bis auf unsere Zeit sind die Schriften dieser Art, vom allgemeinen Schönen leer, ohne Unterricht und von niedrigem Gehalte; das Schöne in der Kunst haben einige Neuere berühren wollen, ohne es gekannt zu haben." Diese und häufig ähnliche Stellen hat man seinem Stolz zugeschrieben; sie waren offenbar bei ihm Empfindung, und sind außer ihm Wahrheit. Den idealischen Theil der Kunst, den hohen Begriff vom Schönen und der Schönheit fand er nirgend so abgehandelt wie er ihn in seiner Seele fühlte, wie er ihn dargestellt wünschte; daher sprach er also.[1] Auch seine vertrauten Briefe zeugen daß er in jedem Augenblick höherer Empfindung in diesem Empyreum eines Gefühls von Abstractionen lebte, und selbst zum höchsten Wesen auf diesen Flügeln der Begeisterung, oft von sehr kleinen Gegenständen emporflog. Nicht jedem, sagt d'Alembert, ist's gegeben sich in den Ring Saturns hinaufzusetzen; wer indeß auf diesem Planeten geboren ward, lebt da in seinem Vaterlande.

Es ist daher unrecht, wenn man diesen einzig wahren Gesichtspunkt zu Winckelmanns Schriften verfehlt, um sie in einem falschen Licht unvollständig zu sehen; mich dünkt, er selbst hat uns gnug auf den rechten Gesichtspunkt gewiesen. Ehe er nach Rom ging, schrieb

[1] Auch ist sein Artikel von der Schönheit eines der Meisterstücke, auf die unsere Sprache stolz seyn kann. M.

er seine Gedanken von Nachahmung der griechischen Werke, in denen nichts als Empfindung des Schönen lebt. In Rom fing er mit der idealischen Beschreibung einzelner Kunstwerke des Apollo, Laokoon [1] und anderer an; die vorgenommene Schrift von Ergänzung der alten Bildsäulen und dergleichen, die Cavaceppi unstreitig besser als er schreiben konnte, ließ er mit gutem Fleiß liegen. Aber in der Abhandlung, das Schöne der Kunst zu empfinden, [2] da lebt seine Seele auf; sie lebt auf, wenn er in seiner Geschichte der Kunst, und wo es sey, an die Region dieser erhabenen Begriffe und Empfindungen reichet. Was soll's also heißen wenn man sagt: seine Geschichte der Kunst sey mangelhaft und unvollständig? Konnte sie's anders seyn? Wollte Winckelmann sie anders schreiben? Ist wohl ein Sinn darin eine vollständige Geschichte der Kunst des Alterthums zu verlangen — da die meiste Kunst des Alterthums selbst untergegangen ist — da von ihr selbst so wenige blutarme Nachrichten übrig sind, und die paar Schriftsteller über sie nur wie ein paar abgerissene Ufer dastehn? Der ganze Wald von 50,000 Bildsäulen in Rom und aller Welt, Gemmen, Münzen, Gefäße und Gebäude dazu gerechnet, sind sie etwas anders als ein zusammengeschleppter Haufe von Ruinen gegen das was in Pausanias und Plinius, geschweige in höhern Zeiten, lebendige Geschichte der Kunst hieß? Und wo ist nun der Forderer, der's verlangen kann der arme alte Winckelmann sollte diesen Wald von Tempeln und Bildsäulen und Museen in aller Welt durchkrochen haben, um ihm einen unbezahlten Catalogus realis zu liefern, der in Winckelmanns Plan so wenig lag als in dem meinen? Sein Zweck war eine systematische Geschichte der Kunst zu liefern, wie er selbst deutlich sagt: [3] sie sollte die genetische Geschichte des

[1] Bibl. der sch. W. B. 5. St. 1.

[2] Dresden 1765.

[3] S. Vorrede zu seiner Gesch. der Kunst.

Schönen in der Kunst des Alterthums werden, und ist's geworden, wenn ihr auch noch zehnmal mehr fehlte als ihr fehlet. Sein historisches Lehrgebäude ist vollendet. Der simple griechische Tempel mit seinen hohen Heiligthümern und Aussichten steht da. Können wir den Genius der Kunst bewegen daß er uns wieder herstelle was durch die Hand der Araber, Türken und Barbaren fiel? daß er uns Nachricht gebe von dem was auch in Schriften untergegangen ist, oder hie und da verborgen liegt? — daß er uns zeige in welches Zeitalter jedwedes Kunstwerk, welchem Künstler es zugehöre? von wem Etrurier, Griechen lernten? und welcher kleine Umstand hie oder dahin einfloß? u. s. f. Wohlan, wir wollen unsere Gebete vereinigen daß dieser Genius des Lichts, der Schutzgeist ganzer Weltalter und Nationen erscheine und uns Aufschlüsse gebe. Ja noch mehr, wir wollen ihm helfen, berichtigen und zusammentragen was in der Welt zusammen zu tragen ist — — die Geschichte der Kunst des Alterthums wird damit ansehnlich erweitert; ich zweifle aber ob, nothwendig und wesentlich, Winckelmanns Kunstgeschichte. Bei dieser ist solcher gelehrte Vorrath nur Außenwerk oder Beiwerk, nicht Hauptgebäude. Dieß beruht auf wenigen, aber großen, und, wie mich dünkt, ewig festen Ideen sowohl vom Wesen des Schönen selbst als von den genetischen Ursachen desselben; die Veranlassung zu beiden mag hier und da im Kleinen geändert werden wie sie will. Das Werk selbst, sammt den Epochen seiner Kunst, so viel mangelhaftes diese im Detail haben mögen, im idealischen Ganzen, worauf er arbeitete, ist's richtig; denn es ist in der Ordnung der Zeiten, in der Natur der Sache selbst gegründet.

Anders verhält sich's mit seinem Versuch über die Allegorie,[1] und ich bekenne gern daß dieß Winckelmanns Hauptwerk nicht ist; er war in ihm ziemlich außer seinem Wege. Sein Begriff

[1] Dresden 1766.

der Allegorie ist unbestimmt, und er verwechselt ihn oft mit historischen Attributen, ja verfolgt ihn bis ins Gebiet der Sprachen. Noch unbestimmter ist die Anwendung desselben bei den so verschiedenen Künsten, Völkern und Zeiten. Keine Kunst kann völlig allegorisiren wie die andere, kein Volk wie das andere, keine Zeit wie die andere. Es kommt hier auf so viel feine Nebenbegriffe bekannter oder unbekannter Gegenstände, geläufiger oder fremder Ideen, ja selbst auf Farbe der täglichen Sitten, des Geschmacks, der Sprache an, daß ohne sie das Buch der Allegorie, zumal in schweren Stein gebildet, dem großen Haufen ewig ein versiegeltes Buch bleiben müßte.[1] Zu einer Geschichte der Allegorie in Schriften und Kunstwerken gehört, dünkt mich, so ein eigner Mann als Winckelmann es für die Geschichte der Kunst des Schönen war; es wird zu ihr eine Art kleinen Scharfsinnes erfordert, die jener bei seiner Empfindung fürs ungetheilte Hohe und Große vielleicht nicht besitzen konnte. Seine Allegorie ist indessen der Anfang einer sehr nützlichen Sammlung allegorischer Begriffe und Bilder, in der ihn doch auch sein Geist nicht verläßt; und da der Verfasser selbst sie nur als einen bescheidenen Anfangsversuch in einem Felde, wo noch gar nichts gethan sey, ankündigte, so hätte man lieber in seinen Gesichtspunkt eingehn als ihn roh und von der Oberfläche her tadeln sollen, zumal ihn zu tadeln so wenig Kunst war. Die Kälte mit der man dieß, immer doch Winckelmannische, Werk aufnahm, war dem guten Alten empfindlich, und er wollte weiter nichts mehr deutsch schreiben. Er hat leider auch sein Wort gehalten, denn nach dem zweiten Bande seiner Monumenti inediti übereilte ihn sein hartes bitteres Schicksal.

Ja freilich hartes und bitteres Schicksal! Wenn man die Begierde lieset mit der er sich Jahre lang nach seinen Freunden, nach

[1] Wir haben das Beispiel an den Gebilden von Persepolis. M.

Deutschland und Vaterland sehnte; wenn man die Ankündigungen, die kindische Freude lieset mit der sein Herz nach ihnen schlug, und wie ihn nun plötzlich Todesangst und Schauer ergriff,[1] da er Deutschland sah, da er die Berge und Hütten sah die er vormals bei seiner Hinreise nach Italien mit so vieler Liebe und Wohlgefallen beschrieben; kein Freund, keine Ueberredung kann ihn halten, er muß zurück, er eilet zurück, um auf der Gränze beider Länder — den Tod zu finden, und einen Tod auf so unwürdige, abscheuliche Weise! Ja wenn die Nachricht wahr ist daß er eben an einem Blatt für den künftigen Herausgeber seiner Kunstgeschichte geschrieben als die Hand des Mörders ihn übereilte; wenn man bedenkt daß die schönen Fehler seines Charakters unschuldige Ruhmesfreude und ein zuvorkommender Wahn der Freundschaft, auch gegen solche die es nicht verdienten, zwei Idole, die ihm im Leben so lieb gewesen, die ihn so oft getröstet, erhoben und getäuscht hatten, auch jetzt die Dienerinnen seyn mußten, die schreckliche κὴρ[2] mit Strick und Dolch zu ihm zu führen; wer muß nicht schaudern? wer nicht um ihn und seine fürchterliche todsuchende Ahnung weinen? Du fielst, Edler, unter der Hand der unerbittlichen Parze an der Gränze des Landes dem du ein Fremdling geworden, aus dem du eiltest in das andere Land, das dich erfreut und geehrt hatte, in dem du auch jetzt Ruhe und Erholung suchtest. Du fandest diese Ruhe im Grabe, und die Erholung nach der du lechztest, die Freundschaft die du hienieden suchtest, und von der du so oft betrogen zurückkamst, die Schönheit, Weisheit und Einfalt endlich, der du dein Leben geweiht hattest, und zu der du so oft begeisterungsvoll in den Schooß der Gottheit auffloģst — die fandst du und konntest sie allein finden in jener reinern Welt —

[1] S. Winckelmanns letzte Reise in Dasdorf, Sammlung von Briefen Th. 2. S. 358.

[2] Die griechische Göttin eines gewaltsamen Todes.

Auch in Wälschlands Thale
War's nicht gelebt; nun lebest du
Die zweite schönre Himmelsjugend —

Wie ein Wanderer der mit brennendem Durst und versengtem mattem Fuße über die Ruinen Persepolis und Aegyptens, Gräciens und Roms hinweg gewandert, bei jedem Schritte die Trümmer einer versunknen Königsstadt, einer zerrütteten, nie wieder kommenden Welt, kurz Eitelkeit, Eitelkeit aller menschlichen Dinge sah und fühlte; wie er mit dem letzten Blick auf diese Gegenden und Werke, die er hinter sich läßt und nie wiedersehen wird, in ihren Trümmern, geschweige im Flor und in der Herrlichkeit ihres alten Lebens, traurig-fröhlich auf sein Schiff tritt, um seine neue, freilich andere Welt, aber in ihr Weib, Kinder, Freunde wieder zu sehen und sie leibhaft, nicht bloß in Ideen zu umarmen, so ist mir, da ich an Winckelmanns Hand das Alterthum hindurch geträumt habe, und jetzt auf seiner traurigen Grabesstätte die Eindrücke sammle. Wo bist du hin, Kindheit der alten Welt, geliebte süße Knabeneinfalt, in Bildern, Werken und Gestalten? Du bist hinweg mit deinem Traum voll angenehmer Wahrheit; und keine Stimme, kein heißer Wunsch des Liebhabers kann dich erwecken aus deinem Staube. Aufs Rad der Zeiten geflochten rollen wir unaufhörlich weiter — wohin? wohin? — und kommen nie an die vorige Stelle wieder. Auch dein Traum, lieber Winckelmann, von schönen Menschengestalten, von edler Jugendfreundschaft und Erdenweisheit, ist verlebt hienieden. Nach verlornem Frühlinge des Lebens genossest du einige schöne Herbsttage, und wurdest vor dem Winter bewahrt, der dir vielleicht deinen süßen Trug, die beste Blüthe des Lebens, genommen hätte; aus dem Reich täuschender, schöner Ideen gingst du in eine wahrere Welt, wo du nicht mehr Griechenland und seine Götterformen beneidest. Lebe wohl! dein ermordeter Körper ruht sanft auch ohne Denkmal. Er liegt jenseit der Gränze seines Vater-

landes, und dieß arme Blatt kann nicht hingehn ihm ein Denkmal daselbst zu werden. — Aber seinen Freunden, jedem seiner Freunde sey Dank, der dem armen Wanderer, solange er unser war, nur einigermaßen zu Hülfe kam und eine gute Stunde machte. Die Namen derselben sind in seinen Schriften und Briefen unsterblich, und solange man diese lieset, wird man bei der überfließenden herzlichen Dankbarkeit, womit der Edle ihre Güte preiset, auch den Schatten ihres Andenkens lieben und segnen.

Nacherinnerung.

Ich habe über Winckelmann geschrieben wie ich im Gefühl seiner Schriften und seines Lebens von ihm schreiben mußte. In seinen Briefen denkt er an eine Schrift über den Verfall des Geschmacks in Italien, und an römische Briefe, die er schreiben wollte; sollte sich nichts davon unter seinen Aufsätzen gefunden haben? Die neuere Ausgabe seiner Kunstgeschichte, die in Wien nach seinem Tode erschien, ist wohl (denn hier gilt's die Ehre eines Todten) insonderheit ihrer Vorrede nach Winckelmanns nicht würdig. Da in Italien eine vollständigere erschienen ist, so sollte Deutschland, in dessen Sprache Winckelmann schrieb, jenem fremden Lande nicht nachbleiben, und wer der einzige Mann sey der uns die beste, correcteste, ja eine vermehrte, berichtigte Ausgabe der Winckelmannischen Schriften liefern könnte, weiß ganz Deutschland. Es ist einer der ältesten Winckelmannischen Freunde, Heyne.

3.

Lessing,

geb. 1729, starb 1781.[1]

Kein neuerer Schriftsteller hat, dünkt mich, in Sachen des Geschmacks und des feineren, gründlichen Urtheils über literarische Gegenstände, auf Deutschland mehr gewirkt als Lessing. Was war deutscher Geschmack im Anfang dieses Jahrhunderts? Wie wenig war er, als Gottsched ihn aus den Händen der Talander, Weise, Menantes empfing und nach seiner Art fortbildete? Er ward gereinigt und gewässert; er empfing einen Körper, aber ohne Geist und Seele. Bodmer kam dem Mangel zu Hülfe und führte Provisionen von Gedanken aus Italien, England, den Alten, und woher es sonst anging, herbei; Schade aber, es waren fremde, zum Theil einförmige und schwere Gedanken, die in Deutschland nicht so leicht allgemeinen Curs finden konnten. Jetzt kam Lessing. Sowohl an Witz als in Gelehrsamkeit, an Talenten und im Ausdruck war er beinahe Gottscheds Antipode. Von den Schweizern nutzte er ihre Belesenheit und ihr gründlicheres Urtheil; er übertraf sie bald in beidem. Am meisten aber übertraf er sie und alle seine Vorgänger in der Gelenkigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden Wendungen seiner Einkleidung und Sprache, endlich in dem philosophischen Scharfsinn, den er mit jedem Eigensinn seines muntern, dialogischen Styls zu verbinden, und die durchdachtesten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit gleichsam nur hinzuwerfen wußte. Solange deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand, wie Lessing, deutsch geschrieben, und komme man und sage wo seine Wendungen, sein Eigensinn nicht Eigensinn der Sprache selbst wären? Seit Luther hat niemand die Sprache von

[1] Zuerst im deutschen Merkur 1781, hier nach der zweifach überar[beiteten] Ausgabe im zweiten Theil der zerstreuten Schriften.

dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum Nationaleigenthum machen will; und doch, wer schreibt ursprünglich deutscher als Luther oder Lessing? Und überhaupt, was wäre es für eine Sprache, die nicht jedem guten Kopf, nachdem er sie brauchen kann, gern dienen wollte?

Ich begnüge mich Lessings Arbeiten mit einigem Urtheil durchzugehen. Einer Lobrede braucht's bei ihm nicht; unbestimmte, schlechte, übertriebene Lobsprüche haßte er mehr als den bittersten, nur einigermaßen gründlichen Tadel. Noch entfernter bin ich, über alle Lessing'schen Arbeiten und Verdienste mir ein Urtheil anzumaßen. Ich maße mir eigentlich gar kein Urtheil über ihn an; sage nur über einiges meine Meinung, und überlasse das andere, insonderheit seine Theaterwerke, andern. Meine Absicht ist nur, überhaupt die Spur zu verfolgen wo Lessing seinen Weg nahm, wo er aufhörte, wo andere ihm nachzugehen, oder weiter zu gehn haben.

Lessings erste Schriften und Lebensumstände kenne ich nicht; [1] das erste Buch, das ich von ihm habe, ist seine Uebersetzung Huarts. [2] Eine Uebersetzung aus dem Spanischen war in Deutschland 1752 wieder ein seltenes Ding worden, so häufig auch unsere lieben Vorfahren ein Jahrhundert vorher aus dem Spanischen übersetzt hatten. Zumal die Uebersetzung eines so paradoxen Schriftstellers als Huart ist. — In der kurzen Vorrede zu ihm ist Lessing schon ganz kenntlich.

Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den sogenannten kleinen Schriften an, die seit 1753 in Berlin erschienen. In

[1] Jetzt ist sowohl durch die Ausgabe der Lessing'schen Schriften als durch Lessings Leben (Berlin bei Voß) hierüber so viel Aufschluß gegeben worden daß wir schwerlich irgendeinen deutschen Schriftsteller alter und neuer Zeit genauer kennen als Lessing.

[2] Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Zerbst 1752.

ihnen zeigte er sich von allen den mancherlei Seiten, von denen er nachher mit den Jahren immer reifer und glänzender hervortrat. In diesen sechs Bändchen was für ein Reichthum an Inhalt und Einkleidung! Eine Abwechslung und Gründlichkeit in Materien, die man sonst in Duodezbändchen nicht findet! Lieder und Fabeln, Sinn- und Lehrgedichte, Aufsätze in Poesie und Prose, sogar lateinische Verse treffen hier zusammen. Es folgen Briefe fast so mancherlei Inhalts als gelehrte Briefe irgend nur seyn können; Kritik und Philosophie, Geschichte und Literatur, selbst Supplemente zum Jöcher'schen Lexikon nehmen hier Briefgestalten an, und man muß gestehen, ganz auf die Lessing eigne, leichte und glückliche Weise. Hierauf ein Theilchen gelehrter Abhandlungen, Rettungen des Horaz, Cardans, gar des Cochläus und des **Inepti Religiosi**, die man schwerlich vor dem was folgt, vor Lust- und Trauerspielen erwartet. Daß dieß abwechselnde Mancherlei, mit dem sich Lessing meistens nur proben-, nur stückweise gleich anfangs zeigte, nicht Eitelkeit, nicht Prahlerei war, beweiset sein weiteres literarisches Leben. Alle die Beschäftigungen, alle die Einkleidungen hat er fortgesetzt; und gewiß keine mit minderm Glück als er in diesen Jugendversuchen zeigte. Wenn ein Schriftsteller mit seiner Zeit fortging, und Blüthen in Früchte verwandelt hat, ist's Lessing; ja, was sage ich, fortging? bis an sein Ende ging er seiner Zeit vor.

Einige dieser Jugendschriften hat er bei reifern Jahren umgearbeitet; und so wenig er sich seiner Jugend zu schämen hatte, so sehr gewannen sie durch die verbessernde Hand des Mannes. Seine Fabeln und Sinngedichte führe ich als Proben an. Zur Verbesserung der letzten zwang ihn ein gedroheter Nachdruck seiner kleinen jugendlichen Schriften; und man sehe was er über sie in der Vorrede zu diesen sogenannten vermischten Schriften [1] selbst sagt. Wir machen also sogleich mit diesen Verbesserungen den Anfang; denn

[1] Lessings vermischte Schriften. Berlin 1771.

hinter solchen ihn noch nach seinen ersten Versuchen beurtheilen zu wollen, wäre ja so ungerecht als undankbar.

Mit der neuen Ausgabe seiner Fabeln [1] fing er an. Aus wenigen Proben, die er gegeben hatte, wurden drei Bücher, meistens eigner oder fortgesetzter Aesopischer Erfindung. Die gereimten oder ihre Reime sind weggefallen, und statt dieser der Fabel unnöthigen oder hinderlichen Fesseln (wenigstens wie Lessing es glaubte) stehen sie hier in eine Sprache gekleidet, die in einer jedem Gegenstand angemessenen Prose die schönste Poesie ist. Der blanke männliche Harnisch kleidet Lessing mehr als das Gängelband der Reime; seine Fabeln sind nicht bloß für Kinder, sondern auch Männern, und Männern insonderheit, lesbar. Noch mehr sind's die Abhandlungen über das Wesen, den Nutzen, die Einkleidung, das Wunderbare der Fabel, die er seinen Proben beifügte. Unstreitig ist dieß die bündigste, gewiß philosophischste Theorie die seit Aristoteles Zeiten über eine Dichtungsart gemacht ist, und es wäre zu wünschen daß Lessing sie wie hier über die Fabel, wie nachher übers Sinngedicht, wie in der Dramaturgie übers Trauer- und Lustspiel, im Laokoon über die Gränzen der Poesie und bildenden Kunst, und in den Literaturbriefen über kleinere Materien literarischen Inhalts, so über alle Dichtungsarten und Darstellungen der Poesie und Künste hätte machen können. Es wird vielleicht Jahrhunderte währen ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse sich mit dem philosophischen Geist, mit dem Scharfsinn und schönen Ausdruck in einem Manne vereinigen wie sie in Lessing vereinigt waren. Die Abhandlungen über die Fabel insonderheit sind mit einer so glücklichen, leichten, Sokratisch-Platonischen Analyse geschrieben, daß ich im Geist dieser Methode ihnen in unserer Sprache weniges an die Seite zu setzen wüßte.

[1] Lessings Fabeln. Berlin 1759.

Ob gegen die Theorie selbst nichts einzuwenden wäre? ist eine andere Frage. Lessings Aesopischen Fabeln folgten Bodmers unäsopische Fabeln[1] auf dem Fuß nach, die jene in Fabeln und Abhandlungen über den Haufen werfen sollten. Sie haben's nicht gethan; sie sind vergessen, und Lessings Fabeln und Abhandlungen werden bleiben; ja mich wundert's immer noch, wie der alte, geschmackvolle und gründliche Kunstrichter Lessings Buche ein solches entgegensetzen konnte. — — Indessen ist's wahr, Lessings und Aesops Fabeln sind einander so unähnlich als die Zeiten beider, und der Hauptgrund des Unterschieds ist, wie mich dünkt, augenscheinlich. Aesop machte seine Fabeln bei wirklichen Vorfällen im gemeinen Leben; also konnte auch die Lehre die er einkleidete kein fein abstrahirter oder speculativer Satz, sondern eine praktische Lehre und Bemerkung für eben das gemeine Leben seyn aus dem sie abgesondert war. Eine solche Lehre zeigte sich also auch meistens in wirklicher Handlung (zum wenigsten was man auch im gemeinen Leben Handlung nennet), nicht bloß in einer feinen Veränderung von Gedanken; so mußte also auch die Darstellung derselben in der Fabel seyn. Beide Stücke machen Aesops Fabeln so anschaulich, sie machen sie auch für den gemeinen Mann und für Kinder so lehrreich als es — Lessings Fabeln nun wohl nicht sind, auch wohl nicht seyn konnten und sollten. Nichts als die Zeiten haben sich verändert. Die Leser für die Lessing schrieb bedürfen feinere Lehren, also auch die Darstellung eines feinern Facti, das freilich oft nur eine Gedankenfolge zu seyn scheint. Das Anschauliche, Populäre der Fabel geht hiemit einestheils verloren; der Leser gewinnt indeß feinere Belehrung. Will man, so nenne man diese eine feinere Gattung Aesopischer Fabeln, und bemerke bei der Theorie der Fabel unter den drei Worten „allgemeiner moralischer Satz" „Darstellung in einem besondern Falle" „anschauendes Er-

[1] Bodmers unäsopische Fabeln. Zürich 1760.

kenntniß jenes in diesem" den Unterschied, so ist der Streit gehoben. — Vielleicht zu einer andern Zeit hievon ein mehreres.

Mit Lessings Theorie der Sinngedichte ist's beinahe eben also: sie ist so fein und ausschließend als die Gattung, die er allein für Sinngedichte erkennt, in der seine eignen Epigramme sind, und in der Martial allerdings den Meisterrang behauptet. Die beiden Theile des Sinngedichts, Erwartung und Aufschluß, nebst den falschen Aftergattungen, wo eins derselben fehlt, hat der Theorist in ein Licht gestellt, dem freilich nichts entgegenzusetzen ist, sobald man in den Lessing'schen Gesichtspunkt eintritt. Genetisch und historisch indessen wäre ein großer, nicht verwerflicher Theil der griechischen Anthologie dagegen — doch auch hievon künftig. [1] Die Bemerkungen, die Lessing über einzelne Dichter, Martial, Catull, die griechische Anthologie u. s. eingestreuet hat, sind mannichfaltig und schätzbar; viele seiner Sinngedichte selbst sind als Proben des glücklichsten Witzes in Lehrbüchern und sogar in der Gesellschaft gäng und gäbe. Das zu Freie, zu Jugendliche ließ er in seiner verbesserten Ausgabe weg, wie bei den Sinngedichten, so bei seinen Erzählungen und Liedern.

Lessings Lieder sind bekanntermaßen von der muntern, nicht zärtlichen und schmachtenden Gattung. In häufigen Compositionen sind sie im Munde der Nation, und bedürfen keines Urtheils mehr. Wer bloß Eine Gattung von Liedern, die zärtliche, die rührende haben möchte, habe sie für sich, und lasse andern ihren Geschmack, ihr Vergnügen. — Seine Lehrgedichte hat er nicht neu heraus-

[1] Im zweiten Theil der Lessing'schen Lebensbeschreibung sind meinen Gedanken einige Anmerkungen entgegengesetzt, deren Resultat ich gern beitrete. Dem Martial'schen oder Lessing'schen Epigramm ist die Lessing'sche Theorie aufs feinste gerecht, und ich will an ihr in solcher Rücksicht nichts stören. Meine Anmerkungen betreffen die Gattung kleiner Gedichte, die bei den Griechen für Epigramme galten.

geben wollen oder es auf die Zukunft verspart.[1] Sie haben viel scharfsinnige, treffende Gedanken, und stehn der Art und den Gegenständen nach meistens den Kästner'schen an der Seite. Was Lessing überhaupt von den Gränzen der Philosophie und des Lehrgedichts gehalten, mag man in seiner und Mendelssohns Schrift: Pope ein Metaphysiker![2] lesen.

Aber es ist Zeit, von diesen einzelnen Vorübungen, die für andere wichtiger wären als sie's bei Lessing seyn durften, näher zu dem Haupttalent überzugehen, wodurch er auf Deutschland vorzüglich gewirkt hat; es ist seine philosophische Kritik, sein immer darstellender und immer zugleich denkender, forschender Geist, den er in mancherlei Werken und Einkleidungen überall glücklich gewiesen. Schon unter seinen kleinen Schriften waren Briefe gelehrten, philosophischen, kritischen Inhalts. Die Streitigkeit mit Lange, seine Vorrede zu Mylius Schriften, seine theatralische Bibliothek u. s. zeigte dieß Talent noch auszeichnender; und mich dünkt, die Literaturbriefe sind davon die unzweifelhafteste Probe. Von diesen war er Urheber und Vater; der Ton in ihnen war sein Ton, wie man's aus den Briefen in seinen kleinen Schriften und aus der Vorrede zu Mylius Werken sonnenklar siehet; es ist falsch und elend daß man diesen Briefen den Ton der Clement'schen Lettres critiques Schuld gab.[3] Das Glück führte ihm einen edeln Gehülfen zu, Moses Mendelssohn, zwei Männer die sich, wie

[1] In der vollständigen Ausgabe seiner Schriften sind diese Fragmente auch zu finden.

[2] Danzig 1755.

[3] Ich lasse diese Stelle unverändert, um zu zeigen daß in ihr von nichts anderm als vom innern Geist des Werks, insonderheit seines Anfanges, die Rede sey. Was Hr. Nicolai um die Briefe für Verdienste habe, hat er selbst im Götting. Magazin (Jahrg. 5. St. 3. S. 369.) gesagt, und es ist mir nie eingefallen solches weder kund zu thun, noch zu läugnen. Der gelehrte Briefwechsel Lessings mit Mendelssohn, Nicolai u. s., der seitdem gedruckt erschienen, zeigt seine näheren Verhältnisse mit den Ver-

aus mehreren Aeußerungen erhellet, als philosophische Freunde schätzten und liebten. Man lese Mendelssohns Brief an Lessing hinter Rousseau's Abhandlung;[1] man sehe die Achtung mit der Lessing bei jeder Gelegenheit an Mendelssohn denket. Zwei solcher Menschen, am Geist hell und im Herzen rein, ohne politische Hindernisse und Nebenumstände, traten verbunden zu diesem Werk, das noch manche Zeit hin das deutsche Journal genannt werden sollte. Ohne Schwärmerei und Ausgelassenheit herrschet in ihm Freimüthigkeit und Einsicht, insonderheit im Anfange oder zu zwei Drittheilen der Briefe. Lessing (ohne allen Zweifel ist er der Fll., denn wer sollte es sonst seyn? ob er sich gleich auch anders unterzeichnet)[2] ging ungefähr bis zum siebenten Theil mit; Mendelssohn behielt seinen geprüften Charakter bis zum Ende; Abbt trat, mit mehrerer Kühnheit, aber nicht mit mehrerem Glück in Lessings Tritte, und auch die andern Gehülfen sind gute, wenigstens nicht schlechte Köpfe gewesen. Lessings Urtheile (von denen ich hier allein rede) hat größtentheils die Zeit bewähret. Was damals scharf hieß, nennet man jetzt recht; was hart schien, ist jetzt (wenige Urtheile ausgenommen) billige Wahrheit. Fast kenne ich niemanden, der auch von sich, dem Schriftsteller, mit

fassern der Literaturbriefe, deren keinem es schadet daß ich von diesen Verhältnissen nicht mehr gesagt als ich literarisch gewußt oder gemuthmaßet habe.

[1] Rousseau's Abhandlung von der Ungleichheit der Menschen. Berlin, 1759.

[2] Die Namen der Verfasser dieser Literaturbriefe waren längst bekannt ehe ich dieses schrieb, und zum Ueberfluß habe ich in dieser Stelle, an der ich nichts ändere, bloß im Ton der Vermuthung, auch eigentlich von dem überall unverkennbaren Lessing allein geredet. Es gehört wohl kein Oedipus dazu die Verschiedenheit der Verfasser in den Literaturbriefen wahrzunehmen, die ich bereits im Jahr 1767 (Fragmente über die neuere deutsche Literatur Samml. 2. S. 193.) bemerkt hatte, ehe ich einen Namen derselben kannte. Am Aufsatz im deutschen Museum (Jul. 1782.), so wie in allen andern Notizen hierüber habe ich nicht den mindesten Antheil, und ich wünschte daß der Verfasser des letztgenannten Aufsatzes sich nennen möchte.

mehr Bescheidenheit und Würde reden konnte als Lessing; und überhaupt ist wohl unstreitig er an Umfang der Belesenheit, an Schärfe des Urtheils, und an vielseitigem männlichem Verstande in Sachen wovon hier die Rede ist, der erste Kunstrichter Deutschlands. Wo sind jetzt Literaturbriefe, wie er sie anfing? [1]

Um eben diese Zeit machte er sich noch auf zweierlei Art um Deutschland verdient, durch die Wiederaufweckung Logau's [2] und durch die Uebersetzung von Diderots Theater. [3] Bei dem ersten standen er und Ramler für Einen Mann; wahrscheinlich rühren von Lessing die Vorrede und einige Anmerkungen über die Sprache des Dichters her, so wie von Ramler vielleicht die Auswahl und Veränderung der Stücke selbst herrührt. Da ich die alte Ausgabe besitze, so bekenne ich zwar gern daß es einem alten Dichter Wohlthat sey wenn er in Hände fällt die ihn verändern, wie diese Herausgeber ihn verändert haben; im ganzen aber dürfte es besser seyn wenn man ältere und vergessene deutsche Dichter uns zwar mit Auswahl der besten Stücke, aber unverändert gäbe. So machen's unsere Nachbarn sämmtlich und sonders; so hat's Lessing mit den aufgefundenen Gedichten Scultetus, mit der Zugabe zu den Fabeln der Minnesänger u. s. gemacht, und so ist's in der Ordnung. Bei einem alten Dichter muß man wissen daß man wirklich ihn und keinen neuern Dichter lese. —

„Diderot", sagt Lessing selbst zur zweiten Ausgabe seines Theaters: [4] „Diderot scheint auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben als auf das Theater seines eignen Volks;" und er rechtfertigt diesen Ausspruch mit guten Gründen. Er siehet's

[1] Ich läugne hiemit nicht daß es nicht andere gute Journale in einem andern, vielleicht nützlichern Ton gebe; aber auch jetzt wären Literaturbriefe, wie jene waren, sehr zu wünschen.

[2] Friedrichs von Logau Sinngedichte. Leipzig 1759.

[3] Theater des Herrn Diderot. Berlin 1760. 1761.

[4] Berlin 1781.

selbst für Pflicht der Dankbarkeit an, sich als den Uebersetzer eines Mannes zu nennen „der an der Bildung seines Geschmacks so großen Antheil gehabt. Denn es mag, fährt er fort, mit diesem beschaffen seyn wie es will, so bin ich mir doch zu wohl bewußt daß er, ohne Diderots Muster und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere, aber doch schwerlich eine mit der am Ende mein Verstand zufriedner gewesen wäre." Mich dünkt, jeder Verständige werde es mit ihm seyn. Die großen Schritte die er von seinen ersten Schauspielen, so angenehm und nothwendig sie unserm Theater noch lange seyn werden, zu einem Philotas, einer Minna, einer Emilia Galotti, einem Nathan gethan hat, sind auch dem stumpfsten Auge unverkennbar. Und wenn er von Diderot sagt daß sich nach dem Aristoteles „kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben habe als er," von wem gälte das reichlicher, von Diderot oder Lessing?

Jetzt ruhete er einige Zeit, und nach solcher Arbeit konnt' er ruhen. In weniger als 10 Jahren hatte er alle diese so verschiedenen Werke und in den Jahren 59, 60, 61 eine Reihe der besten geliefert, von denen zuletzt die Rede war. Im Jahr 1766 trat er wieder hervor mit eben so goldenen, glänzenden Waffen, nur in einem andern Felde.

Die meisten meiner Leser erinnern sich noch wohl des Geschreies von Kunst, das, nachdem Winckelmann, Lippert, Heyne, Hagedorn, Mengs geschrieben hatten, in Deutschland aufkam. Alles sollte Kunst lernen, das Kind in den Schulen, der Jüngling auf Universitäten, der Mann im Amt. Aus Statuen sollte der Geistliche predigen, aus Münzen der Jurist Urtheil sprechen, aus Gemmen und Pasten der Maler malen, der Dichter dichten. — Hier trat Lessing mit seinem Laokoon[1] auf, leise, aber sehr gewiß und weitaussehend. Von einer Stelle Winckelmanns ging er aus,

[1] Berlin 1766

über Caylus, Spence und weiter fort, jetzt nur einige Gränzen der Poesie und Malerei auszuzeichnen, mit der Zeit aber diesen Gang über die Gränzen anderer Künste zu vollenden. Er hat ihn nicht vollendet; und wer wird's an seiner Stelle? Laokoon steht wie ein philosophisches Kunstwerk da, das der Künstler mit Fleiß unvollführt gelassen, damit man sich erinnere daß man ihn nicht mehr habe.

Er gerieth darüber in einen Streit mit der Klotzischen Schule; und es ist nicht Lessings Schuld daß der Streit für Deutschland nicht nutzbarer ausfiel. Er betraf theils zu armselige Dinge, theils zu armselige Leute. Kein Zeitungsblatt erschien damals, in dem nicht die muthwilligen Knaben kamen und auch Lessing einen Kahlkopf schalten; da schickte er endlich zwei Bären über sie, [1] die zerrissen den Hauptknaben und jagten die übrigen in ihre Löcher und Winkel. Jeder Verständige schämt sich jetzt dieser Scene und des Werths den man damals manchen Kindereien beilegte. Damals indessen war's anders, und Lessing hatte alle Stärke und männliche Dreistigkeit deutscher Sprache nöthig, um zu zeigen was an manchen Armseligkeiten sey; welche Stärke man denn auch im zweiten Theil der vorgenannten Briefe, insonderheit gegen das Ende [2], reichlich antrifft. Jetzt ist jedermann mit ihm einig, und das schöne Werkchen „wie die Alten den Tod gebildet", [3] so schön in seinem Inhalt als in seiner Entwicklung, ist fast das einzige was sich dabei gewinnen ließ. Dieß gehört aber auch Lessingen zu, [4] nicht dem öden Kunstgeschwätz seiner Gegner.

[1] Briefe antiquarischen Inhalts, zwei Theile. Berlin 1768. 1769.

[2] S. 201—227.

[3] Berlin 1769.

[4] In den zwei Bänden Lessing'scher Collectaneen von Eschenburg mit Fortsetzungen herausgegeben (Berlin 1790) sind noch verschiedene gute Winke und Notizen über Literatur und Kunst, insonderheit Kunstgeschichte zu finden.

Lessing lebte damals in Hamburg, und sollte einer Bühne vorstehen, die unter ihm erst deutsche Nationalbühne werden wollte. Warum sie's nicht werden konnte, oder was überhaupt an dem ganzen Wort sey, hat er selbst zu Ende seiner Dramaturgie [1] bescheiden und aufrichtig gesagt. Wären indessen auch nur die zwei Bände Dramaturgie die Frucht seines Aufenthalts in dieser Lage, so wäre das deutsche Theater überhaupt für die kleinen Veränderungen die er dort machen oder nicht machen konnte, reichlich entschädigt. Sein Urtheil über einzelne Schauspiele und Schauspieler, so bescheiden, durchdacht und männlich es allemal ist, war ihm immer nur Veranlassung sich über die Quellen der Schauspielkunst, über das Wesen des Trauer- und Lustspiels, von den Zeiten der Griechen bis zu uns herab, zu verbreiten. Insonderheit sind Shakespear, Aristoteles, Voltaire u. a. hin und wieder in ein Licht gestellt worden in das sie bisher kaum gestellt waren, und es ist allemal Licht der Wahrheit. Von keinem Werk des Genie's schloß Lessing das Denken aus; er war überzeugt daß jeder Künstler und Dichter nur durch deutliche Begriffe von seiner Kunst zur Vortrefflichkeit in derselben gelangen könne, und diesen Weg zu deutlichen Begriffen über die Kunst des Schauspiels half Lessing in seiner Dramaturgie bahnen.

Aber freilich war's nicht Eines Menschen Beruf ihn bis ans Ende selbst hinaus zu laufen. Bei seinen Fabeln versprach er eine Ausgabe des Phädrus; hier eine Poetik des Aristoteles, die er für den Codex der ganzen griechischen Dramaturgie hielt, und für die er seine besten Anmerkungen sparte. Er kam unter andere Gegenstände, in andere Geschäfte; sollten indessen nicht unter seinen Papieren Vorarbeiten seyn, die des Drucks fähig wären? Kaum sollte ich, nach Lessings mündlichen Aeußerungen, daran zweifeln. [2]

[1] Th. 2. S. 385.

[2] So schrieb ich 1781. Die Herausgabe der nachgelassenen Schriften hat diese Hoffnung nicht bestätiget.

und sie sind sodann glücklicherweise in den Händen eines Bruders, der nichts vorenthalten und nichts liefern wird, wobei nicht seines Bruders Ehre gewänne. Eine Geschichte der Aesopischen Fabel ist kurz vor Lessings Tod als zum Druck fertig angezeigt; [1] und über Sophokles dünkt mich etwas ähnliches gelesen zu haben. [2] Sein Freund Aristoteles, den er für den Erzvater der bestimmten Kritik hielt, wird wahrscheinlich nicht leer ausgegangen seyn.

Von Hamburg kam Lessing nach Braunschweig in ein wie anderes Feld gelehrter Arbeiten! Er zeigte sich aber, nach seiner Art, darin gleich so bekannt, als ob er lange Jahre damit beschäftiget gewesen wäre. Sein erster Griff in die Bibliothek war Berengarius Turonensis, [3] eine Entdeckung an die niemand dachte, weil niemand, daß diese Schrift des Berengarius in der Welt sey, vermuthete; eine Entdeckung aber auch, die einem Zwist, der Jahrhunderte durch unbestimmt, wenigstens unbewiesen geführt war, ein klares Ende machte. Und zwar, wie Lessing mit Recht meinte, zum Vortheil der lutherischen Kirche; denn die Entwicklung des Dogma, die er am Ende der Schrift [4] angibt, ist nicht nur der Natur der Sache gemäß, sondern läßt sich auch aus der Geschichte beweisen. — Solange also des Berengarius Buch nicht edirt ist, wird diese reiche und entwickelte Anzeige Lessings statt des Buches selbst dienen.

Die andern kleineren Entdeckungen, die Lessing in so kurzer Zeit in mehreren Fächern des gelehrten Alterthums oder der Bücherkunde machte, [5] sind hier nicht wohl herzuzählen; sie können auch nicht jedem gleich interessant seyn; genug, wenn sie nur dem Lieb-

[1] Materialien dazu sind im 2. Theil seiner vermischten Schriften, Berlin 1784, erschienen; sie sind aber kein ausgearbeitetes Werk.

[2] Der Anfang einer Abhandlung über ihn soll im Jahr 1761 schon abgedruckt gewesen seyn, die ihr Verfasser aber nicht geendigt. Das Fragment von Sophokles Leben ist seitdem gedruckt erschienen.

[3] Braunschweig 1770.

[4] S. 187. u. f.

[5] Zur Geschichte und Literatur: 4 Beiträge.

haber des besondern, einzelnen Faches angenehm sind, zu dem sie gehören. Aber das war nur Lessing, der Bibliothekar; Lessing, der unter dem Gewühl dieser Art eine Emilia Galotti, einen Nathan den Weisen machte; Lessing, der zu eben der Zeit sich auch jedem seiner Freunde anschlang und ihm half zu seinem Geschäfte! Lessing, der an jedem Ort jeden Würdigen gern ins Licht zog; wem er dienen konnte, dem gern diente — der männliche, thätigfreundschaftliche, neidlose Lessing, wird nicht so gar oft und viel seines Gleichen haben. In Berlin waren die Besten, auch die in einerlei Gattung der Wissenschaften arbeiteten, mit ihm. Von Mendelssohn, Ramler u. a. ist schon geredet. Kleist war sein Freund; der Biedergeschmack seiner Gedichte zeigt ihre ähnliche Denkart. Gleim, der Kriegssänger, deßgleichen; Lessings ist die Vorrede zu den Kriegsliedern. [1] In Braunschweig schloß er seinen Berengar an Schmids Adelmann an; Zachariä gab er den aufgefundenen Scultetus, und die Urne des jungen Jerusalems [2] umwand er mit immergrünenden Sprossen eines schönen philosophischen Laubes. Der große Mann, sagt Nathan:

Der große Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste. Mittelgut, wie wir,
Findt sich hingegen überall in Menge;
Nur muß der eine nicht den andern mäkeln,
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen,
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen. — [3]

[1] Ein Brief von ihm an Gleim über des letzten Volkslieder steht in den Analekten für die Literatur Th. 2. S. 655. Der seitdem herausgekommene Briefwechsel zeigt dieß alles im Erweise.

[2] Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem. Braunschweig 1776.

[3] Siehe auch das Gleichniß von der Windmühle, die mit allen 32 Winden in Freundschaft lebt. Antiquarische Briefe, Th. 2. S. 250.

Gnug hievon. Die letzten Tage Lessings sollten durch eine theologische Streitigkeit verbittert werden, bei der, wenn das Publicum noch nicht so viel Nutzen draus gezogen hat als es Lessings Absicht und Meinung gewiß war, es schwerlich seine Schuld seyn dürfte. [1] Er gab Fragmente eines Ungenannten heraus, über die Auferstehungs- und andere Stücke der biblischen Geschichte; und ich, der ich Lessing persönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe da obgedachte Stücke wahrscheinlich in seine Hände gekommen waren, und, wie ich aus manchen seiner Aeußerungen jetzt schließe, seinen Geist damals lebhaft beschäftigten; ich, der über Sachen dieser Art ihn auch sprechen hörte, und seinen Charakter über das was männliche Wahrheitsliebe ist, gnug zu kennen glaube — ich bin für mich überzeugt (für andere mag ich's nicht seyn noch werden) daß er auch die Ausgabe dieser Stücke allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit, zu einer freiern und männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben von allen Seiten veranstaltet habe. Er hat dieß selbst so oft, so stark, so deutlich gesagt; die ganze Art wie er die Fragmente herausgab, und, als Laie, seine Gedanken allenfalls zur Widerlegung hin und wieder sagte; überhaupt Lessings Charakter, wie er jedem eingedrückt seyn muß der ihn gekannt hat (und andere sollten doch darüber behutsam urtheilen) — alle dieß ist mir Bürge für seine reine philosophische Uberzeugung daß er auch hiemit etwas gutes veranlasse und bewirke; nämlich — ich wiederhole es noch einmal, freie Untersuchung der Wahrheit, und einer so wichtigen Wahrheit als diese Geschichte für jeden der sie glaubt, und der an sie glaubt, seyn muß.

[1] Jetzt wird es auch der strengeste Theolog schwerlich läugnen daß die Ausgabe der Fragmente viel gutes veranlaßt habe. Der klärste Beweis davon ist dieser, daß wenn sie jetzt erschienen, sie kaum die Aufmerksamkeit auf sich ziehen möchten, die man ihnen damals wider Willen schenkte; ein Zeichen daß wir fortgerückt sind.

Darf nun unter allen Wahrheiten und Geschichten diese Wahrheit, diese Geschichte allein nicht untersucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler untersucht werden, so ist das Lessings Schuld nicht; aber zu unsern Zeiten wird kein Theolog und kein Religios seyn der so etwas zu behaupten wage. Gibt man aber diesen einzigen Satz zu: „Wahrheit müsse und könne untersucht werden; Wahrheit gewinne jedesmal bei jeder neuen, freien und ernsten Prüfung, eben in dem Maß und Verhältniß als sie für uns erkennbare, folglich auch nur in solchem Maß für uns zu befolgende Wahrheit ist," gibt man diesen Satz zu, den die Geschichte aller Zeiten, aller Religionen und Völker, insonderheit die Geschichte und Wahrheit der christlichen Religion überall wo sie bezweifelt und angefochten ist, unwidersprechlich beweiset: so hat Lessing gewonnen; so müssen wir, statt von krummen, hämischen, bösen Absichten zu reden, ihm danken daß er uns eine neue Gelegenheit zu Untersuchung und Befestigung der wichtigsten Wahrheit, kurz zum Triumph gegeben. Je schwächer der Feind ist, je stumpfer und elender die Waffen sind mit denen er auf uns losgeht, desto leichter wird uns ja der Sieg, desto sichrer und geschwinder können wir triumphiren, und dann verdient Lessing wiederum Dank oder wenigstens Mitleiden daß er uns eine Windmühle statt eines Riesen in den Weg stellte. Gnug, wenn wir klar zeigen daß es eine Windmühle und kein Riese sey; der sie für etwas anders hielt, mag seinen Schimpf tragen. Thun wir das aber nicht, lassen die Windmühle stehen, und gehn hauptsächlich auf den los der uns sagt: „da ist ein Riese! der muß erst erlegt werden, wenn eure Wohnung sicher seyn soll;" gehn wir auch ihm nicht in Absicht der That, die er gethan hat (und die ihm, philosophisch betrachtet, ohne alle Widerrede erlaubt war), sondern mit Untersuchung der Beweggründe und Absichten aus und zu denen er sie unausbleiblich gethan haben soll, auf den Hals: wäre das vernünftig, billig, theologisch, christlich? Beweggründe

und Absichten der Seele stehn allein unter Gott, unter keinem menschlichen Richter; in philosophische, historische, theologische Streitigkeiten gehören sie ganz und gar nicht. Mag Lessing sich vor dem Richter vor dem er jetzt steht, rechtfertigen warum er die Fragmente herausgegeben; gnug, für uns sind sie herausgegeben, sie liegen vor aller Welt da; es kommt jetzt allein auf uns an ob wir sie Nutzen oder Schaden wollen bringen lassen.

Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir so sehr am Herzen als irgend jemanden; manche Stellen und Stiche des Fragmentisten haben mir wehe gethan, weil ich ihn wirklich mit strenger Wahrheitliebe las, und bei der Verwirrung in die er alles zu setzen weiß auf manches nicht sogleich zu antworten wußte, auch auf manches noch jetzt sehr bescheiden antworten würde. Keinen Augenblick indessen ist mir ein Gedanke eingefallen mich deßhalb an Lessing zu halten, oder über ihn Rache und Verdammung auszugießen weil ich Stellen eines Buchs, das er herausgibt, nicht sogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm dankte ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beschäftigen und weiter leiten, die mir Gedanken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebensten Wege. Entwickelt müssen sie werden, wenn Sache Sache, Geschichte Geschichte seyn soll; und glaube man doch nicht daß alles so schwer zu entwickeln, daß alle Zweifel so neu und unerhört seyen als sie vielleicht auch Lessing geglaubt hat. Viele sind längst gesagt und wiederholt worden, nur nicht von Christen, sondern von Juden; nicht etwa im vorigen und in diesem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England (wohin sich die Polemik vieler Retter und Streiter einschränkt), sondern von Rabbinen früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentist manches, wenigstens den ganzen Zuschnitt der Sehart, genommen zu haben scheint. Ist dieß nun alles beantwortet: gut! Ist's nicht beantwortet, was kann Lessing dafür? was darf er dafür haften? Beantwortet's

jetzt! beantwortet's stille und gesetzt, klar, rein und deutlich daß Licht die Finsterniß überwinde und der Schatten elender Lüge die glänzende Wahrheit eben nur erhebe. Lessing gibt euch Gelegenheit zu neuem Verdienst.

„Aber ward er nicht selbst im Streit heftig?“ Lasset uns davon schweigen, meine Brüder, denn wer reizte ihn? Wer kam ihm, nicht etwa mit Heftigkeit (die hätte ihn wahrscheinlich nur abgekühlet), sondern mit Stolz und kalter Verachtung, mit hämischen Vermuthungen und unwürdiger Verleumdung, mit langweiligen Armseligkeiten, als ob's Herrlichkeiten der Welt wären, entgegen? — Ich will die Geschichte des Streits nicht durchgehen; ich habe auch nichts weniger als alle Rettungen gegen die Fragmente gelesen. Es ist manches sehr gute, auch einiges vortreffliche gegen den Fragmentisten geschrieben, und was nicht ist, wird werden; wir können aber auch nicht läugnen, viel schlechtes und manches gute auf schlechte Weise. Das üble war daß hier, wie überall, das Schlechte zuerst kam und die Spreu oben schwimmen wollte. Das üblere war daß die da schwiegen, aus vornehmer Verachtung zu schweigen schienen, und Lessing, der sich eines Bessern werth dünkte, ungeduldig wurde. Das übelste von allen war daß man verunglimpfte, anschwärzte, verleumdete, verdammte, wo man untersuchen und widerlegen sollte. Das zu ertragen war Lessing nun wohl nicht gemacht, und ich möchte wissen wer ihn dazu dürfe gemacht glauben?

Wie lange, meine Brüder, werden wir theologische und jede andre Wahrheit, theologische und jede andere Wohlanständigkeit, Sittlichkeit, Gründlichkeit, Schönheit immer so sorgfältig unterscheiden, und was in der Theologie vorkommt, was sie auch nur von fern angeht, immer nur zunftmäßig cum beneficio Feminae et Cleri, durch uns, und von uns, und nach uns wollen beurtheilen lassen? Wir sind Theologen, aber nicht für uns allein; wir lehren, untersuchen, predigen, retten, vertheidigen eine Religion, aber auch

für andere Stände. Wollen wir unserm Meister nachfolgen, so lasset uns die neunundneunzig theologischen Streitböcke in der Wüste lassen, und nach dem Einen verlornen Schaf von Laien gehen, das gegen Punkte unserer Religion Zweifel hat, und sich, wenn wir's nicht thun, an unserer Gemächlichkeit, Ruhe und Steifigkeit, wie billig und recht ist, ärgert. Ist die Bibel allein für Theologen und ihre Zweifel geschrieben? Soll das Evangelium nicht aller Creatur gepredigt werden, auch dem Fragmentisten aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, wenn er allenfalls noch irgendwo unter den Lebenden steckte? Und wäre er selbst nicht mehr, nun so hat er ja seine siebenhundertsiebenundsiebenzig Brüder, die auch Mosen und die Propheten haben, und leider keine Lust bezeigen sie zu hören. Ist's unserm Stande, selbst dem Werk das wir treiben, nützlich oder schädlich, wenn, was in allen Wissenschaften und Künsten langweilig, ungründlich, abgeschmackt, oder gar boshaft, hämisch, albern hieße, auf einmal seine Natur ändern und angenehm, gründlich, tief, gelehrt, vortrefflich, geistig, ja gar wohlanständig, fromm, eifrig um Gottes willen heißen soll, sobald es sich hinter den Namen einer Predigt, einer theologischen Abhandlung, einer Rettung der Religion steckt? Größtentheils sind diese ja nicht für Zunftgenossen, die an unsere Sprache und Schnitt, an unsere veniam, quam petimus damusque vicissim, gewohnt sind, sondern für Leute geschrieben die Schönheit, Wohlanständigkeit, Gründlichkeit, philosophische und historische Evidenz, doch vielleicht in andern Sachen sehr geprüft und gekostet haben. Warum wollten wir uns nicht selbst richten, damit wir nicht von andern gerichtet, oder gar, trotz unserer Titel und Namen, mit der Welt schlechter Schriftsteller verachtet und verdammt werden? —

Uebrigens will ich hier Lessing nur entschuldigen, weil er ein Mensch, wie wir, war; nicht rechtfertigen, noch rühmen; denn ich kenne weder alle die Gegner, noch alle die Umstände die

ihn reizten. Des Mannes Schrift, z. B. gegen den er am heftigsten geschrieben, kenne ich noch bis jetzt nicht, und bin also kein Richter zwischen beiden; indessen wird eben dieser eifrige und gelehrte Theolog jetzt, nach Lessings Tod, seinem Charakter und Geist die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die er ihm einst widerfahren ließ da er ihn persönlich kannte, hochschätzte und seinen Freund nannte. Mit dem Ort ändert man seinen Charakter nicht; wenigstens nicht plötzlich; und ein Mann wie Lessing, der alles unparteiisch, mit Augen der Wahrheit, ansehn wollte, und sich ärgerte wenn ihm dagegen was in den Weg kam, ein solcher Mann wird mit den Jahren eher besser als schlechter. Auch bei dem Irrthum ist Eifer für die Wahrheit schätzbar; die Leidenschaft, die daher entsteht daß man keiner Leidenschaft, keinem Truge unterworfen seyn will, ist hochachtenswürdig. Nicht jeder gelangt zu dieser warmen Kälte, zu dieser leidenschaftlosen Leidenschaft für Wahrheit und für alles was zu ihr führet.

Gut daß Lessing diese seine Laufbahn mit einem Glaubensbekenntniß und dem Schriftchen von der Erziehung des Menschengeschlechts [1] schloß. Das letzte dürfte, ungeachtet mancher überspannten Hypothese, mancher Theolog wollen geschrieben haben.

Und wo bist du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was siehest, was erblickst du jetzt? Dein erster Blick, da du über die Gränzen dieser Dunkelheit, dieses Erdenebels hinwegwarst, in welch anderm, höherm Licht zeigte er dir alles was du hienieden sahest und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warst keinem Laster so feind als der unbestimmten,

[1] Berlin 1780.

kriechenden Heuchelei, unserer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe die nie wohlthätig seyn will oder seyn kann; am meisten (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von frühauf an menschlichen Seelen naget. Dieß Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst du, wie ein Held, an, und hast deinen Kampf tapfer gekämpfet. Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voll goldner, ewiger Güte und Schönheit werden, solange Wahrheit Wahrheit ist, und der menschliche Geist das wozu er erschaffen ist bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen, und Männer wecken die auch, wie du, der Wahrheit durchaus dienen, jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfang fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo du irrtest, wo dich dein Scharfsinn und dein immer thätiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz wo du ein Mensch warst, warst du es gewiß nicht gern, und strebtest immer ein ganzer Mensch, ein fortgehender, zunehmender Geist zu werden. —

Verzeihe der Leser meine Apostrophe; die letzten Situationen seines Lebens rissen mich hin, und ich wollte eigentlich nichts über seinen Charakter sagen. Den wird und kann sein näherer Freund besser schildern. [1]

Die Gottheit gab ihm einen guten Ausgang aus dem Leben, ohne langabmattende Krankheit und Leibesschwachheit.

[1] Auch diese Hoffnung ist mit Mendelssohns Tode vereitelt. So weit ich Lessing gekannt habe, mag ich in diesem Punkt nichts geringeres als Shakespears Wort sagen: „Lobe ihn nicht, sprich nur: er war ein Mann!“ — Die Lebensbeschreibung, die sein Bruder von ihm geliefert, ist sehr schätzbar, da sie viele Sachen enthält die nur der Bruder wissen und sagen konnte.

Ich hoffe daß wir noch eine schöne Ernte seiner vollendeten oder unvollendeten Schriften empfangen werden; [1] ein kleiner Ersatz für sein zu frühes Ableben, für seinen auf lange Zeit unersetzten Verlust für Deutschland!

Vitis ut arboribus decori est, ut vitibus uvae,
Tu decus omne tuis; postquam te fata tulere
Ipsa Pales agros atque ipse reliquit Apollo. —
Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras
Et tumulum facite et tumulo supperaddite carmen:
„Candidus ignotum miratur lumen Olympi
Sub pedibusque videt nubes et sidera Daphnis."

8.

J. G. Sulzer,

geb. 1719, gest. 1779.

Da von diesem berühmten Mann bereits Hirzels Gedächtniß an Gleim und vermuthlich auch ein éloge académique vorhanden ist, so bleibt mir zu meinem Zwecke nichts als ein allgemeiner Gesichtspunkt übrig.

Sulzers Verdienste sind, dünkt mich, die eines Pädagogen und Philosophen; ich nehme beide Worte im edelsten Verstand. Der Rang den er als Naturkundiger und Mathematiker haben möchte, ist außer meinem Urtheil.

Als praktischen Philosophen über die Erziehung und Unterweisung der Kinder kündigte ihn früh ein kleiner Versuch [2] an;

[1] Die vollständige Ausgabe ist erfolgt; und es zeigt einen sehr hellen Kopf, einen sehr festen, reinen Charakter an, daß jeder Aufsatz, beinahe jede Zeile von ihm gedruckt werden konnte.

[2] Versuch einiger vernünftigen Gedanken von Auferziehung und Unterweisung der Kinder 1745, 1748. Gedanken über die beste Art die classischen Schriften mit der Jugend zu lesen, 1765.

sein kurzer Inbegriff der Wissenschaften,[1] seine Vorübungen,[2] die Einrichtung des Mietauischen Gymnasii,[3] und viele Verdienste die er sich um das Schulwesen in Berlin und andern preußischen Ländern erworben, haben durch Rath und That diesen kleinen Versuch sehr hoch erhöhet. Wenn's nun wirklich keine nützlichere Philosophie gibt als die den Menschen, das Kind, den Jüngling bildet, so hat Sulzer einen Rang über manchem scharfsinnigen und nutzlosen Erfinder.

Ich setze in dieses Fach auch einige seiner Schriftchen, die er über die Werke und Schönheit der Natur,[4] über den Werth der Noachide,[5] über die bessere Anwendung der Künste[6] und sonst geschrieben. Sie lehren keine neuen Wahrheiten, aber sie wenden alte gute Wahrheiten angenehm, faßlich, nützlich an. Ueber die Noachide ist Sulzer eigentlich kein strenger Kunstrichter, sondern ein Freund des Dichters, der die moralischen Schönheiten seines Gedichts entwickelt und der Jugend anpreiset; wie er es auch im großen Wörterbuch der Künste oft gethan hat. Der moralische Nutzen auf den er überall die Künste und jede schöne Wissenschaft angewandt wissen will, ist edel und wünschenswerth; vielleicht aber nicht immer, insonderheit auf den Wegen die er vorschlägt, erreichbar; nicht etwa nur äußerer Hindernisse, sondern hie und da vielleicht des Begriffs der Kunst selbst wegen. Indessen sind bei der großen Zwecklosigkeit und den zum Theil schändlichen Mißbräuchen, in die die besten derselben gerathen sind, zu unserer Zeit auch Platonische Gedanken und Wünsche hierüber schätzbar.

[1] 1745, 1758, 1760.

[2] Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens zum Gebrauch einiger Classen des Joachimthalischen Gymnasiums. Berlin, 1769.

[3] 1774.

[4] Versuch einer moralischen Betrachtung über die Werke der Natur, 1745. Unterredungen über die Schönheit der Natur, 1754—1770.

[5] Gedanken über &c. Berlin, 1754.

[6] 1772.

Als Philosoph war Sulzer ein Philosoph des gesunden Verstandes, der planen, nicht spitzfindigen Vernunft. Psychologie war das Feld wo ihm die Zerlegung der Begriffe am meisten glückte; und gibt's in der ganzen Philosophie ein angenehmeres, nützlicheres Feld als dieses? Seine Theorie der angenehmen Empfindungen, seine Abhandlungen über Sprache und Vernunft, über dunkle Begriffe und Triebe, zuletzt über das Wesen und die Unsterblichkeit der Seele,[1] sind voll schöner Wahrnehmungen. Wenn sie die Begriffe nicht allemal zur vollständigsten Deutlichkeit heben, so ziehen sie sie doch aus der Tiefe ans helle, klare Sonnenlicht hervor; und sind dem Leser, insonderheit dem sich bildenden Jünglinge, so unterhaltend als aufmunternd. Die Leiter auf der der Philosoph emporsteigt, läßt er stehen und zieht sie nicht stracks nach sich; ein anderer kann und mag weiter steigen.

Das größeste Gebäude endlich das Sulzer errichtete, ist sein Wörterbuch der schönen Wissenschaften und Künste;[2] ein dädalisches, vielleicht unvollendetes und nie zu vollendendes Gebäude, das seinen Erbauer aber, wenn es auch nur der erste Erbauer wäre, gewiß nicht ohne Kranz ließe. An der Peterskirche in Rom haben viel gebauet, weil das Werk über eines Menschen Leben hinausreichte; selbst der Plan derselben ward einigemal geändert; das Gebäude kam indessen doch einmal zu Stande; und auch denen die die Vollendung nicht erlebten bleibt ihr Ruhm. Es ist wohl unläugbar, daß Sulzer den Plan den er in den Literaturbriefen bekannt machte[3] nicht ganz erreicht hat. Er war nicht der einzige Arbeiter; ein Mann konnte bei so verschiedenen Künsten nicht jedem Begriff, jedem Hauptwort auf den Grund kommen; noch

[1] Sulzers vermischte philosophische Schriften, 2 Theile, 1773, 1781.
[2] Allgemeine Theorie der schönen Künste, Th. 1. 2. 1771, 1774.
[3] Lit. B. Th. 5. S. 33 u. f.

weniger in der für jede zusammenhangende Philosophie fatalen Form eines zertrennenden Wörterbuchs, jeden Begriff, dem rechten Verhältniß nach, an Ort und Stelle führen; noch weniger, da bei verschiedenen Künsten verschiedene Mitarbeiter waren, die gemeinschaftlichen Ideen verschiedener Künste auf dem kürzesten Wege zu ihrer klaren Quelle leiten u. s. Aber wer wird Unmöglichkeiten fordern? Wer einem, und zwar dem ersten Versuch, das Geschäft vieler Männer, vielleicht ganzer Jahrhunderte zumuthen? Sulzer hat angefangen; man baue weiter. Man binde, leite, simplificire die Begriffe wo sie noch nicht recht gebunden und simplificirt sind; man stelle die Künste und ihre Theile mit mehrerem Verhältniß gegen einander, als sich bei dem ersten Ueberblick eines Labyrinths von Gedanken und Worten thun ließ; insonderheit führe man auch die Begriffe der Kunst genetischer in ihre Geschichte, und schärfe hie und da was bei Sulzer zu rund, zu allgemein gesagt seyn möchte. Das Werk, wie es ist, ist ein Denkmal des philosophischen Sinnes der Deutschen; mit la Combe und ähnlichen Büchern so wenig zu vergleichen als der Palast mit einer Marktbude. Wenn man Sulzer zum Theil strenge beurtheilt hat, so kam's davon her daß man ihn nach seinem eignen Plan beurtheilte und in diesen hohen Ideen lange aufs Werk gewartet hatte; kurz, weil man ihn als Sulzer beurtheilte. Jetzt ist wohl niemand in Deutschland der den Werth seines Buches verkenne; und auch selbst die Mängel desselben, daß Sulzer sich mehr auf dem Wege des schlichten gesunden Verstandes hielt als nach Höhen und Abgründen der Speculation einzelner feiner Begriffe umherkletterte, sind zum allgemeinen Gebrauch des Buchs Empfehlung. Die schönsten Artikel in ihm sind auch psychologisch und pädagogisch; hierunter sind manche die als ganze Abhandlungen der Akademie gelten möchten. In diesem Werk ist Sulzer eine ganze Akademie selbst.

In den letzten Jahren seines Lebens that der kranke Weltweise

eine Reise durch die schönsten Gegenden Europens, um noch mit den letzten Blicken der Dankbarkeit die Schönheit einer Natur zu genießen die er in seinen frühern Jahren so wahr, so fromm und edel gepriesen hatte. Er hoffte aus ihr noch Athem der Gesundheit zu holen; sie konnte, sie sollte ihm aber denselben für diese Welt nicht mehr geben. Er ging mit Gesinnungen, die ein Brief von Spalding in seinen letzten Tagen beschreibt, in eine schönere Natur Gottes über. Sein Tagebuch dieser Reise, die Briefe die Hirzel[1] und Lange vorher[2] von ihm bekannt gemacht haben, zeigen ihn, wie er's auch in seinen Schriften ist, als einen gesetzten und ruhigen Weisen. Mich dünkt, Sack war's der ihn nach Berlin zog; dieses aufgeklärten und um Deutschland sehr verdienten Gottesgelehrten ist also auch ein Theil des Verdienstes das Sulzer sich in seiner so nützlichen Sphäre erworben.

9.

Seneca, Philosoph und Minister.

Zwei Briefe.[3]

„Alle Meinungen über die Seelen der Verstorbenen (sagt Diderot zum Herausgeber der Schriften des Seneca in la Grange's Uebersetzung) sind mir annehmlich, wenn sie mich rühren oder mir schmeicheln. Mich dünkt in diesem Augenblick, ich sehe den Schatten unseres guten la Grange um Ihre Lampe schweben, indeß Sie Nächte hinbringen sein Werk zu vollenden und zu erläutern. Ich höre, ja ich höre ihn; er spricht: „wer die zerstreute Asche eines

[1] Hirzel an Gleim über Sulzer, 1780.

[2] Langens freundschaftliche Briefe, 1769, 1770.

[3] Aus der neuen deutschen Monatschrift 1795.

Unbekannten in eine Urne sammelt, thut eine heilige Menschenpflicht; wie viel bin ich dir schuldig, dir, der du dich um meine Ehre mühest."

Und er fährt fort: „Ach! nur von mir hing es ab daß Seneca auch zu mir spräche: fast achtzehn Jahrhunderte sind's daß mein Name dem Druck der Verleumdung unterliegt, und ich finde an dir einen Vertheidiger? Was bin ich dir? Welch Verhältniß kann in einem so großen Zwischenraum der Zeit zwischen mir und dir seyn? Wärest du etwa meiner Abkömmlinge einer? Und was liegt's dir an ob man mich tugendhaft oder lasterhaft glaube?"

„O Seneca (antwortet der Verfasser), du, mit Sokrates, mit allen ruhmwürdigen Unglücklichen, mit allen großen Männern des Alterthums warest bisher, und sollt immer eins der sanftesten Bande zwischen meinen Freunden und mir, zwischen unterrichteten Menschen aller Zeitalter und ihren Freunden bleiben. Du bist der Gegenstand unserer oftmaligen Unterhaltung, und du wirst ein Gegenstand der ihrigen seyn. Wie oft habe ich, um von dir würdig sprechen zu können, deine nachdrucks-, deine gewaltvolle Kürze beneidet! Wenn deine Ehre dir lieber war als dein Leben, so sage mir: die Niedrigen die dein Andenken befleckt haben, waren sie nicht grausamer als der der dir die Adern öffnen ließ? Es wird mir tröstend seyn, wenn ich dich an einem und dem andern räche."

So schrieb Diderot vor seinem Versuch über des Seneca Leben und Schriften;[1] er hat sein Wort gehalten; einen wärmeren Freund, einen scharfsinnigern, dringendern Vertheidiger hat so leicht kein anderer Staatsmann und Philosoph gefunden. Er gehet des Seneca Leben und Schriften mit Anmerkungen durch, die uns in eine Gesellschaft der weltkundigsten Menschen versetzen, und wo sie uns auch nicht ganz überzeugen, doch so ausgesucht belehren

[1] **Essai sur la vie de Senèque, sur ses écrits et sur les règnes de Claude et de Néron. Paris 1779.**

daß man das Buch fast mit einer süßeren Hochachtung für den Vertheidiger als den Vertheidigten aus der Hand legt.

Wir Deutsche können mit diesem sogenannten Versuch eine andere gute Schrift: Seneca nach dem Charakter seines Lebens und seiner Schriften, entworfen von Nüscheler,[1] verbinden. Warum ist diese schöne Schrift unvollendet? warum ist's bei dem ersten Bändchen geblieben?

Hinter Kleists Gedichten findet sich ein kurzes Trauerspiel, Seneca, in Prose. Auch andere haben den Gegenstand bearbeitet, und Lessing hat ihn, so wie den Tod des Nero bearbeiten wollen. Schade daß er's nicht gethan hat.

Kleists Trauerspiel ist sehr einfach; die Charaktere des Seneca und der Pompeja (so heißt hier seine Gemahlin) stehen fast unbeweglich da; der Knoten wird ins Stück durch eine fremde Person, den Polybius, Seneca's Freund, der für ihn sterben will, nur hineingewebet. Sollte nicht, sebst der Geschichte nach, eine vielseitigere, innigere Bearbeitung dieses berühmten Todes möglich seyn, die unstreitig auch lehrreicher wäre?

Seneca nämlich war nicht Philosoph allein; er war Minister. Während der gepriesenen fünf glücklichen Regierungsjahre des Nero verwaltete er mit Burrhus das Reich; ja vorher schon hatte die Mutter Nero's, Agrippine, seine Zurückberufung aus Sardinien zu ihren Absichten bewirkt, er ward der Lehrer ihres Sohnes. Seitdem geschahen alle Handlungen Nero's vor seinen Augen. Er war's der dem jungen Kaiser die Trauerrede auf seinen Vorgänger Claudius machte, bei der sich, wie Tacitus sagt, niemand des Lachens enthalten konnte, und die Seneca nachher selbst durch die Apokolokyntosis bitter widerlegte. Er hatte die Rede gemacht mit der Nero die Regierung antrat, jene Rede die ihrer vortrefflichen Grundsätze wegen in Erz gegraben ward und an jedem Neujahrstage verlesen werden

[1] Zürich, 1783.

sollte. Er verfertigte die Gnadenreden die Nero im Senat vortrug; und indem er mit der herrschsüchtigen Agrippine, deren Creatur er war, einerseits zu kämpfen hatte, sahe er auf der andern Seite auch im gütigen Nero lange schon den Löwen voraus der (nach Seneca's eigenem Ausdruck), sobald er einmal Blut geschmeckt hätte, seine ganze Natur zeigen würde. —

Diese zeigte Nero bald. Unthaten, Morde, Vergiftungen, Einziehungen der Güter folgten einander, und viele dieser Güter wurden den Freunden des Kaisers geschenkt, unter denen Seneca seinen Theil auch nicht auszuschlagen wagte.

Der Entwurf des Muttermordes wird ihm und dem Burrhus vorgelegt; sie müssen Ja sagen, und Seneca die That in einem Briefe an den Senat sogar rechtfertigen.

Mit Gewalt will Nero ein öffentlicher Wagenführer oder Citherschläger werden; Burrhus und Seneca geben im ersten nach, um das zweite zu verhüten, bei welchem er sich aber um sie gar nicht mehr kümmert; beide müssen zuschauen wie er unter dem Geklatsch der verworfensten Leute die Cither schlägt.

Nero theilte seine Tage in Grausamkeit und Wollust; Seneca bleibt am Hofe.

Rom brennt sechs Tage und sieben Nächte; Nero singt dabei in theatralischer Kleidung den Brand von Troja; Seneca bleibt.

Die Anklagen der Verschwörung nehmen zu; sie wagen sich an ihn selbst; er bittet um seine Entlassung, und läßt sich durch eine verstellte Bitte des Kaisers: „er werde doch seinen Freund nicht verlassen wollen!" festhalten, bis endlich die Klaue des Tigers ihm so nahe kommt daß er auf seinen Abschied dringt, da er denn fortan in seinen prächtigen Gärten, auf seinen reichen Landgütern nirgends mehr vor dem Gift das ihm drohet sicher ist, und sich mit Feld- und Baumfrüchten, mit Wasser aus dem Strom sein Leben fristet.

Wie nun? Der Philosoph, der sich jeden Tag über sein Leben die strengste Rechenschaft abzulegen vorgab, sollte er sich solche jetzt, wenn er in seinen Gärten wie ein Verlassener umherirrt, wenn er dabei seine Reichthümer, vierzig Millionen an Werth, betrachtet, nie abgelegt haben?

So darf wenigstens der Dichter des Trauerspiels ihn zwingen diese Rechenschaft vor sich selbst abzulegen! „Wie bestehest du mit deinen Grundsätzen? Was hattest du mit der Julia? War es deiner werth daß du dem freigelassenen Polybius also schmeicheltest? Konntest du, als dich Agrippine aus Sardinien zurückberief, etwas anders erwarten als was erfolgte? Und warum ließest du dich, da du das Herz des Nero von innen und außen sahest, so lange halten? Du hinterlässest unnennbare, von Zinsen bedrückter Nationen genährte Reichthümer — für wen? Deine Familie ist untergegangen; einer deiner Brüder hat sich die Adern eröffnet, der andere hat vom Tyrannen Gnade erflehet; und du lebest? Du lebtest so lange um ihn, für ihn, machtest es dir zur Pflicht ihn als eine Lust des Menschengeschlechts anzukündigen, zu rechtfertigen, zu beschönen? Hast du kein Verbrechen der beleidigten Majestät begangen, indem du dich nicht von ihm, sondern von dir selbst zu solchen Dingen so lange gebrauchen ließest? Ruft nicht jeder Ermordete, ruft nicht das römische Volk, ruft nicht Nero selbst gegen dich? —

Und was bist du enthaltsamer, standhafter, das Leben verachtender Weiser, vor diesen Tischen, diesen Spiegeln, in diesen Sälen, vor diesen Seen, in diesen Gegenden, bei dir, in deinem Innern? Rechtfertige dich vor dir selbst; der Tribun kommt, und was will der Tribun?

Das Haus ist von Soldaten umringt, der Tribun fordert Rechenschaft über eine entdeckte Verschwörung. Sowohl Seneca als Nero wissen daß dieß hier nur Vorwand seyn soll. Der Philosoph hat dem Tyrannen zu lange gelebet.

Seneca ist bei Tisch; er antwortet unerschrocken und heiter.

Der Tribun bringt die Antwort. Warum sollte hier nicht der Vorhang aufgezogen werden, um auch des Nero inneres Gemüth und seine äußere Lage ganz zu enthüllen? Hier mögen Poppäa und Tigellin auftreten; selbst das Blutgericht über die Verschwörung des Piso mit allen herzhaften Antworten der Verschwornenen erscheine.

Seneca ist unschuldig, und Nero weiß es. Er fragt den Tribun ob er ihn bereit gefunden sich selbst den Tod zu geben; und da der Tribun versichert daß er ihm völlig gefaßt und heiter geantwortet habe, empfängt er die kurze Ordre der Hinrichtung: regredi et indicere mortem. — Sie ist bald gegeben, aber der Dichter wird sie nicht sobald verschmerzen. Er wird den Mörder in der Gemüthsstimmung zeigen in der er sich immer, auch beim Morde seiner Mutter und beim schändlichen Ausgange seines eignen Lebens wies, grausamfeige.

Und diesem Elenden hatte Seneca zu seinem Ruhme verholfen? Er wiederum hatte Seneca gescheut, und scheuet ihn noch jetzt, wie die Frage an den Tribun zeiget. Beide also, sowohl den Tyrannen als den ehemaligen Tyrannenführer vor das Tribunal zu stellen dem kein Sterblicher entgeht, beide davor mit ihren Freunden und Feinden zu confrontiren, dieß wäre das hohe Forum des Schauspiels.

Der Tribun hat nicht das Herz an Seneca den Mord zu vollführen; er frägt darüber den Präfect Fänius, und schickt endlich einen Centurio in seinem Namen. Im Verfolg des Drama ist dieß ein nicht zu verachtender Umstand.

Der Centurio kommt; Seneca will sein Testament machen, es wird ihm verweigert. „So vermache ich euch mein Leben,“ sagt der Philosoph zu seinen Freunden; er besänftigt ihre Thränen, und hat, ich möchte sagen, hier einen schönern Platz, als Sokrates selbst, zu seinen letzten Gesprächen.

Seine junge Gemahlin Paulina will mit ihm sterben; er er-

mahnt sie zum Leben — eine Scene, in die der Dichter alle Zärtlichkeit und Philosophie bringen kann die dem Orte gebühret.

Endlich willigt er in ihren Tod, und Ein Augenblick öffnet beiden die Adern.

Ich übergehe die folgenden Umstände, und wünschte daß wir die letzten Worte des Sterbenden hätten: et novissimo quoque momento, suppeditante eloquentia, advocatis scriptoribus, *pleraque tradidit, quae in vulgus edita ejus verbis invertere supersedeo.* Warum hast du uns diese Worte unterdrückt, o Tacitus? Glaubtest du daß das Volk, das sie damals auswendig wußte, immer fortleben würde? Gewiß waren sie ein Bekenntniß, dem ähnlich das Subrius Flavius dem Nero unter die Augen sagte: „Niemand war dir treuer als ich, so lange du Liebe verdientest; ich fing zu hassen dich an, seit du ein Mörder deiner Mutter, deines Weibes, ein Wagenlenker, Citherschläger, ein Mordbrenner wurdest." Seneca's letzte Worte würden das Verhältniß, das zwischen ihm und Nero obgewaltet hatte, zeigen. —

Er stirbt. Pauline wird mit Gewalt zurück ins Leben gebracht; sie lebt aber nur wenige Jahre, behält ihren Gemahl in rühmlichem Andenken; blaß und blutlos, ist sie selbst fortan ein Denkmal seines Todes.

Welche Scene, da sie wiederum ins Leben zurückkam! Welche andere, da dem Sterbenden auch das Gift seines Freundes den Dienst versagte, nebst allem was von Seiten Nero's und des Senats darauf folgte! Mich dünkt, es könnte ein Trauerspiel hieraus erwachsen das die stoische Philosophie am Hofe eben so prüfte, als z. B. Lessings andere Stücke ihre Helden prüfen. Vielleicht ist es mir unbekannt längst schon da; gewiß aber kann es aus Tacitus Beschreibung, den Anschuldigungen Seneca's und Diderots Buch werden.

Racine sagt vor seinem Britannicus: „Um einen ehrlichen

Mann der Pest des Hofes unter Nero entgegenzusetzen, habe ich lieber den Burrhus als den Seneca gewählet. Beide waren Erzieher des Nero in seinen Jugendjahren gewesen, der eine für die Kriegskenntnisse, der andere für die Wissenschaften. Beide waren berühmt, Burrhus wegen seiner Kriegserfahrenheit und sittlichen Strenge (militaribus curis et severitate morum); Seneca wegen seiner Beredsamkeit und Geistesanmuth (praeceptis eloquentiae et comitate honesta). Burrhus wurde nach seinem Tode seiner Tugend wegen außerordentlich vermißt und bedauert (civitati grande desiderium ejus mansit per memoriam virtutis). — Mich dünkt, Racine habe zu seinem Zweck den Burrhus sehr schicklich gewählet.

Zweiter Brief.

Glauben Sie nicht daß ich mich in der Idee des Trauerspiels Seneca zu seinen Verleumdern gesellen wollte. Rechtfertigt sich der tragische Seneca, wie ich es nach Tacitus glaube, vor sich selbst und seinen Freunden, so kann er, auch bei Schwächen seines Charakters, die er jetzt selbst einsiehet, als ein glorreicher Staatsmärtyrer dastehen, so daß, wenn er das Auge schließt, man ihn eines größeren Lohnes werth hält als daß man ihm, wie einige Verschworene es wollten, hinter Nero das Reich antrage. Wahrscheinlich würde er das Reich ausgeschlagen haben, wenn er war wofür ich ihn halte.

Was ich merklich machen wollte, war einzig dieses daß philosophische Sprüche, wenn sie auch die edelsten, stärksten, ja göttliche Sprüche wären, an und für sich noch nicht das Leben eines Menschen, zumal eines Staatsmannes, beurkunden und vor aller Schwachheit sichern. Der Hof ist ein so trügliches Element, und ein politisches Leben unter Nero eine so gefahrvolle Scene daß alle Briefe des Seneca, auch mit völliger Liebe zur Wahrheit, nicht als Sentenzen,

sondern als Sache des Herzens geschrieben, uns jeden Schritt den ihr Verfasser praktisch that, gewiß noch nicht verbürgen. Nicht daß er deßwegen eine ewige Lüge und Satire gegen sich selbst hätte schreiben wollen und müssen, wie Diderot den Fall setzt; denn wer verzeihet sich nicht vieles, sobald man sich eins verziehen hat? Und wie so manche Täuschungen gibt's mit denen uns der Wahn unentbehrlich zu seyn, die Hoffnung mit der Zeit nützlicher zu werden, die Sucht zu gefallen, die Furcht vor einem Aergern als das Jetzige schon ist, endlich die Liebe zur Gewohnheit, die Anhänglichkeit an Ehre, Rang, Freunde, Bekannte, an uns selbst und alle Buhlerinnen unseres Herzens und Lebens von Tag zu Tag sanft und unsanft hintäuschen? Auch unter solchen Verirrungen konnte Seneca immer noch der mehr als kaiserlichen Achtung werth seyn die ihm Tacitus erweiset.

Genug, wie auch sein Charakter seyn mochte, seine Schriften sind ein reiches Füllhorn der schönsten, größesten Sentenzen. Diderot hebt mehrere derselben aus, fügt seine Meinung hinzu, und spricht mit unserm Innern so vertraulich daß der Leser sich gedrungen fühlt hie und da auch sein Wort hinzuzusetzen und mit Seneca, mit Diderot zu raisonniren als ob er der Dritte seyn müßte. Hiemit wird das Buch ein lebendiges Gespräch zwischen dem alten Weisen, seinem Ausleger und Freunde, endlich mit uns selbst, in vielfacher Anwendung auf neuere Welt- und Lebensscenen. „Ach," sagt Diderot, „hätte ich die Werke des Seneca früher gelesen! hätte ich in einem Alter von dreißig Jahren seine Grundsätze angenommen, wie viel Vergnügen wäre ich diesem Philosophen schuldig, oder vielmehr, wie manchen Schmerz hätte er mir entfernt! Du bist's, o Seneca, dessen Hauch die leeren Phantome des Lebens zerstreuet! Du bist's der dem Menschen Würde, Festigkeit, Nachsicht gegen seinen Freund, gegen seinen Feind, Verachtung des Glückes, der Verleumdung, des Ruhms, der Würden, des Lebens, des

Todes einzuhauchen; du bist's, der von der Tugend zu sprechen und Begeisterung für sie zu entzünden weiß. Du hättest mehr an mir gethan als mein Vater, meine Mutter, meine Lehrer; sie wollten mich alle zur Güte bilden, sie wußten aber nicht wie? Wie hasse ich jetzt die die mir den Seneca herabsetzten! Ihr kleinmüthiger Geschmack hielt mir die Augen auf den Cicero geheftet, der mich lehren könnte wohl zu reden, und entzog mir den der mich gelehrt hätte wohl zu handeln. Und doch welch ein Unterschied zwischen der Reinigkeit des Styls die ich mit dem ersten nicht erlangt habe, und der Reinigkeit der Seele die in mir gewiß erwachsen und befestigt wäre, wenn ich im zweiten studirt, über ihn nachgedacht, mich in ihm genährt hätte. Selbst jetzt, in einem Alter in welchem man sich nicht leicht mehr bessert, habe ich den Seneca nicht ohne Nutzen für mich und für andere um mich gelesen; es scheint mir daß ich das Urtheil anderer über mich weniger, mein Urtheil über mich dagegen desto mehr scheue und achte; es scheint mir daß ich die verflossenen Jahre weniger bedaure, auf die kommenden weniger einen Werth lege. O wie übel hat man gethan daß man, um mich zu einem bessern Schriftsteller zu machen, mich hinderte ein besserer Mensch zu werden. Verhärtet hat mich Seneca nicht; ich gestehe aber, es möchte weniges seyn worüber ich laut aufschreien würde."

„Nur glaube man nicht daß man ihn aus einigen Blättern kennen lerne und über ihn urtheilen dürfe. Man lese ihn ganz, und noch einmal! man lese den Tacitus dazu und werfe meine Apologie ins Feuer. Erst dann wird man wahrhaft überzeugt seyn daß Seneca ein Mann von einem großen Talent und einer seltenen Tugend gewesen, da seine Verleumder hingegen zu den ärgsten, ungerechtesten Menschen gehören. — —"

So schrieb Diderot, zu einer Zeit da er sich vielleicht selbst vor den Confessionen, und, wie er glaubte, den Verleumdungen Rousseau's scheute. Rousseau's Confessionen haben ihm nicht ge-

schadet; und auch dem Seneca schadeten seine Verleumder nicht. Dem Xiphilin steht Tacitus entgegen, und seine Schriften sprechen in Tugenden und Fehlern für sich selbst. —

„Jedes Alter," sagt Diderot, „schreibet und lieset nach seiner Weise. Die Jugend liebt Begebenheiten, Facta; das Alter Reflexionen. Einem Mann von Jahren, dem die meinigen zu lang, zu häufig, dem Gegenstande zu fremd vorkommen, würde ich rathen den Tacitus, Sueton und Seneca mit sich in die Einsamkeit zu nehmen; die Sachen die ihm merkwürdig vorkommen, die Ideen die sie in seinem Geist erwecken, die Gedanken dieser Schriftsteller die er zu behalten wünscht, die Gesinnungen die er erproben will, aufs Papier zu werfen, ohne ein anderes Project als sich selbst zu unterrichten. Fast bin ich gewiß daß wenn er sich an den Orten verweilt wo ich mich verweilte, wenn er sein Jahrhundert mit den vergangenen Jahrhunderten vergleicht, und aus erlebten Umständen und Charakteren Vermuthungen über das zieht was das Heute uns ankündigt, was das Morgen uns hoffen und fürchten läßt — er würde ein Buch machen, ungefähr wie das meinige. Allenthalben bin ich in Gesellschaft; ich frage, ich antworte." — Wenn dieß nicht eine gute Art zu lesen ist, so kenne ich fast keine andere. H.

II.

Nachlese historisch-philosophischer Schriften.

II.

Nachlese historisch-philosophischer Schriften.

1.

Revolution der ersten Welt nach den ältesten Traditionen.

Vermuthlich eben die Abhandlung welche der Verfasser im zweiten Theil der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (auf der letzten Seite) zu geben versprach, die aber bisher nie im Druck erschienen ist A. d. H.)

Die erste Welt ist untergegangen, sagt eine Reihe der alten Traditionen, und die unsere beschreibt uns sogar die Art des Unterganges mit einer Tageschronik darüber;[1] ja sie geht, sich selbst wenigstens gleichförmig, von dieser Ueberschwemmung auf die Geschichte einer ganz veränderten Welt aus. Was ist von ihr zu halten? Sie klingt einer Fabel so ähnlich.

Es ist keineswegs zu läugnen daß über die sogenannte Sündfluth Träume geträumt sind die uns fast der Name „Sündfluth" widrig machen möchte. Wo irgend auf oder unter der Erde ein Schalenthier oder eine Meertrümmer sich zeigte, sollte es ein Zeichen der mosaischen Ueberschwemmung seyn, ohne daß man zusammenrechnete, wie kurz diese gedauert habe und wie lange, wie wiederholte Zeiten jene zu ihren Erdverkörperungen nothwendig bedurften. Ja, da es ausgemacht ist daß unsere ganze Erde Meeresgrund gewesen, und nur aus Wasser und im Wasser bestanden sey, so haben diese sogenannten stummen Zeugen der Sündfluth großentheils ihren Glauben verloren. Der Ueberschwemmungen auf unserer Erde sind so viele und verschiedene gewesen daß man den Ocean aus einem Landsee ableitet, wenn man eine Frist von 150 Tagen zur Ursache alles

[1] 1 Mos. 6 — 9.

dessen macht was sich allenthalben meerartiges findet. Ich muß also bekennen daß die sinnreichen Theorien Burnets, Whistons, Woodwards u. a., bis zu de Luc's berühmter neuerer Hypothese für mich wenig überzeugendes haben. Die letzte z. B.[1] (denn über die andere ist schon genugsam geurtheilt) läßt das ehemalige feste Land nicht überschwemmen, sondern mit allen seinen Einwohnern einbrechen und versinken; dafür ein ganz anderes Land, unsere jetzt bewohnte Erde, aus der Tiefe des Meeres steigen. Beide Theile der Hypothese scheinen mir selbst der mosaischen Erzählung, der zu gut sie doch eigentlich erfunden sind, völlig entgegen. Der Naturgeschichte getreu, setzt Moses den Ursitz des Menschengeschlechts in kein untergesunkenes Südland, sondern an den uns bekannten Rücken der Erde, dessen noch jetzt vorhandene Flüsse er sogar ihrem Lauf nach beschreibt. Sein Urland also existirt noch, und ist genau das was wir dem Bau der Erde nach zum Urland der Erde wählen müßten. Wir kennen nichts älteres, nichts festeres als jene Urgebirge, die Pfeiler unserer Welt, auf die regelmäßig ist gebaut worden; ja manche Gipfel derselben hat scheinbar nie das Wasser berühret. Als Garten betrachtet, ist dieser Welttheil ein alter Garten; und wenn Moses Erzählung gelten soll, so zeiget ja sein Oelblatt, der Acker- und Weinbau, der nach der Ueberschwemmung sofort anfing, wie auch der ganze Faden seiner Tradition, daß er von keinem alten Meeresschlamme rede der jetzt erst, aus der ewigen Tiefe gestiegen, den ersten Sonnenstrahl sauge.

Lasset uns also, nachdem beinahe alle Dichtungen über diese Tradition von den scharfsinnigsten Männern erschöpft sind, uns treu an die Erdgeschichte halten, und sehen was sie uns sage.

*

Zuerst fällt jedem beobachtenden Auge als sonderbar auf daß das große feste Land unserer Erde nicht liegt wo man es nach den

[1] De Luc's physical. und moral. Br. B. 2. Brief 137—140 und 147.

Bildungsgesetzen einer flüssigen Sphäroide suchen sollte, um den Aequator. Hier hatte unsere Kugel die größten Durchmesser, die größte Schwungkraft, die meiste Friction; hier also sollte sich auch ihre größte Erdhöhe, ihr festestes Land und die längsten Strecken der Gebirge gesetzt haben. Aus der Theorie der Erdbildung folgt dieses so augenscheinlich daß Buffon, selbst dem Anblick der jetzigen Erde zuwider, die höchsten Berge dahin leget. Indessen liegen sie nicht da; die asiatische Erdhöhe ist weit gegen Norden, die Andes durchschneiden den Aequator, wie sie den ganzen Welttheil durchschneiden; und die weiteste Breite aller vier Erdtheile liegt weit über der Linie, der nur Meer, Inseln und die letzten Strecken des Continents bleiben. Woher diese Sonderbarkeit gegen den Bau der Erde?

Zweitens. Die ganze Reihe der nordischen Länder jenseits des großen Gebirges zeigt in ihren Versteinerungen daß sie voraus entweder zur heißen Sphäre gehört, oder doch ihr nahe gelegen habe. Die Elephantengerippe in Siberien und dem ganzen ihm parallelen Europa, bis nach Nordamerika hin, sind sattsam bekannt:[1] sie liegen nur wenige Schuhe unter der Erde, und sind zum Theil noch unversehrt.[2] Vom entgegengesetzten Ende der Welt können sie in diese Gegenden nicht geschwemmt seyn, sondern höchstens aus einem benachbarten Lande. Diese jetzt so kalten Länder waren also einst dem heißen Klima näher, wie auch die große Menge hie und da gegrabener indischer Pflanzen beweiset: woher dieses?

Drittens. Die Südwelt dagegen hat eine Beschaffenheit, die eben so sehr befremdet. Im südlichen Amerika sind keine Rhinoceros-, keine Elephantengerippe gefunden worden; das Land hatte also nicht nur selbst keine, sondern sie kamen auch aus Nordamerika dahin nicht hinüber. Kein Rennthier, kein Bison, kein canadischer Hirsch findet

[1] Buffons Epochen der Natur. Epoche 5.

[2] Pallas Beobachtungen über die Berge.

sich auf seinen Schneegefilden; die untern Wüsteneien der Andes haben wenig oder keine größeren Landthiere. An Wasser fehlt es der letzten Landstrecke Amerika's eben so sehr; die tapfersten Nationen müssen Hunderte von Meilen Moräste suchen, und zum Theil von Feldratten leben. So schöne Striche die Küste der Hottentotten hat, so ermüdet durstig reiset man mit Sparrmann auf der mittleren Wüste ihres stromlosen Landes. Wie sehr es Neuholland, einem Welttheil groß wie Europa, an Flüssen, an Wasser, an Landthieren fehle, ist bekannt; tiefer hinab (indeß noch weit über den Polarzirkel) zeigt uns die Natur schon ihre ganz nackten Felsen. Woher dieß? Woher daß die gesammte Südwelt in allem so weit nach ist; arm an Ländern und fruchtbarer Erde, arm an Strömen: trotz ihrer Berge, arm an Landthieren, trotz ihres zum Theil schönen Klima? Nehmen wir diese drei Paradoxe zusammen, so hört alles Paradoxon auf. Die Nordwelt rückt herunter: so erklären sich ihre Elephanten und indischen Kräuter; so tritt das feste Land in seiner größesten Breite um die Linie; so streckt sich nach ihr auf dem obern Hemisphär die Höhe der Berge; die Südwelt mit ihren nackten Spitzen, mit ihren kahlen Gebirgen, mit ihrer todten Gestalt rückt näher dem Südpol zu, mithin ist alles erklärt. Auch wird das Südhemisphär nicht mehr die einzige große Gruft des Meeres, sondern die Wasser sammeln sich wohin sie gehören, unter beide gedrückte Pole.

Viertens. Mehr als Einem Bemerkenden sind die Spitzen aufgefallen mit denen sich alle Welttheile südlich endigen. Man sehe Amerika, Afrika, Asien beim Cap Comorin, und Neuholland an; die Uebereinstimmung fällt ins Auge. Auch bemerkt Reinhold Forster [1] daß oberhalb dieser Spitzen das Land westlich einen großen Busen, östlich eine oder mehr Inseln bilde; was ist hievon die Ursache? Forster räth auf eine Ueberschwemmung von Südwest;

[1] Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. S. 3. 4.

woher diese Ueberschwemmung? Ist sie, wie der genannte Naturphilosoph meint, ihrer Zeit und Bestimmung nach unerforschlich?

Fünftens. Jedem der auf die Karte sieht, fallen bei dem Weltmeer nicht nur aus- und einspringende Winkel, sondern auch zwischen manchen sehr entfernten Ländern gerade parallel aus- und einspringende Küsten ins Auge, wovon Amerika gegen Afrika das offenbarste Beispiel gibt. Wo Südamerika eine große Spitze macht, macht Afrika einen Busen; es ist als ob das atlantische und äthiopische Meer sich von Norden herab oder Süden hinauf wie ein ungeheurer Strom, und also nach Art der Ströme mit aus- und einspringenden Winkeln seinen Weg gebahnt habe. Lambert[1] hat das Phänomenon so weit ausgebreitet daß er den Ocean wie einen Strom betrachtet der am östlichen Asien einen Weg bei Kamtschatka hinauf und unter Neuholland hinunter genommen, bis der obere Arm sich mit dem atlantischen, der andere mit dem stillen Meer begegnet, und beide sich in dieselben ergossen haben. So unausgearbeitet Lambert diese Hypothese gibt, indem er einen widersinnig fließenden Strom des Weltmeers nicht erklärt, ihn auch gegen den Anblick der Küsten über seine Schranken treibet, so fehlt es der Hypothese dennoch nicht an Wahrheit. Einmal muß das Meer, nur nicht als Strom, sondern als Ueberschwemmung, einen so widernatürlichen Weg genommen haben, wie alle Buchten des östlichen Asiens und der Herabstrom des atlantischen Meeres zeigen. Daß noch jetzt die Nordsee hoch stehe, beweiset Holland, das sich kaum mit seinen Dämmen schützt. Auch ist die Fahrt auf dem atlantischen Meer mit dem beständigen Nordostwinde viel schneller hinunter als hinauf; dagegen an den Küsten von Guinea, Angola, Kongo, zumal im südlichen Amerika der Südwind herrschet. Was war nun die Ursache warum sich alle Busen des süd- und östlichen Asiens südwestlich, die Busen des nördlichen Asiens, ja die ganze westliche

[1] Mémoire de l'Académie de Berlin, année 1767. p. 25.

Küste von Europa, Nordamerika und Afrika nordwestlich bildete, bis der atlantische Strom beim mexicanischen Busen sich herauswand, und Südamerika ostwärts, Afrika dagegen mit seinem einzigen großen Busen westwärts umschränkte? In der Bewegung unserer Erde und im Strom des Weltmeers von Ost nach West liegt keine Ursache dieser Bildung; ja in den meisten Fällen ist dieser jenem Lauf ganz entgegen.

Nehmen wir die Erklärung der ersten drei Paradoxe mit diesem vierten und fünften zusammen, so erklärt sich abermals alles dergestalt durch einander, daß unser festes Land keinen andern Umriß empfangen haben konnte. Hätte sich unsere Erdachse so verändert daß, da einst nach den Gesetzen der Kugelbildung das höchste und breiteste Land um den Aequator lag, unsere nördlichen Länder, wie ihre Fossilien zeigen, der heißen Zone näher, dagegen die wasserlosen nackten Strecken der Südwelt dem Südpol näher lagen, jetzt aber das breiteste feste Land in die nördliche Hemisphäre kam, so müßte erfolgen was unser Erdball zeigt. Das Meer, das nach den Gesetzen der Sphäroide sich vorher gleicher um die beiden Pole gelagert hatte, trat aus seinem alten Ufer hervor. Von Süden aus nahm es die größte Höhe der Erde ein, und überschwemmte, so weit es zu überschwemmen vermochte, bis es nördlich abfloß und mit den Wassern des Nordpols im atlantischen Meer seinen Abstrom, im weiten stillen Meer endlich seinen Ruheort fand. Siehe da die große Ueberschwemmung der alten allgemeinen Tradition, für die ich nichts dichte; die sich uns aber aus mehrern sonst unerklärlichen Phänomenen aufdringt, und, als ob sie dazu aufbehalten wäre, uns diese Paradoxen erklärt. Was man in Moses Erzählung unglaublich und lächerlich gefunden hat, wird in diesem Zusammenhange eben nach seinen kleinen Umständen naturhistorische Wahrheit.

Denn 1. Moses Ueberschwemmung dauert nicht lang; 40 Tage schwillt das Gewässer, 150 Tagen stehet's und fängt an zu sinken;

in Einem Jahr und eilf Tagen ist die traurige Revolution vorüber. Warum in Einem Jahr und eilf Tagen? Weil, wenn man damals Mondjahre zählte, dieß gerade unser jetziges Sonnenjahr ist, und die Veränderung der Erdachse sich in Jahresfrist zutrug. Da nun die Ueberbliebenen, von denen diese Nachricht redet, an der höchsten Erdhöhe gerettet wurden, so ist kein Zweifel daß daselbst einem großen Umfang nach das feste Land schon trocken seyn mußte. Ueberhaupt goß sich das Meer von Süden nach Norden gleichsam nur über, und nahm seinen Abfluß; dieß sagen die in der nördlichen Welt zusammengeschwemmten Thiere, dieß sagt der tiefe Abhang der siberischen Küste. Wie es in andern Erdgegenden gestanden habe, konnte diese Tradition nicht melden; sie beschreibt was auf dem Erdrücken vorging, auf dem diese Erretteten lebten.

2. Die Tradition macht die Ueberschwemmung allgemein, und aus den angezeigten Gründen konnte sie in diesen Gegenden nicht anders als also seyn. Ob sie alle Berggipfel der Erde überschwemmt? Ob sich nirgend etwas lebendiges auf den Gebirgen gerettet habe? mögen wir aus ihr nicht entscheiden, denn sie ist eine Nationalsage, die mehrere Völker haben. Die Chaldäer sprechen von ihrem geretteten Xisuthrus, und da beide Völker Nachbarn waren, beinahe mit den Umständen dieser Sage. In der indischen Mythologie betreffen viele Fabeln offenbar diese Ueberschwemmung. Zu Ende des dritten Weltalters war es die erste Verwandlung des Wischnu, daß er in Gestalt eines Fisches den Ueberschwemmten zu Hülfe kam und ihnen in ihrem rettenden Fahrzeuge zum Steuerruder diente. In einer andern Verwandlung nahm er die Gestalt des Ebers an, der mit seinen Hauern die versunkene Welt aus dem Abgrunde holte. Er stützte sie in Gestalt einer Schildkröte, als die Riesen den Mittelberg der Erde ins Meer warfen u. s. Dergleichen Sagen sind fast bei allen Völkern, zumal bei denen die nahe an den Urgebirgen wohnten. Da die Ueberschwemmung langsam kam und bald weg-

ging, so war, wiewohl mit äußerster Mühe und Beschwerde, für so viel Thiere und Menschen Rettung möglich als die Vorsehung erretten wollte. Der sogenannte Kasten Noah war eigentlich nur ein großes Haus, mit einem für seinen Erdstrich zu rettenden Haushalt; warum sollte es in andern Erdstrichen nicht dergleichen Errettungen der Vorsicht gegeben haben? Doch wir fahren lieber fort in unsern Bemerkungen klarer Naturphänomene.

Sechstens. Genugsam bekannt ist's daß die magnetische Achse unserer Erde mit ihrer natürlichen nicht einerlei sey, sondern daß sich sowohl nach der Abweichung als Neigung der magnetische Meridian und Aequator um die Erde winde. Zwar sind die Karten hierüber noch sehr unvollkommen, und werden noch lange unvollkommen bleiben, das Hauptresultat indessen ist klar und führt auf sonderbare Folgen.

1. In ganz Europa, Afrika und dem größten Theil von Asien ist die Abweichung nordwestlich, und zwar größtentheils also (denn kleine Localausnahmen sind aus hundert Ursachen unvermeidlich), daß, je weiter ostwärts, sie desto mehr abnimmt; bis sie sich in Sina und Japan gar verlieret. Weiterhin wird sie östlich, nimmt bis an die westlichen Küsten von Amerika zu, wo sie wieder abnimmt, sich in Canada verliert, und dann abermals bis nach Europa hin der genannten westlichen Abweichung sich nähert. Jedermann fällt ins Auge daß im Ganzen die festen Erdtheile hiebei die Direction zu leiten scheinen. Die ganze alte Welt declinirt westlich; hinter ihren östlichen Küsten fängt die östliche Abweichung an. Sie nimmt bis zu den Küsten Amerika's zu, fängt mit diesen sich an zu vermindern, verliert sich mit diesen, und die gegenseitige tritt mit den Küsten Europa's und Afrika's ein — immer ein sonderbarer Umstand. Eben so sonderbar ist's daß die Linie ohne Declination von Nordamerika aus sich nach der Biegung des atlantisch-äthiopischen

Meeres richtet, und die andere, die über Neuholland geht, von Jeniseisk in Siberien ab, ihr parallel zu laufen scheinet [1]

2. Noch merkwürdiger ist die Karte der magnetischen Neigung. [2] Ihr Aequator ist mit dem Aequator der Erde weder gleich noch parallel: in Südamerika geht er etwa fünfzehn Grade unter der Linie hervor, durchstreicht sie in Afrika, und geht nahe bei Sina durch die Spitze der Philippinen, bis er im stillen Meer wieder die Linie durchschneidet und sich in Südamerika zu seinem Anfang herabsenket. Er streicht also fünfzehn bis zwanzig Grade über und unter dem Aequator.

3. Sowohl die Neigungs- als Abweichungskarten stimmen darin überein daß der magnetische Nordpol nicht mit dem natürlichen Pol unserer Erde zusammen, sondern etwa fünfzehn Grad von ihm entfernt in die Baffinsbay treffe; und eben so geben die Bemerkungen in der freilich viel unbekanntern südlichen Welt, daß der magnetische Südpol etwa auf die zwanzig Grade vom geographischen Südpol treffen möge. [3] Woher nun dieses? Da unsere Erde ein magnetischer Körper ist, und sich, nach dem von unserm zweiten Kepler, Tobias Mayer, [4] entdeckten Gesetz des Magnetismus, die Kraft eines Magnets in jedem seiner Theile wie die Weite dieser von seinem Mittelpunkt verhält — warum treffen die magnetischen Pole, mithin die Längen und Breiten der magnetischen nicht mit den Polen, Längen und Breiten der geographischen Erde zusammen? Warum ist die Richtung jener schief und des Nordpols eben nordwestlich? Warum ist die Entfernung des Pols vom Pol, des Aequators vom Aequator nicht mehr oder minder als fünfzehn bis zwanzig Grade?

[1] Halley's Karte der Abweichungen, die mehrmals nachgestochen ist, und sich auch bei Musschenbroks Physik findet.

[2] Abhandlungen der schwedischen Akademie, Th. 30. S. 209.

[3] Euler setzte ihn dreißig bis vierzig Grade; s. aber Wilke Th. 30. der schwed. Abhandl. S. 231.

[4] Erxlebens Naturlehre. S. 438.

Warum ändert sich die Direction der Abweichung eben mit den festen Welttheilen? Die Auflösung der vorhergegangenen fünf Paradoxen scheint auch dieß sechste aufzulösen. Die Pole der Erde nämlich haben sich verändert, und zwar, wie uns die magnetische Karte wahrscheinlich machen könnte, um fünfzehn bis zwanzig Grade. Der magnetische Nordpol, vorher mit dem geographischen eins, trat zurücke, da der südliche hinauf trat, und zwar geschah die Revolution diesem und den vorigen Factis gemäß von Ost nach West. Unsere Erde ist also ein umgeküppter, anomalischer Magnet, da den Gesetzen seiner Bildung nach vorher seine Pole mit den Weltpolen wahrscheinlich regelmäßig zusammengetroffen haben. Die jetzige Divergenz seiner ältern und neuern Pole scheint manches zu erklären, weßhalb Halley vier Erdmagnete annehmen mußte; es ist aber hier der Ort nicht diese Vermuthung auszuführen.

Siebentens. Die Schiefe unserer Erde gegen die Ekliptik ist so bekannt als sie parador ist, denn warum neigt sich unser Planet, und zwar in einem Winkel von 23 Graden? Nach den Gesetzen seiner Bildung, so weit sie uns bekannt sind, sollte sein Aequator dem Sonnenäquator gleich seyn, weil, wenn die Kraft der Sonne auf seine Bildung wirkte, wie sie gewiß auf sein ganzes System gewirkt hat, ihr Aequator die meiste Kraft aussandte, und der Aequator einer Sphäroide solche jenem parallel empfangen mußte. Auch zeigen die andern Planeten daß dieser Winkel unter keinem allgemeinen Gesetz des Sonnensystems stehe, indem er in einem scheinbaren Mißverhältniß sich hier mehr findet, dort weniger findet, mithin allein in der zufälligen Beschaffenheit jedes Planeten seine Ursache zu haben scheint. Und da die Größe dieses Winkels mit allen voraus angeführten Naturparadoxen nahe zusammen trifft, ja mit der magnetischen gewiß noch näher zusammentreffen wird wenn diese genauer wird bemerkt seyn, so scheint das siebente Paradoxon alle sechs vorigen zu erklären: nämlich die Erde schwamm einst auf

der Fläche des Sonnenäquators, Tag und Nacht waren auf ihr gleich, ihre magnetischen waren die Weltpole, das höchste feste Land lag um den Aequator. Eine Revolution kam und veränderte, so wie den Schwerpunkt und die äußere Gestalt, so auch die Bahn der Erde. Indem der alte Südpol herauf-, der alte Nordpol nach Amerika herunterrückte, änderte sich das Klima der Länder nicht nur durch seine neue Lage, sondern auch durch die neuen Jahreszeiten des Planeten. Jetzt also ward die ganze Erde bewohnbar, da sie es vorher nur in einem kleinern Umfang seyn sollte; und so begann die Geschichte unserer Jahreszeiten, unserer Menschheit.

Ich hoffe nicht daß in unsern Zeiten jemand eine Revolution, wie die die ich muthmaße, für unmöglich oder der Natur der Dinge zuwider halten werde; denn obgleich freilich mit der Veränderung unserer Erdachse bisher sehr gespielt worden, so kommt es dennoch darauf an wie und aus welchen Gründen man sie behaupte. Schlechterdings ist in der irdischen Natur nichts beständig, und ein so vielartiger, zäher und spröder Körper als unsere Erde nach den Theilen und der Art ihrer Zusammensetzung ist, muß nothwendig, bei den mancherlei Kräften die in und auf ihr wirken, auch einer Reihe von Veränderungen fähig seyn, die dem ungeachtet ihren allgemeinen Gesetzen folgen. Da nun überdem noch nach tausend Phänomenen die Erde ein magnetischer Körper ist, und wir unter den unbelebten Dingen nichts zarteres und regsameres kennen als das Bild unserer Erdachse, die Magnetnadel, so macht uns schon diese Immerbewegliche auf ähnliche Veränderungen jener aufmerksam. Denn wie mancherlei Dinge wirken auf die Magnetnadel! Feuer, Licht, Kälte, selbst der Nordschein, bloß ihre Lage, Behandlungen derselben von der verschiedensten Art haben sie aufs verschiedenste verändert, ja ein Blitz kann sogar ihre Pole verwechseln. Da nun nach der Theorie des Magnetismus und allen Erfahrungen gerade der Aequator die Gegend ist wo sich die Ströme beider Pole ver-

mischen und am schwächsten wirken, mithin auch hier die Kraft des Ganzen am ersten verändert werden kann, und sobald dieses geschieht, nothwendig beide Pole, die nie ohne einander bestehen, sich gemeinschaftlich verändern mußten — mich dünkt, so leitet uns schon die Theorie auf das was uns die Erfahrung zeigt. Der Astronom tritt hier dem Physikus nach, und auch unter jenen ist's ja noch so ausgemacht nicht ob sich der Winkel der Ekliptik nicht noch jetzt unmerklich verändere? Die periodische Veränderung derselben bloß durch die Kraft des Mondes ist bereits nach Gesetzen berechnet worden; und die weit beträchtlichere, die nach den Perioden ihrer Bildung selbst vorgehen mußte, wird wahrscheinlich einst berechnet werden.

Und so hangen denn die Märchen der ältesten Tradition mit den Phänomenen der ältesten Naturgeschichte zusammen, und werden von dieser erkläret. Die Sagen aller alten Völker reden von einer ersten goldenen Zeit, in der auf der Erde Tag und Nacht gleich gewesen, in der die Menschen länger und glücklicher gelebt, in der Göttersöhne oder Halbgötter geherrscht, in der die Riesen Frevelthaten begangen haben u. s. f. Von Sina bis zur neuen Welt erstrecken sich diese Sagen, die die Denkart jedes Volkes sich eigenthümlich modificirte; auch die versunkene Atlantis gehört zu ihnen, die nach der griechischen Fabel nicht nord- oder ostwärts, sondern westlich lag, und also wahrscheinlich vom Durchstrom des atlantisch-äthiopischen Meers überschwemmt worden. Insonderheit aber wird jeder Zug der alten mosaischen Tradition hiemit erklärt. Der Mittelberg der Erde, den alle asiatischen Sagen unter den Aequator setzen, ist daselbst nicht mehr; die vier Ströme des Paradieses rinnen nicht mehr aus Einer Quelle, sie fließen 25 und mehrere Grade über dem Aequator. Unsere bloß zusammenstellende Hypothese gibt davon die Ursache an; nicht minder die Ursache von den veränderten Jahreszeiten, an die auch Moses zu denken scheint, [1] und von dem

[1] 1. Mos. 8, 22.

verkürzten Lebensziel der Menschen. Die Elephanten der alten Erde sind stärker und größer gefunden worden; [1] der Bau der Menschen muß also von ähnlicher Beschaffenheit gewesen seyn, und die Fabel hat ihn zur Riesengestalt erhoben. Auf jener Erdhöhe nämlich, auf der noch jetzt jeder Körper sein wahres Gewicht verliert, ob ihm gleich nichts von seinen Theilen entgeht, auf jener Erdhöhe auf der der Pendul sich langsamer schwingt, [2] und das Gold weniger wieget; auf ihr war nothwendig auch der organische Bau der Lebendigen leichter, elastischer, größer. Langsamer verzehrte sich ihre Lebenskraft; denn der Schwung ihres Gewichts war gleichsam auf einen längern Bogen berechnet. Noch jetzt, bei völlig veränderter Oekonomie der Erde, wohnt der größte Menschenstamm auf einer, wiewohl kalten südlichen Erdhöhe, und die Riesenkörper der alten Scythen hatten wahrscheinlich eine dergleichen Nordhöhen zu ihrem Vaterlande. Die Ausschweifungen die die alte Tradition ihren Göttersöhnen beimißt, Uebermuth und Wollust, sind noch jetzt Charakter der Aequatorsbewohner; ein elastisches, tieferes Gefühl ihres sinnlichen Daseyns ist überall ihr auszeichnendes Gepräge, [3] und doch ist ihr Erdstrich nicht mehr was jener smaragdene Erdring der Fabel mit seinen erdichteten Städten, dem Vergnügen und Verlangen, den Palästen und Zauberschlössern der Peris und Genien war. Er ist zerbrochen, dieser Ring; das Land des Paradieses ist von seiner Stelle gerückt, und lebt jetzt nur im Andenken der alten Fabel. Auch die Wunderthiere, von denen diese in vielen Ländern vielförmig dichtet, scheinen nicht ohne allen physischen Grund, da z. B. das Eine große Thier der Urwelt, das man in Nordamerika gefunden, jetzt wirklich nicht mehr lebt; warum könnten also, ja warum müßten nicht bei

[1] Buffons Epoche 5.

[2] Condamine und Bouguers Erfahrungen hierüber sind bekannt.

[3] Siehe alle Reisebeschreiber und noch neulich Pagès Voyage T. I. p. 188.

dieser ursprünglich andern Stellung der Erde manche seiner Brüder gelebt haben, die die spätere Fabel nachher nothwendig sehr reich ausschmückte? Auch daß der Regenbogen erst nach der Ueberschwemmung angestaunt und als ein Zeichen der Huld gefeiert wurde, weiset dahin; die Erretteten mußten eines Himmelstrichs gewohnt seyn wo ihnen der Regen fremd gewesen, wo also, wie es auf dieser Erdenhöhe seyn mußte, das regelmäßige Aufsteigen der Dünste aus den Nord- und Südmeeren des Tages wie ein Wolkenschirm war, der ihnen das brennende Antlitz der Sonne bedeckte, und Abends als ein erquickender Thau sich zur Erde senkte. [1] Alles dieses folgt aus der Natur der angenommenen und wird annähernd noch durch die jetzige Beschaffenheit jener Zone bewiesen. Tradition und Naturgeschichte stimmen zusammen, und wenn eine von beiden nicht gesprochen hätte, müßte man sie aus der andern ergänzen.

Achtens. Wenn also von dieser Revolution so viele, so verschiedene Zeugen sind, was in der Welt hätte sie bewirket? Sollen wir einen Kometen zu Hülfe rufen, der zwischen der Erde und dem Mond wegfahre, und sie auf eine unmögliche Art ersäufe? Seitdem ein Komet die scharfsinnigsten Männer, wie z. B. Buffon und Whiston, so weit verführt hat, ist mir vor allen gelehrten Kometen bange, deren Zusammentreffen mit unserer Erde, auch astronomisch, weder Analogie noch Wahrscheinlichkeit vor sich hat. [2] Keine der alten Traditionen, die von dieser Ueberschwemmung reden, gedenkt eines Kometen, dessen man doch gewiß als eines furchtbaren Himmels-

[1] 1 Mos. 2, 5. 6. — Noch jetzt wird unter der Linie die Hitze durch den dichten Schleier von Wolken gemildert, der sich den ganzen Frühling durch vor die Sonne ziehet (S. Ulloa, Th. I. S 66). Damals war ein solcher ewiger Frühling.

[2] S. Prosperins Abhandl. über der Kometen kleinsten Abstand von der Erdbahn, Schwed. Abhandl. Th. 37., wo er auch über de la Lande réflexions sur les comètes qui peuvent approcher de la terre. Par 1773 sich kurz erklärt.

boten im astronomischen Asien würde gedacht haben. Warum bedürften wir auch eines unbekannten Maschinengottes, da im Bau und in den Lebensaltern der Erde selbst Revolutionen der Art mit allen ihren Folgen nothwendig liegen? Der Leser gönne mir noch einige Geduld, meine Vorstellung nach Thatsachen der Natur zu vollenden.

Hat unsere Erde sich unläugbar aus einem flüssigen Zustande gebildet, so konnte sie sich weder auf einmal dichten, noch immer dieselbe Bahn oder Schwungkraft haben. Als einst ein kleiner Kern ihren Mittelpunkt machte, und der ganze Vorrath ihrer künftigen Schöpfung in einer weiten dunkeln Atmosphäre hing, hatte sie als ein kometenartiger Körper auch wahrscheinlich die Excentricität eines Kometen; denn was scheinen diese schießenden Boten des Himmels anders zu seyn als unausgebildete Kerne mit einer großen Atmosphäre, die sich durch ihren Lauf zur Sonne allmählich zum Planetenzustande rüsten? Als die Schöpfung der Erde begann, erhielt diese auch den Lauf eines Planeten, denn nur hiedurch konnte sie, was sie ist, werden. Vermuthlich also auch daher bezeichnete der älteste Philosoph der Urwelt [1] die Entwicklung ihrer organischen Wesen durch kein anderes Zeitmaß als der Tage und Nächte, weil zur Bildung ihrer selbst sowohl als zur Organisation ihrer Geschöpfe die Umwälzung und Bahn eines Planeten nothwendig erfordert wurde. Mußte sich diese nach der Masse und Schwungkraft unserer Erde richten, so konnte, ja so mußte der Fall eintreten daß, ehe sie zu ihrem Zustande der Austrocknung gelangte, in einer Periode da vielleicht noch ein dickerer Luftkreis sie umgab, mehr Wasser auf ihr stand, und sie hie und da noch leichter zusammengeballet war, sie auch eine andere Gestalt hatte und einen etwas andern Lauf um die Sonne machte. Vielleicht kam sie schon in 360 Schwüngen umher, da bei mehreren Völkern auf der Erde das älteste Sonnenjahr nur 360

[1] 1. Mos. 1.

Tage faßte, [1] und so gehörten etwa in diesen Zustand einer mit Dünsten beschwängerten Luft, einer noch nicht völlig reifen Erde, jene größern Körper mit ihren längern Jahren, von denen die Tradition redet.

Je mehr aber die Erde reifte, je fester sie sich setzte, was konnte entstehen als was entstanden ist? Ueberschwemmungen und früher oder später eine Hauptsenkung, deren Spuren sie noch an sich trägt. Ein Blick auf die Karte beweiset was ich sage. Wo sind die großen Meere auf unserer Erde? Nirgend als wo wenige Inseln sind, wie dieß sowohl das atlantische als das südliche und stille Meer beweisen. Hier waren also wenige hohe Bergketten, und wenn Land da war, war es locker gebauet; es konnte mit der Zeit einer Revolution der reifenden Erde nicht widerstehen. Dagegen jenes große Asien mit seinen festen Gebirgen wie ein unerschütterter Fels dastand, der zwar benagt, der von Wellen bespült, von dem durch kleine Meerengen Inseln getrennt werden mochten; der Fels aber stand und wird stehen bis ans Ende der Erde. Was hingegen austrocknend und dichtend sich senken mußte, das senkte sich und ging unter. So ward also jenes große, insellose, stille Meer das Becken der Erde. Die Länder, die etwa bei Bildung der Erde sich in ihm erzeugt hätten — denn die wenigen Inseln die in ihm liegen scheinen offenbar einem Gebirgstrich zu folgen, die lockern Länder sind nicht mehr. Als Continent konnten sie sich nicht erhalten, und aus den Trümmern ihrer animalisch kalkartigen Materien bauen die Korallenthiere seit Jahrtausenden künstliche Inseln.

Neuntens. Was am meisten diese Senkungen beförderte, waren nothwendig jene Erdbeben und Vulcane die in den frühern Perioden der Erdbildung so wirksam und mächtig gewesen sind, wie

[1] S. Weidler hist. astron. p. 18. Bailly Geschichte der alten Sternkunde, S. 71. Indessen ist diese Vermuthung nur zufällig, und gehört nicht nothwendig zur vorgetragenen Hypothese.

ihre Producte zeigen. Zum Bau und Anbau der Erde trugen sie ohne Zweifel viel bei, da sie mit ihren Lavaströmen den Boden deckten, und mit ihrem Feuer so viele gebundene Massen von Luft und Wasser aus den Kalksteinen auflöseten; noch mehr aber halfen sie zur Verdichtnng und Befestigung der Erde. Der Land- und Meererschütterer in den unterirdischen Höhlen riß an sich was er an sich reißen konnte; das übrige blieb desto fester. Schauet umher! Allenthalben unter dem Ocean ist seine große Werkstätte, wo er zum Theil ausgewüthet hat, zum Theil auf Küsten oder Inseln noch wüthet. Ganze Strecken der Erde, ganze Eilande des Weltmeers sind sein Werk, und auch die meisten Buchten der Länder gehen nach Richtungen seiner Wirkung. Sehet den asiatischen Archipelagus an, [1] und verfolget die Vulcane von den Philippinen nach Japan, nach Kamtschatka und den kurilischen Inseln; gehet sodann in Amerika von den mexicanischen bis zu den peruanischen und den Vulcanen des Feuerlandes nieder; als flammende Wächter stehen sie da an schroffen Küsten, und bewahren die Gränzen des Landes, redende Zeugen daß in ihrer Nähe aus unterirdischen Klüften und Höhlen, die auch jetzt noch unter dem stillen und Südmeer weit fortziehen, der Welterschütterer so viel zu sich gerissen habe als er bewegen konnte. Daß auf der andern Seite unter dem atlantischen Meer die Erdbeben gleichfalls fortgehen, und die Vulcane Amerika's mit

[1] Pallas in seinen Beobachtungen über die Berge (S. vermischte Beiträge zur physikalischen Erdbeschreibung, B. 3. S. 280 u. f.) leitet ebenfalls die große Ueberschwemmung, von der die alte Tradition redet, aus Erdbeben und Vulcanen des indischen Meeres her, und sagt vortreffliche Sachen darüber; wenn aber keine andere Ursache dazu kam, so konnten schwerlich die Vulcane des gesammten Weltmeers die Fluth über einen Welttheil, wie Asien, jagen, daß sie gegen den Pol abfließen müßte; gesetzt daß sie auch nur die Kalkberge bedeckte. Die Macht einzelner Vulcane scheint mir nur ein schwacher Hebel zu dieser Weltverwüstung, da noch jetzt im indischen Meer eine große Menge derselben toben.

denen in Europa, sowie die entferntesten in Europa, unter einander Gemeinschaft haben, bezeugen Begebenheiten die wir zum Theil selbst erlebten. Und so sehen wir leicht die Ursache einer in den ersten Zeiträumen der bewohnten Erde durch natürliche nothwendige Mittel bewirkten großen Erdensenkung. Die Bildung des festen Landes zeigt sogar in welchen Richtungen die Folge solcher Einstürzung, die Ueberschwemmung gegangen sey; unmöglich aber würde sie eine so mächtige Folge gehabt haben, wenn nicht mit ihr der Planet selbst aus seinem alten Gleichgewicht gebracht wäre. Daß bei andern Erdsternen ähnliche Senkungen, wahrscheinlich ebenfalls durch ungleichartige Eintrocknung, stattfinden mögen, sehen wir aus dem schiefen Winkel der meisten, in welchem sie sich um die Sonne umherziehen; der einzige Jupiter steht aufrecht, wahrscheinlich seiner Größe wegen, der keine Senkung etwas anhaben konnte, obgleich in seinen veränderlichen, hellen und dunkeln Streifen noch die Vulcane wüthen mögen.

Gnug; auch die Sündfluth war eine Naturbegebenheit, moralisch und physisch eingewebt in die Menschengeschichte. Die Vorsehung, die sie nicht durch ein Wunder sandte, sondern ohne Wunder sie nicht verhindern konnte, hatte sie so schonend eingerichtet als es die Natur des Erdkörpers zuließ. Sie hatte den Geburtsort des Menschengeschlechts auf Höhen des Welttheils gelegt, dem diese Revolution am wenigsten anhaben konnte; dagegen die einbrechenden Länder des Südmeers wahrscheinlich noch nicht oder nur wenig bewohnt waren. Ein langer Regen kündigte die Ueberschwemmung an, der vielleicht die Vulcane aufweckte, und die ganze Dunstatmosphäre hinunter zog, die nie mehr die der Erde werden sollte. Was also auch die Erretteten als ein Zeichen des gestilleten Grimmes der Elemente ansahen, war ein Luftzeichen, der aufgehangene Bogen des zornigen Phöbus, der Thiere und Menschen getödtet hatte, und jetzt als ein Zeichen der Huld am neuen Firmament glänzte. —

Da mit dem Schwerpunkt sich nicht nur die Neigung, sondern vielleicht auch die Bahn der Erde etwas verändert hatte, so wurden die fünf neuen Tage eines abwechselnden künstlichern Jahres allmählich bekannt und nicht ohne Mühe eingeschaltet; das alte gleichere Jahr war, wie es für ein junges Menschengeschlecht gehörte, leichter zu berechnen. Das Leben der Menschen in einer andern Atmosphäre, mehreren Veränderungen der Jahreszeiten unterworfen, kürzte sich also auch allmählich; dagegen aber auch jene Riesenkräfte, die bei einem längern Leben und einer roheren Natur allerdings viel übels unternehmen konnten, sich verloren. Jene Periode war zur ersten Consistenz des Menschengeschlechts nothwendig gewesen, weil bei einem Alter von mehreren Jahrhunderten die Tradition allerdings weiter fortging, das väterliche Ansehen sich mehr befestigte, die Gesellschaft Wurzel schlug, und die Erfindungen, ohne die unser Geschlecht nicht bestehen konnte, sich sicherer vererbten. Nun aber diese Zwecke erreicht waren, und sich bereits in schädlichen Folgen zeigten, auch eigentlich nur zur Grundlegung unseres Geschlechts dienen sollten, so änderte die Vorsehung den Plan ihrer Haushaltung mit unserem Geschlecht durch natürliche Ursachen unseres Wohnhauses, und holte eben damit ihre andern, weitere und höhere Zwecke nach, den ganzen Erdboden zu bevölkern. Gesenkt und niedergedrückt geht jetzt unser Planet, und bettelt den Strahl der Sonne auch für seinen Polarcirkel. Die weitesten und breitsten Strecken auf ihm genießen ein gemäßigtes Klima, da sie vorher der Linie nahe in glückseliger Trägheit oder in übermüthiger Wollust das längere Leben der Menschen hinschleichen sahen. Die Abwechslung der Jahreszeiten weckte auch das menschliche Gemüth auf, und bewirkte eine größere Verschiedenheit der Neigungen und Charaktere. Bald ward der Wein erfunden, von dem jene Welt nichts gewußt hatte, und allerdings kam damit raschere Begeisterung und trunkner Taumel in menschliche Seelen. Das Rad des Lebens, das kürzer laufen sollte, lief auch schneller;

die Stämme blieben nicht mehr beisammen, wie es bei dem langen Leben der Altväter dort geschehen mußte; mit Gedanken und Neigungen liefen sie allmählich aus einander. Sprachen, Sitten und Völker vervielfältigten sich; man bauete künstliche Regierungsformen, an die man in der Zeit des alten Saturns nicht gedacht hatte, Jupiter und bald auch das Geld herrschten auf der veränderten Erde. Unläugbar ist's indessen daß mehrere Völker nicht nur das Andenken dieser verlebten Urwelt in Sagen, Festen, Gebräuchen, Denkmalen und Bildern, sondern auch, so viel es anging, seine Sprache, Künste und Einrichtungen zu erhalten suchten; der Anfang der Völkergeschichte gibt davon Beispiele.

So muthmaße ich über diesen Traum der Kindheit unseres Geschlechts nach seinen ältesten, zum Theil weitverbreiteten Traditionen, verglichen mit der Naturgeschichte unserer Erde, und bin überzeugt daß ein hypothesenloses Studium beider noch viel aufhellen werde.

2.

Wie die deutschen Bischöfe Landstände wurden.

1773.

Veranlaßt durch die Preisaufgabe der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen auf das Jahr 1774: „Aus was für historisch erweislichen Ursachen haben in den Königreichen welche in den eroberten Provinzen des römischen Reichs von den sogenannten barbarischen Völkern errichtet worden sind, die christlichen Bischöfe auf den Reichstagen Sitz und Stimme erhalten, die sie doch unter der römischen Herrschaft nicht können gehabt haben? ist ihnen diese Prärogativ von allen Völkern eingeräumt worden? oder welche Völker haben sie ihnen nicht eingestanden? haben sie die Bischöfe ohne Unter-

schied der Religionsparteien, oder nur die welche der Religion des Staats, z. B. bei den Gothen der arianischen beipflichteten, genossen? wann und bei welchen Völkern sind die Aebte zuerst hinzugelassen worden? und was für einen Einfluß hat diese Zulassung der Geistlichkeit zu den Reichstagen in diesen ältesten Zeiten in die Staatsverfassung dieser Völker gehabt?"

Vorläufige Anmerkungen.

Die christliche Religion entstand im Schooße der jüdischen, die von jeher an eine Sprache der Theokratie und Priesterregierung gewöhnt war, und letztere zum Theil selbst in den verfallnen Zeiten noch hatte, da die christliche Religion entstand. Mochte nun immer ihr Stifter vom weltlichen Regiment abbiegen so viel er konnte, so existirte doch in den angenommenen heiligen Büchern eine ältere Sprache, ein fremder Religionseinschlag, dem man, wenn man einmal wollte und konnte, seine Ideen zwischenwebte. Das christliche Priesterthum sollte bald, wie das jüdische, dem es doch so ungleich war, Zehenten, Zoll, Regiment, Gottesansehen haben. Nachdem Jerusalem zerstört war, war die christliche Kirche das neue Jerusalem, und wollte es nicht bloß im Himmel, sondern auch auf der Erde seyn.[1] In den untergeschobenen Kanons der Apostel,[2] wenn sie nicht erst aus den Zeiten Constantins sind, wird schon ordentlich festgesetzt dem Bischofe Tribut, Zehenten und Erstling zu bringen, und ja nicht zu fragen wie er damit haushalte. Er sey König, sey im Namen Gottes u. s. w.

Die christliche Religion wuchs zuerst in Asien und Afrika fort, und noch zur Zeit der heidnischen Kaiser sieht man schon die beiden

[1] Moshem. de reb. Christian. ante Const. M. p. 271—74 et al.

[2] Can. Apost. 2. 11. 26. 35.

äußersten Enden, Einsiedelei oder Herrschsucht, hervorblicken, da das aufgebrachte Gehirn der Gegenden so selten mittlern Weg kannte. Das Christenthum sollte eine Priesterschaft des Geistes, nicht des Fleisches bilden — die edelste, aber auch schwerste Herrschaft! Wer sie hat, glaubt so leicht das Fleisch sey nur Zugabe; die Gränzen beider Herrschaft fließen wie Farben in einander. Und da das Christenthum in den damaligen Zeiten gedrückt ward, Märtyrer bekam, da es sich bewußt war daß es auf ein feiner und höher Gesetz ausging als damals die gebildetsten Völker in ihren Gesetzen sich erlaubten oder möglich fanden, was war natürlicher als daß der Pendel auf beiden Seiten des Uebermaßes Herrschaft und Unterdrückung, Märtyrerthum und Göttlichkeit schwankte? Die Einfalt bot an; der Eifer nahm an oder glaubte zu erwerben; die Heiden trugen mit ihrer so ungleichen und damals überhaupt so unordentlichen Begegnung selbst dazu bei.

Da Constantin endlich so zu rechter Zeit das Kreuz in den Wolken sah, und nun selbst Pontifex Maximus des Christenthums wurde: welche Veranlassungen kamen dazu den neuchristlichen Geist zu heben! Er machte andere Verfassung im Reiche:[1] in den vier großen Präfecturen ward der Militär- und Civil-Etat getheilt; der Metropolitan-Etat, der daneben trat, hatte also unvermerkt eine geräumigere, bessere Stelle. Die Edicte[2] von Abschaffung der Fechter, Concubinen, von Feierung der Sonntage, Entfernung der Heiden und Abgötter auf die Dörfer, damit in den Städten reiner Gottesdienst wäre, wußten es so sanft zu bereiten daß alles fein christlich und ordentlich zuginge, und der geistliche Stand alles umschlösse. Die Freiheiten endlich von Freilassung der Knechte in den Kirchen,[3] weil es voraus eine manumissio in ecclesia, i. e. concione

[1] Zosim. II. 39. 40.

[2] Cod. Theod. de gladiat. feriis, concubin. S. S. Eccles. etc.

[3] Cod. Theod. de manum. in Eccl. L. I. 1.

heidnisch gegeben hatte, das Privilegium von Vermächtnissen an Kirchen und am meisten, wenn's deutlich gnug wäre, was Sozomenus [1] sagt: »clericos ubique per legem ob eam rem conditam immunitate donare voluit: illis, qui erant in judicium vocati, dedit potestatem, si modo animum inducerent, magistratus civiles rejicere, ad episcoporum judicium provocandi, atque eorum sententiam ratam esse et aliorum judicum sententiis plus habere auctoritatis, tamquam ab ipso imperatore prolatam, statuit« — wie eingeschränkt und einzeln man auch die Worte nehme, zeigen sie daß es schon sehr weit war.

Insonderheit in dem Theil von dem wir mehr reden werden, in Gallien, gedieh der Metropolitan-Etat weiter als anderswo. Der Bischof von Köln, Maternus, stand bei Constantin in Gnaden, und ward mit zween andern Bischöfen aus Gallien nach Rom geschickt um über die Donatisten mit zu entscheiden. [2] Trier war der Sitz des praefecti praetorii Galliarum, und der Bischof der Hauptstadt maßte sich daher unvermerkt vor andern Diöcesen ein Primat an. [3] Beide präsidirten also auf dem Concilio zu Arles; und als Constantin den Athanasius nach Trier verwies, bewies sich der dasige Maximin gegen ihn sehr hart und herrisch. [4] Als sich Arianer und Orthodoxe zankten, waren die gallischen und deutschen Bischöfe, eine große Anzahl, Säulen der Orthodoxie, [5] und stützten sich stark gegen die arianischen Kaiser. Weil überhaupt damals diese Ecke des römi-

[1] Sozom. L. I. c. 9 s. Jac. Gothofr. extravag. de episcopor. judic. in fine Cod. Theod.

[2] Optat de schism. Donatist. L. I. p. 22. ed. Du-Pin.

[3] Pagi in annal. Baron. ad A. 332. n. V. VI.

[4] Sozom. L. III. c. 10.

[5] Auf dem Concil zu Sardica, s. Basnage annal. polit. eccl. ad 346.

schen Reichs gegen die Franken sehr vielbedeutend war,[1] so mußten's auch die Bischöfe mit werden. Es waren sehr eingerichtete, strenge, mit Ketzerblut befleckte Metropolitien.

Wie sie's indessen seyn mochten, und welchen Werth oder Unwerth die vorgenannten Gesetze über die weltliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe haben,[2] so hatte doch das ganze römische Reich, auch in seinen Nachläßen, den Begriff von Land- und Reichsständen nicht, zu dem sie sich nachher erhoben. Es war Monarchie, und in so langen Unordnungen militärischer Despotismus geworden, den Constantin auf einmal weder ändern konnte noch wollte. Seine Präfecti und Edicte regierten, und zu der freien Stimme eines Gesammtvolks war weder Ort noch Aether. Die Bischöfe thaten also was sie damals thun konnten; sie blieben am Schöpfeimer, und regierten durch Kaiser, Weiber und Eunuchen. Wo sie selbst weltliche Gerichtsbarkeit unter Vorwänden der Religion ausüben mochten, thaten sie's auch als Despoten mit Hülfe des weltlichen Arms; zu einer andern Verfassung war damals, da sie noch mit dem klügern, politischern Heidenthum zu streiten hatten, und in die Maschine desselben, wie sie war, hineintraten, weder Zeit noch Raum. Griechenland und Rom hatte von eigentlichen Richterpriestern, die dem weltlichen Gericht entgegenstünden, keine Begriffe; es war auch zu kurze Frist; Julian kam bald, und machte Rückstoß; politische Noth und Unfälle folgten. Auch beim Kaiserthum zu Konstantinopel, wo der Stuhl des Patriarchen so dicht neben den Stuhl des Monarchen trat, hat die Priesterschaft nie den Weg genommen.

Es bedurfte ganz anderer Verfassung und Zeitumstände — und auch die kamen. Nur bedinge ich mir Eins voraus: die Geistlichen

[1] Constantin der Jüngere hielt Hof in Trier: s. Cod. Theod. V. L. 27.

[2] S. Gothofr. Extravag. in fin. cod. Theod. l. c. Sirmond. in append. ad cod. Theod. Tillem. n. 71. ad vit. Const.

auch der Verfassung als Menschen, d. i. als physische Triebfedern, nicht als Un- oder Uebermenschen betrachten zu dürfen. Die Geschichte ist Naturlehre der Succession; in der Naturlehre moralisirt man aber nicht wie das Thier nach unserm Kopfe seyn sollte, sondern wie, woher und wozu es da ist. Und dann siehet man hinten nach daß kein absolutes Gift in der Natur existire, das nicht im ganzen auch Arznei und Balsam seyn müßte.

Erster Abschnitt.

Veranlassungen, dadurch die Bischöfe Landstände wurden.

Barbaren stürzten sich auf den römischen Welttheil, und wie an andern Grundverfassungen Europa's, waren sie auch, ganz natürlich und unschuldig, am neuen Ansehen der Bischöfe Ursache. Ich betrachte nur das Land in dem sich der bischöfliche Stand am meisten gebildet, und von da er sich nach Deutschland verbreitet; die andern Anwendungen und Ausnahmen sind in jedermanns Händen.

I. Die Franken waren deutsche Völker, die, wie ihre Brüder, nichts als Freiheit und freiwillige Vereinigung, also Landstände kannten. Freimann war jeder einzelne Deutsche; sein Haus ihm Eigenthum und Wehre; er der Wehrfester; Kinder und Knechte, Hintersassen und Anwohner (Sklaven kannte er nicht) sein Volk, wofür er zu stehen hatte; seine Vereinigung zur Republik also in Friede und Freiheit. König und Herren erkannte er nicht; Macht über Gesetze, Leib, Leben und Tod konnt' er sich nicht denken. Friede war das Urwort ihrer Innungen, Willküren, Sprachen; seine Gesetze waren lange von ihm selbst bewilligte Gewohnheiten, über die er nur als ein Freimann von seines Gleichen konnte gerichtet werden, und wenn er gerichtet wurde, waren seine Vergehen nur Brüche eines von ihm selbst bewilligten Friedens, seine Strafe und

Auskommen ein ehrliches Wehrgeld, mit dem er zugleich als einem Mittel der Gesammtbürgschaft nach Stande, Werth und Verhältniß zur allgemeinen Sicherheit geschätzt wurde. Immunität war Zeichen des Unwerths und Ausschließung aus der Gemeine; nur Feigheit und Verrätherei waren tödtend.

Der Krieg schuf von selbst edle Geschlechter; aber auch die waren dem Wehren nicht unterdrückend. Sie waren Begleiter des Edelsten, des Königs, oder des Tapfersten, des Feldherrn, ihre Vorzüge also Dienste, ihre Ehrenzeichen Livrei. Also als Glieder eines Einzelnen standen sie auch in der Nationalversammlung mit ihm, den Wehren nur zur Seite, die den Körper der Nation ausmachten, und waren sonst unter Hofrecht. Ja auch in allen und den nothdringendsten Fällen die vortreffliche Verfassung für Freiheit und Sicherheit zu vollenden: siehe da, der Stand der Priester! **Regibus nec infinita, nec libera potestas: duces exemplo potius quam imperio praesunt: neque animadvertere neque vincire, nec verberare quidem, nisi sacerdotibus, permissum, nec quasi in poenam, nec ducis jussu, sed velut Deo imperante. Effigies et signa quaedam lucis detracta in proelium ferunt. Si publice consulatur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse paterfamilias. Si prohibuerunt, nulla de eadem re in eundem diem consultatio. Silentium per sacerdotes, quibus tum et coërcendi jus est, imperatur: rex vel princeps suadendi magis auctoritate, quam jubendi potestate audiuntur etc.**[1] Wo niemand also sprechen, befehlen, strafen, tödten, ausschließen konnte, that's der Priester im Namen Gottes. Sein Stand war also das Unterpfand der Freiheit, des Werths, der Ordnung und Tugend, der Kitt und das geweihte Band

[1] Tacit. de mor. Germ. Mascov Gesch. der Deutschen, B. 16. §. 35. u. f. Struv. corp. hist. Germ. proleg. Mösers Osnabr. Gesch. §. 39.

aller Stände; dazu waren sie in der Nationalversammlung, dazu zogen sie mit zu Felde.

Ein Volk legt nie seine Denkart auf einmal ab wenn's in andere Verbindungen tritt; und da die Franken nach Gallien kamen, und es für gut fanden Christen zu seyn, sahen sie die Bischöfe ihrer neuen Religion mit fränkischen Augen an; anders konnten sie auch nicht. Was ihnen ihr Priesterstand gewesen, heiliges, scharf anziehendes Band der Versammlung, sollten ihnen jetzt die christlichen Bischöfe werden; auf einmal waren sie also im Märzfelde. Sie, die in der römischen Provinz, wo es keine Ländstände geben konnte, nur reiche ansehnliche Versammlung in ihrem Mittel gemacht hatten, waren jetzt Theil der Nation. Das Wehrgeld für den erschlagenen Diaconus war mit dem ingenuo Franco gleich; für den Presbyter mit dem Edeln in truste regia, für den Bischof mit den Comitibus, also mit den Höchsten der Nation; und auf dem Werth und Anschlage der Compositionen beruhte bekanntermaßen alles. Temporibus Clotarii Regis una cum Principibus suis, id sunt 33. Episcopis et 34. Ducibus et 79. Comitibus vel cetero populo constitutum est etc. ist der Eingang der unter Hlodowig II verbesserten Salischen Gesetze, wo sie gar schon den Ducibus voranstehen.[1] Und auch bei der ersten Abschrift Salischer Gesetze, die wir von Hlodowigs Zeiten haben, führten Bischöfe offenbar die Feder; die genannten Aeltesten der Nation sind vier erwählte Schöppen, die ihnen nach der langgebliebenen Sitte die alten Gewohnheiten dictirten.[2] Die Sache ist, ob sie gleich P. Daniel ohne allen Grund läugnen will, unzweifelhaft, und die gegebene Ursache eben so klar: nach der Franken Denkart und Sitte gehörten sie nothwendig ins Märzfeld.

[1] Leg. Sal. tit. 58.

[2] Eccard. leg. Sal. p. 4—8.

II. Die keimende barbarische Monarchie mußte ihnen einen neuen Zugang schaffen. Es war nichts natürlicher als daß ein so langer, gewaltsamer Kriegszustand, in den die Römer Deutschland setzten, alle Sehnen eines Körpers anstrengen mußte, der nur für schnelle, heftige Bewegung gemacht war. Die ganze Nation der Franken ward Heermannie, und in der Folge der Jahre ward's Heerbann unter den edelsten Fürsten, deren Gefolge so zunahm und sich übers Heer verbreitete. Der römischen Kriegskunst und despotischen Cultur entgegengestellt, mußten sie wider Willen von ihnen annehmen oder sich allmählich in sie schicken; auch wissen wir wie die römische Staatskunst mit den deutschen Fürsten spielte, und die Grundverfassung dieser barbarischen Völker in Freiheit und Einigung zu erschüttern suchte, wobei sie ohne Zweifel gewann. Wie sich also die Franken über Gallien gossen, und sich in die Salischen Länder theilten, wurden auch dem Könige und seinem Gefolge Länder, und da lag der Keim der Monarchie nach barbarischer Art.[1] Hlodowig fand's für gut aus christlicher Vorsicht, wie Gregor von Tours meint, seine Nebenfürsten wegzuschaffen; er, der so viel große Eigenschaften wirklich besaß, und so viel Glück hatte, ward Monarch nach fränkischer Art, und es war nicht die letzte Ursache warum er die christliche Religion annahm, um mit Hülfe derselben und ihrer orthodoxen, reichen, mächtigen Lehrer Monarch über Rechtgläubige und Verfolger der Ketzer werden zu können.[2] In der Maschine waren also die Bischöfe ein großes Triebrad und Werkzeug. Quicunque hanc deliberationem, quam cum Pontificibus vel cum magnis viris optimatibus aut fidelibus nostris in Synodali concilio constituimus, temerare praesumserit etc. ist eine Constitution Hlotars[3] in seinem Hofgericht, in dem also auch Bischöfe

[1] Hert. notit. Vet. Franc. Regn. c. IV. V. Gundling. XVII. 2. Struv. corp. hist. Germ. p. 112. 113. Strubens Nebenst. Th. 4. Abh. 24.

[2] Walch. de Clodov. M. ex ration. polit. Christ.

[3] Baluz. ad ann. 615. Artic. 24.

sprachen. Mediantibus Sacerdotibus atque proceribus heißt's in dem zwischen Gunthram und Brunehild geschlossnen Tractate.[1] Gunthramus Rex omnes apud Parisios Episcopos Regni sui congregavit, ut inter utrosque edicerent.[2] — — Quidquid Sacerdotes vel Seniores populi judicarent, pars parti componeret,[3] ist der Vergleich zwischen Chilperich und Gunthram. Si judex aliquem contra legem damnaverit, in nostra absentia ab Episcopis castigetur, sagt die Constitution Hlotars. Sie waren also in Curia palatii Oberrichter, wie im Märzfelde, und das waren die heidnischen Priester nicht gewesen.

III. Endlich war's ein Grundsatz der Franken, wie aller deutschen Völker: „jeder muß von seines Gleichen gerichtet werden" — ein Grundsatz der ein Jahrtausend hindurch bis auf die Zeiten gedauert da die italienischen Doctores Juris es besser wußten. Wie sie also die Gallier nach römischen Gesetzen in den Städten und als ihre Anwohner und Hintersassen leben und richten ließen, so mußten auch die Bischöfe, die als edle Priester in ihre Nation traten, Jurisdiction bekommen, die ihnen nach fränkischen Rechten gebührte. Die ecclesiae hatten mallum wie ein weltlicher District,[4] und Hlotar gebot nur[5] daß sie, wie die übrigen Gerichte, ihre judices und missos aus dem District des Kirchspiels nehmen möchten. Hatten sie nun das, so konnten sie nach fränkischer Art nicht mehr haben. Justiz und Regierung war damals, wie so viele Jahrhunderte hernach,[6] noch nicht getheilt; nicht die Könige, sondern die Schöppen gaben Gesetze, d. i. richteten nach uralten Gewohnheiten, und der

[1] Greg Tur. L. IX. 20.
[2] Ib. L. IV. 48.
[3] Ib. L. VI. 31.
[4] Leg. ripuar. tit. 58.
[5] Concil. Paris. A. 615
[6] Strubens Nebenst. Abhdl. 3. 13. 14. 22. 38.

König frug sie nur, was er denn nicht ändern konnte, um Recht. Wenn also die Bischöfe Zutritt zum Märzfelde, zum Hofgericht und Stadtgericht der gallischen Städte, wo ihre Metropolen waren, die sich auch unter den Franken zuerst erholten,[1] hatten, so sieht man wie weit sie Wurzeln schlugen. Von den Franken hatten sie Ehre, von den Galliern Güter; sie waren der angesehene, reiche, mächtige Mittelstand beider Nationen. Und das nach der gegebenen Mischung von Ideen und Zuständen so leicht! so natürlich! Das fränkische Auge und die fränkische Sitte gab dem gallisch-römischen Pontificate gerade den Umriß.

Daß die Folgen ganz anders werden mußten als sich die Franken dachten, ergibt sich von selbst. Ihnen konnte

I. der Priesterstand der Christen nicht seyn was ihnen ihre Priester gewesen; diese gleichsam gebornen Landstände, ein Ausschuß des Adels, auch in Denkart und Sitten noch Franken. Ihr Ansehen beruhte nicht auf weltlicher Gewalt, der sie eben mit ihrem Ansehen widerstanden; auch nicht auf einer Summe Lehren, ohne die man nicht selig werden konnte, und über die sie also Austheiler an jedermann vorstellen müßten, sondern auf bloßer Ehrfurcht gegen ein unsichtbares Wesen, den Stifter der Treu und des Glaubens. Sie hatten Unterhalt, aber keine Güter, beschlossen das der Nation zugehörige Heilige, was sie aber eben deßhalb selbst nicht besaßen. In der Versammlung herrschten sie durch Stillschweigen und Zeichendeuten, nicht aber durch Stimme und Vortrag; sie hatten genau keine andere Existenz als die das Band der Stände, Ehre und Friede forderte. Mit den Priestern der neuen Religion wie anders! Sie hatten schon eine so feste, von Frankengesetzen unabhängige Existenz, ehe diese kamen; ihre Denkart war gemacht, und gar nicht fränkisch; ihr Ansehen bei den Galliern in einem Medium etablirt das die

[1] Schoepfl. Alsat. I. 677. §. 114. Honth. hist. Trevir. I. 31.

Franken wenig fassen konnten; sie machten unter sich einen Körper, der gewissermaßen so weit reichte als christliche Bischöfe waren. Da ihnen nun die Franken mit bestem Willen neue Existenz in ihrem Staatskörper gaben, so mußte aus beiden übelgegatteten Theilen mit der Zeit ein Ungeheuer werden, das sich selbst zur Last fiel. Auf Ehre und Wehr in der Nation war bei den Franken alles gebaut; Kaufmannschaft und gutbringende Handwerke ließen sie den städtischen oder dörflichen Galliern; bei den Bischöfen alles auf Liebe, Christenpflicht, Gemeinschaft aller Stände und zuletzt positiven Befehl Gottes. Mit dem besten Willen zerrissen sie also das Band der Franken und durchstießen ihre Gesetze.

II. Die Druiden zogen mit den signis luco detractis zu Felde, eben damit kein Monarch die Herrenfahne erhübe. Konnten's die Bischöfe? waren sie und ihr Amt dazu geschaffen? und wenn sie konnten, wollten sie's? Sie, die so dicht am Throne lebten, mit Hülfe der Ritter und Knechte eben die Monarchie unterstützten, von der sie aufgenommen und begünstigt waren. Sie sprachen also, auch in einer Versammlung wo man von keinem Herrn wissen sollte, Sprache der Knechtschaft aus Orient, und das dazu im Namen Gottes, eines Gottes der nach gewissen positiven Religionsbedingungen die Seligkeit ertheilte — Was mußte folgen? Die Könige hatten keine rechtliche Gesetzgebung; sie mußten bloß über jeden von der Nation von seines Gleichen Recht fragen; nun da der Körper der Nation auseinander fiel, nahmen sie sich das widerrechtlichste Ansehen, was nur im ungeregelten Staat existiren konnte. Es entstanden die garstigen Präscriptionen, Ausnahmen einzelner Fälle, die aller Unordnung Thür und Thor öffneten. Die Könige zogen Gallier an den Hof, Leute die in der fränkischen Maschine gar keinen Werth haben sollten; die lehrten sie Ueberbleibsel der römischen Staatskunst, die sie, Barbaren, doch nicht begriffen, noch auch in ihrem rohen und freien Staate anwenden sollten. Die geringsten gelangten also mit Waar-

Bischöfen und durch die Bischöfe zu den ersten Hofbedienungen, wo sie über die Wehren hinaussahen, und diese nicht anders als unterdrücken konnten. Die Franken waren ein zerflossenes Volk; Märzfeld ward nicht mehr gehalten; Anarchie oder Hofgericht ward allmählich alles.

III. Auch in diesem Hofgerichte, welch Uebergewicht bekamen bald die Bischöfe! Die Ministerialen des Königs waren Ritter und Knechte, die sich um die Gesetze wenig bekümmerten. Diese hatten voraus in der ewigen Rechtsfreiheit und Ehregewohnheit der Nation, im Gedächtniß und Munde der Männer, und im Geschrei des Volks gelebt, und waren heilig; Willkür und feinere gelehrte Auslegungen fanden nicht statt; Druiden hatten und litten keine geschriebenen Gesetze, weil sie ein Tod der freien, wahren, lebendigen waren. Da durch Hülfe des Christenthums, der Monarchie und nachbarlichen Römercultur das Gesetzbuch da war — wer gewann mehr dabei als die Schreiber und Ausleger? die waren gelehrt, verstanden das barbarische Latein, darum sich die Ritter und Knechte weniger kümmerten, und da das Märzfeld, mithin die gesetzgebende Stimme der Nation weg war, die Comites in den Provinzen unter dem Hofe standen, und sich dahin wendeten; bei Hofe aber die gefragt wurden die da waren, da in Ansehen waren u. s. w., woran es die Bischöfe ihrestheils nicht ermangeln ließen, so sieht man wohin das kommen mußte. Die Bischöfe waren nicht nur ein Körper unter sich, sondern auch das Haupt der Gallier gewissermaßen, die in Städten und Zünften lebten, und sich an sie hielten. Sie hatten den Römerzustand gekannt, kannten das Land wie es kein einzelner Franke kannte. In einem feinern Medium der Denkart athmeten sie, und hatten also das ganze Chaos ungeregelter Gesetze anarchisch mit in ihrer Hand. Weiche Gallier, Franken, die auf Gottesurtheile hielten, waren zu richten. In den Convocatis Episcopis et majoribus natu Laicorum stehen sie daher amts- und standesmäßig immer

voran, und Justiz und Gesetzgebung waren damals noch nicht getrennet.

IV. Endlich da der Geist der fränkischen Republik doch wirklich militärisch war, was die Bischöfe nicht waren, so war Lücke der Unordnung unvermeidlich. Gingen sie als Glieder der Nation zu Felde, welche Bischöfe! welche Krieger! Gingen sie nicht, die doch so viel besaßen, so viel Ehre und Wirkung hatten, so ward das Band der Franken zerrissen; jeder Ehrenmann der Nation mußte zu Felde, oder er verlor seine Würde. Also ward das erste schädliche Beispiel einer Immunität von Gesetzen gegeben, die vorher äußerste Schande und Strafe gewesen; andere Weltliche folgten mit der Zeit, und so ward, alle diese Ursachen zusammen mitgenommen, die erste fränkische Periode ein solcher Zustand von Untreue, Bestechungen im Königshofe, Uneinigkeit zwischen Brüdern und Kindern, Präscriptionen, Eingriffe, Unthaten als wir ihn in der Geschichte finden. Die edle Nation, [1] gens Francorum inclyta, fortis in armis, firma pacis foedere, profunda in consilio, corpore nobilis et inclumis, candore et forma egregia, audax, aspera, velox — nuper ad Catholicam fidem conversa, immunis ab haeresi — neigte sich zum Verfall, verlor Kraft und Geist ihrer Verfassung, die Ehre war, Freiheit und Stärke, und bekam dafür geschriebene Gesetze, Bischöfe, unmündige Könige, Hofrecht!

Indessen muß man auch hier, wo es ein großes Phänomenon der Zeit und der Mischung zweier Völker gilt, nicht aus abstracten Sätzen oder als über das Betragen einzelner Personen, wogegen diese gekonnt hätten, moralisiren.

I. Die Bischöfe hatten die Franken, und die Franken die Bischöfe nicht geschaffen. Jene fanden die Ideen von Regiment und

[1] Leg. Salic. proëm.

Ständen unter diesen fest, und konnten also auch nicht dafür daß sie so mit deutschem Auge gemessen und hinübergezogen wurden. Diese hätten zu viel gefordert daß jene ganz ihre orientalisch-römisch-gallische Denkart auf einmal ihnen zu gut hätten ablegen sollen; sie forderten's selbst nicht daß sie ihr Ansehen und Besitzthümer ablegten, auch nicht einmal daß es die überwundenen Gallier ablegten; sie ließen diesen ihr römisch Gesetz und gallische Lebensart; was sie sich ausbedungen und nahmen, war Ehre, Macht und barbarische Freiheit. Druiden in heiligen Eichenwäldern konnten die Bischöfe nicht werden, so wenig die Franken itzt alte, arme Deutsche mehr waren; die Species waren also da, die Mischung mußte geschehen. Die Franken waren schon durch lange Kriegsgefolge, und jetzt durch Ueberwindung und Salische Zerstreuung ein anderer Staat geworden; unter den Galliern wohnten sie einmal, also konnte die Einwirkung fremder Begriffe, mithin Ueppigkeit und Entmannung, auch ohne Bischöfe, nicht abgewendet werden. Die Kugel war im Ablauf, und es war also gut daß sie itzt wenigstens die milde, schlüpfrige Hand der christlichen Cultur, wie sie damals war, auffing und lenkte. Denn nun, wenn die Bischöfe freilich nicht würdiger Mittelstand zwischen Edeln und Gemeinen in einer fränkischen Versammlung seyn konnten, so waren sie doch

II. Mittelstand zwischen Galliern und Franken. Sie zähmten durch Monarchie und Christenthum die Ueberwinder, und verschafften den Ueberwundenen einen Zustand den sie nicht als römische Provinz gehabt hatten. Die Bischofsstädte wurden wieder zuerst groß, [1] und mit ihnen der Gallier Gewerbe; diese waren und wurden bald reicher und bequemer als die Franken, die nur von Ruhe und Raube

[1] Schœpfl. Alsat. I. 677. § 114. Honth. hist. Trevir. I. 31. Strubens Nebenst. V. 38.

leben wollten. Hätte die christliche Religion kein Verdienst als damals ein etwelches Band zwischen so vielen Nationen gewesen zu seyn, so wär's anzurechnen. [1]

III. Kann auch nicht geläugnet werden daß wenn mit der deutschen Denkart viel Würde und Stärke zu Grunde ging, das Medium, in welches man mit Krümmungen hinübergezogen wurde, wenigstens für eine spätere Zeit eine Gattung höherer Ordnung bereitete, die man damals freilich erst in Gährungen sahe. Es war der Bischöfe Vortheil der wilden Händelsucht zu widerstehen, der mitwachsenden Gewalt weltlicher Stände das Gegengewicht zu halten, daß die Könige sich wenigstens ruhig zu Tode leben konnten, und das Volk nicht auf einmal in die Sklaverei der Senioren und Gerichtspächter fiel, bis sich mit der Zeit etwas anders entwickelte.

IV. Rissen sie widerrechtlich oder schleichend, auf dem Gange den wir gezeichnet, an sich, so ward's ihnen ebenso widerrechtlich und gewaltsam wieder entrissen. Wenn schon Hlodowigs Enkel, Hilperich [2] nullum plus odio habens, quam ecclesias klagen mußte; ecce pauper remansit fiscus noster, ecce divitiae nostrae ad ecclesias sunt translatae; nulli penitus, nisi soli episcopi regnant; periit honor noster et translatus est ad episcopos civitatum; so erholten sich die Majores domus, insonderheit in Burgund und Neustrien, wenn sie ihre Krieger und Dienstadel mit nichts belohnen konnten, an Kirchen und Kirchengütern. Selbst Martell in Austrasien, aus einem Geschlechte das sie noch schonen zu müssen glaubte, that's, da er's thun durfte, und am Ende der ersten Linie war der geistliche Stand ärmer als er im

[1] S. Mably Bemerk. der französischen Geschichte, Abschn 2, B. 1. Montesq. L. XXX. c. 1 — 7, die beide aber von der fränkisch-deutschen Verfassung nicht in allem richtige Begriffe haben. S. Mösers Osnabrückische Gesch. S. 307.

[2] Greg. Tur. l. 6. c. 46.

Anfange derselben gewesen zu seyn vorgab. Sie waren also Entrepot,[1] wohin man legte, und woraus man langte u. s. w.

Der Grund der Frage wäre also auf die simpelste historische Weise sichtbar. Die Comitia der Deutschen und der Stand der Priester auf denselben war das Gewebe, der gallische Zustand der Bischöfe der Einschlag, die Monarchie Maschine die sie einschlug und zusammenpreßte. In campo Martio und in palatio Regis waren sie den proceribus und senioribus zur Seite, in den Städten der Bischof neben dem Vogt, die ecclesiae bekamen mallum; Ansehen und Reichthümer wußten sie sich auch zu schaffen; also die Samenkörner zu allem was die Zukunft ausgebildet. Und der Weg der Veranlassungen dazu so einfach; die Mischung nämlich gallischer und fränkischer Ideen und Zustände, die jetzt zusammengährten. In dem Verhältniß als die fremde christliche Religion und Ueberwindung Galliens der fränkischen Monarchie emporhalf, half die fremde fränkische Denkart dem Ansehen der Bischöfe zu Landständen empor, bis eins das andere zernichtet.

So war der rohe Block da, aus dem die Statue werden sollte. Das austrasische Majorat, die Familie der Pipine haute sie nach den gegebenen Grundzügen weiter, und Karl setzte sie mit seinen Riesenarmen, polirt, aufs hohe Gestelle. Laßt uns die nähern Veranlassungen sehen.

Zweiter Abschnitt.

Veranlassungen, wodurch die christlichen Bischöfe unter den Karolingern Stände des Reichs wurden.

I. Von Pipin Heristalls Zeiten hatten die austrasischen Majores domus, die schon principes et duces Francorum waren,

[1] Montesqu. L. XXXI. c. 9.

Aussicht zur Krone; es kostete aber, so völlige Könige sie an Amt und Gewalt waren, mit dem Namen etwas Mühe. Der Name beruhte nämlich auf den Königsgütern, und diese waren, wie jede ächte Wehre jedes Franken, der Familie gesichert. Es wurden Theilungen mit ihnen vorgenommen, wie mit jedes Manns Gütern, aus ihnen verliehen sie Beneficien an den Dienstadel, der den Königshof machte, und die Obergerichtsbarkeit, die dem anklebte, schien also der Familie Hlodowigs unabtrennlich. Daher zuerst die unmerklichen Schritte von Absetzungen, Pausen, Interregnis, das Spiel mit Knabenkönigen, um die Nation an alles zu gewöhnen. Die Güter und Beneficien der Könige mußten erst erschöpft, die duces et principes Francorum selbst erst reich seyn, und Beneficien austheilen können; endlich war doch zum letzten Schritte am meisten das geistliche Ansehen nöthig. In Feldzüge und Bekehrungen theilte sich also Pipins Regierung; jene seinen Kriegern Beute, diese den Geistlichen Jünger und Bisthümer, durch beides sich Sicherheit und einen beliebten, heiligen Namen zu erwerben.[1] Unter den Franken, Bayern und Friesen wurde bekehrt und erobert. Karl Martell, der mit den Gütern der Kirche anders umsprang, und den daher der h. Eucherius nachher im Gesicht in solcher Höllenqual sahe, ging mit Bekehrungen und Eroberungen denselben Weg fort. Karlomann und Pipin der Kurze weiter: cum consilio servorum Dei et optimatum wurden Synoden gehalten,[2] und sollten alle Jahre gehalten werden. Bonifacius ward Erzbischof, Primas der Kirchen in Deutschland, und ward mit seinem großen Kirchensprengel, der schon bis Würzburg und Eichstädt, Salzburg und Passau reichte, fertig. Gleich mit den Vorbereitungen dieser Linie zur Krone ward also der Grund zu dem geistweltlichen Reiche in Deutschland gelegt, das einst die ganze Linie stürzen sollte.

[1] Maskovs Gesch. der Deutsch. Th. 2. S. 264 u. f.

[2] Maskov, II. 313. Georgisch corp. jur. Germ. p. 486.

II. Jedermann weiß unter welchen Umständen das Pipin'sche Haus endlich zur Krone kam, und alle machten das neue Reich nun zum eigentlichen geistweltlichen Reiche. An den Papst ward Gesandtschaft geschickt, der den letzten Stoß geben sollte; Bonifacius, der heil. Erzbischof und Märtyrer, salbte; cum consecratione Episcoporum et subjectione principum [1] trat Pipin auf den Thron; der Papst wiederholte die Salbung auf ihn und seine Söhne; das war doch nun recht regimen sacrum. Wo der König nicht mehr auf dem Schilde steht, und vom Heer ausgerufen wird, sondern von geistlichen Händen die Krone nimmt, da sind diese geistlichen Hände natürlich die nächsten am Throne.[2] Die Befehle heißen sacra;[3] die ersten consilia können nicht anders als solche seyn. Der gesalbte König ist Königspriester, Priesterkönig, nicht mehr allein electione populi, sondern auch Misericordia Dei rex constitutus. Der Bischofstab tritt also so dicht unter die Krone wie auf der andern Seite Schwert und Fahne. Die Doppelverfassung gewann jetzt das heilige Pipin'sche Reich; so ging's auf Karl den Großen über. Ut Episcopi cum Comitibus stent, et Comites cum Episcopis, ut uterque pleniter officium facere possit; [4] sie waren also beide die höchsten Reichsbeamten. In der Provinz kamen sie zum königlichen Misso ad Placita; wenn sie aber nicht kommen wollten, hatte er nicht gegen sie zu verfahren, sie gehörten ad Placitum generale. In dem waren alle majores, clerici et laici, quando ordinabatur status totius regni, und wenn in placitis seniorum die susceptacula getheilt wurden, so geschah es ut primo omnes episcopi, abbates vel hujusmodi honorificentiores clerici absque ulla laicorum commixtione sich versammelt,

[1] Maskov, Th. 2, S. 325.
[2] Mösers Osnabr. Gesch. §. 30.
[3] Du-Fresn. glossar. Sacr. Unct. etc.
[4] Baluz. Capit. IV. ad A. 806.

similiter comites vel hujusmodi principes etc.[1] Wie diese bei Hofe den comitem palatii hatten, hatten jene den archicapellanum oder apocrisiarium, qui de omnibus curis eccelesiasticis ut comes palatii de omnibus secularibus caussis curam habebat.[2] Wie die Grafen dem Heerbanne folgten, so mußte auch der Bischof seine Leute schicken, und er ward nur salvo honore der Pflicht entlassen.[3] Der Kirchenvogt ward ihnen zugeordnet, der advocatus ecclesiae in weltlichen Sachen seyn sollte, und so oft ihr Unterdrücker wurde; der Missus Regius endlich beschloß Bischöfe und Grafen, Hauptleute und Presbyters als zusammengeordnete Stände und Aemter im Namen seines Herrn als Generalrevisor.

So sah das geistweltliche Reich des Pipin-Karls aus; damit waren aber die Geistlichen über Plünderung ihrer Güter unter Martell noch unbefriedigt. Noch unbefriedigt mit den Versicherungen[4] daß sie nie mehr sollten geplündert werden, und da man sie nicht baar abfinden konnte, wie anders als mit Hoffnungen und Ehren?

III. Nicht genug also daß sie Pipin auf dem neuen Maifelde mit sondern Ehren einführte, wo immer cum omnibus Episcopis, Abbatibus, Comitibus, Advocatis et Vicedominis Abbatissarum Gericht und Gesetzgebung gehalten ward, sondern auch bei allen außerordentlichen königlichen Gerichten und Commissionen waren sie die ersten.[5] Da unter den Merovingern manche ihrer Vorzüge eingeschränkt oder verdrängt waren, kamen sie jetzt allein unter sich, bekamen eigne Wahl und Jurisdiction,[6] standen, wie gemeldet, nur unter der Reichsversammlung.[7] Zu ihrem Unterhalte

[1] Hincm. de ord. palat. c. 29. 35. Bei Du-Chesne II. 494.
[2] Hincm. cap. 16.
[3] Baluz. I. ad A. 803.
[4] Baluz. I. l. 5. art. 3. 4. 24.
[5] Mably Beitr. über die Gesch. von Frkr. B. 2, Absch. 2.
[6] Goldast. Constit. Imp. T. II. A. 834.
[7] Baluz. Cap. IV. ad A. 806. 12. 19.

wurden jure divino Zehenten [1] ausgeschrieben, die voraus nie üblich gewesen, sie bekamen Zinsen von den Precareien, Anwartschaften auf die geraubten erledigten Stellen, noch gar im Testamente bedachte sie Karl; sie waren also an Ansehen, Amt und Unterhalt der etablirte erste Reichsstand, dem die Krone gewissermaßen noch in Schuld blieb.

So wuchs IV. das Reich durch geist- und weltliche Kriege fort. Die freien Sachsen konnten und wollten ihre Gottes- mit der Königsfahne, ihre altdeutschen Sitten und Rechte mit keinem monarchischen Hofgericht vertauschen, wenn sie die Vereinigung so widriger Sachen mit ihren Folgen am prächtigen, berühmten Frankenreiche in allen Merovingischen Jahrbüchern sahen. Karl also predigte Taufe und Unterwerfung; er kam mit Wasser und Blut; das Schwert überwand; das Kreuz, auf Blutfelder gepflanzt, sicherte die Ueberwindung. Sie entsagten der Teufelsgilde, d. i. ihren alten Gesetzen und Gebräuchen, und sollten [2] an Gott und den ihnen aus der Barmherzigkeit Gottes zugesalbten König, Gerichtsherrn und Machthaber über Tod und Leben glauben, zwar aus menschlichem Recht dem Kaiser keinen Tribut, aber aus göttlichem Recht den Bischöfen die Zehenten entrichten [3] (zur Schadloshaltung daß sie einst Karl Martell geplündert, und damit er neue in ihrem Lande anrichten könnte), den königlichen Vögten, Grafen, Bischöfen, Missis gehorchen — so theilen sich die Friedensclauseln in geist- und weltliche Punkte. Bischöfe und Grafen besetzten das Land; sieben mächtige Bischofthümer [4] wurden nach oben beschriebener Gerichtsverfassung im neueroberten Sachsen. Karl übersah sein Reich mit 21 geistlichen, großen Metropolen.

[1] Montesqu. XXXI. c. 12. Strub. Nebenst. Th. 5. Abhandl. 35.

[2] Baluz. T. I. Capit. Sax. 797.

[3] S. Mösers Osnabr. Gesch. §. 126.

[4] Osnabrück, Minden, Verden, Bremen, Paderborn, Elze (Hildesheim), Münster.

Wenn V. Ludwig extensiv und intensiv fortfuhr, neue Bischofthümer anlegte und den alten ihr Ansehen erhöhte, so blieb selbst die Verschwendung noch auf dem vorigen Wege. Landesherren wurden die Bischöfe noch nicht, mit allen Regalien und Gütern die sie bekamen; sie wurden nur reichere, mächtigere Gerichtsherren, und sollten noch Aemter, Stände und Reichsglieder, wie sie gewesen, bleiben. Pipin und Karl hatten die Reichsverfassung geerbt, erweitert, gebessert, aber nicht tiefer gegründet; die Folge mußte seyn daß Materialien, die nicht zusammenhalten konnten, allein durch Luft, Sonne und Zeit zerfielen, hätten auch keine Stürme und Untergrabungen den Fall beschleunigt. Nicht bloß in der und jener Theilung (auch Karl hatte theilen wollen, und es war ein von Hlodowig hergebrachter Gebrauch zu theilen), nicht bloß in der und jener Unvorsichtigkeit, temporärer Schwachheit (auch dergleichen waren schon immer gewesen), lag der Funke des Unglücks; vielmehr waren das bloße Windstöße, die den Funken weckten. Die Folgen lagen in den Veranlassungen; tief im Herzen der Reichsverfassung.

Denn nun sollte I. ein Reich so verschiedener Glieder, Nationen und Stufen von Denkart beisammen bestehen, auf einerlei Art regiert werden, oder sich vielmehr selbst regieren — war's möglich? Wo nicht gleichsam eine Vernunft als höchste Berathschlagerin war, kein gemeinschaftliches Interesse, nicht einmal ein anerkannter Werth an Besitzthümern, Vorzügen, Gütern, Strafen war; wie da ein Gesetz? Ein Reichstag? Ein Gefühl aller Glieder auf und zu diesem Tage? Mußte es nicht also werden, was bald geschah, daß alles sich allmählich von einem Haupt und Körper losriß an dem es nur so idealisch entfernt, gezwungen und ungewiß klebte? Schon also die gewaltsame unnatürliche Größe des Reichs Karls machte daß es zerreißen mußte, das sahe er selbst; dagegen suchte er sich selbst, wie er konnte, zu sichern; aber er konnte nicht alles. Karl, der Eroberer und Bekehrer, war bestimmt mit Riesenkraft einen ungeheuren Fels auf eine

Höhe zu rollen, damit, wenn seine Hand losließ, in zehn Stücken der Fels hinter ihm abrollte und sein Geschlecht begrübe.

II. Noch minder war's möglich daß eine solche Maschine lang bestünde, wenn nur Aemter, und in den Aemtern gegebene Treu und Glaube sie aufrecht halten sollten. Sobald die Aemter an Unrechte, Unverständige, Treulose verliehen, sobald die Guten in der Folge selbst eigensüchtig und böse wurden, so war des Kaisers Ansehen in den Provinzen, wo er nicht allgegenwärtig seyn konnte, weg. Wurden die Aemter erblich, kamen, die sich einander das Gegengewicht halten sollten, zusammen in Eine Hand, erlosch die Aufsicht, so erlosch alles. Mit unsäglicher, allgegenwärtiger Weisheit, Kunst und politischer Güte hatte Karl aus dem Leim-Chaos, das er vor sich fand, einen Marmortempel von Gesetzgebung bilden wollen, der aber auf ungewissen Stützen ruhete. Der edelste Versuch fränkisch-römisch-deutscher Gesetzgebung; er sank, sobald der Geist Karls dahin war.

III. Noch ungewisser ward alles, da in jeder Provinz, wie im großen, die zwei Stände, geistliche und weltliche, coëxistiren sollten. Die waren nie Freunde gewesen und konnten's jetzt nicht werden. Hier unterdrückte den Bischof der Kirchenvogt, dort suchte der Bischof vor dem Grafen Schadloshaltung und Immunitäten. Die Kaiser verliehen sie nach dem Geist der Zeit und der oft rufenden Rechtshülfe des einen, der andere ward eifersüchtig und drang nach. Was die schwächern Geistlichen mit Bitte, List, geistlichem Ansehen erhielten, nahmen die Weltlichen sich selbst. Feuer und Wasser stritten, und der Kaiser, der in der Mitte saß, und ohne beide nichts hatte, ward bald gebrannt, bald genässet, war weder warm noch kalt, und wurde zuletzt von beiden verzehret. Es war ein großes gothisches Reich voll mißbrauchter gerichtlicher Aemter; der Herr mochte greifen wonach er wollte, so hatte er — nichts!

IV. War überdem gutes bei einer Krone vorauszusehen, die

man vom Papst empfing, den man nicht bloß in seinen Ländern zum Herrn machte, sondern ihm auch den Weg wies in andern Ländern Kronen zu vergeben, Königsfamilien zu unterdrücken, Bonifaze zu senden und die Klerisei in allen Ländern als ein Corpus anzusehen dadurch er handelte? Da führte man selbst ja den Wolf in den Schafstall, der auch späterhin nicht ermangelte die ihm angewiesenen Lämmer zu verzehren.

Ins weitere Detail des Mißbrauchs geist- und weltlicher Gerichtsbarkeit sich einzulassen, ist hier nicht Stelle. Man sieht, es ist leicht aus unserm Jahrhundert darüber zu philosophiren, und zu moralisiren noch leichter. Wenn man aber sieht wie tief der Grund zu dem allen liegt, wie alles zusammengehöret und im Geist der Zeit schwebet! Wie oft bei Sachen und Einrichtungen schon der Same fiel, wo damals jedermann nur das Beste dachte — so wird das Phänomenon anziehender und größer! Sieht man nun ferner wie jede Untreu ihren eignen Herrn schlug, Regenten durch Vasallen, Vasallen später durch Regenten gestraft wurden, wie Hlothar z. E., was die Bischöfe dem Ludwig so übel zugespielt hatten, treulich vergalt, und die Normannen endlich die Strafe an allen vollführten; wird man endlich gewahr daß noch in diesem abscheulichen Chaos selbst gutes für die Nachwelt keimte, so steigt alles über eine einzelne Moral oder politische Lehre ins Große der Weltbegebenheit hinüber. Die Fälle von Unregelmäßigkeit wurden erschöpft, Ecken und Räder abgetrieben, damit die Maschine sanfter gehe. Die hochmüthigen, geizigen, aber von Kirchenvögten und weltlichen Nachbarn gedrückten Geistlichen ringen aus Eigennutz und Hochmuth der tollen Brutalität entgegen. Sie die nicht schlagen können, rufen, schreien, bringen unschickliche Rechte und Decretalen [1] ins Gemenge, damit doch auch unter der beschmitztesten Hülle ein Keim von Gesetzmäßigem als todte Niederlage daure. Der Fall

[1] Die Isidor. Samml. Hincm. ep. 12.

der Karolinger ist vielleicht das lehrendste Grab unserer mittlern europäischen Geschichte.

Wie in der gothischen Baukunst jeder Pfeiler an Mannichfaltigkeit dem Ganzen ähnlich, so ist's in der fränkisch-gothischen Regierung zwischen jeder Provinz und dem Reiche. Am elenden Bauernhofe jedes Großen der Merovinger gab's ministeriales des heiligen römischen Reichs in nuce, wie sie nachher Karl als erste Beamte seines großen Reichs fürstete und gegen einander abwog.[1] Jede Provinz seines Reichs war an Gliedern und Aemtern völlig wie sein Ganzes. Wenn sich also etwas vom Ganzen schied, ward ein kleineres Ganze nach voriger Art ein neuer Polype. Als sich durch die Verdun'schen Tractaten[2] Deutschland von Frankreich schied, als sich jenes zuletzt gar nicht an die letzten Sprossen des Karolingerstammes kehrte, so behielt's doch in seinem abgetrennten Daseyn völlige Karolingische Form bei, als ob sie dafür erfunden gewesen wäre. Und so ward Deutschland auch mit seinen Bischöfen **Francia orientalis.**

Dritter Abschnitt.

Uebergang nach Deutschland.

I. Die Bischofthümer, die von den Pipinen und Karolingern die Reih hinab gestiftet und begnadigt waren, lagen in Deutschland.[3] Sie

[1] Maskov de orig. offic. aulicor. §. 4. Böhmer de orig. causs. et occas. form. Imp. Rom. Germ. praes. Gundling Ot. St. 17, 2.

[2] Schilt. Script. rer. germ. pag. 91.

[3] Aus den Zeiten der Gallier und Merovinger Mainz, Trier, Köln, Worms, Speyer, Tongern, Trident, Konstanz, Augsburg, Seven (Brixen) u. f. Der Pipine Salzburg, Regensburg, Freysingen, Passau, Utrecht, Würzburg, Eichstädt u. f. Von Karl, Osnabrück, Minden, Verden, Bremen, Paderborn, Hildesheim, Münster. Von Ludwig, Halberstadt, Corvey, Hamburg u. f.

durften also nur bleiben wohin sie Karl auf der Liste seines Reichs gesetzt hatte; die Herzoge und Grafen, die eben sowohl nur Ämter waren, traten ihnen gegenüber, und so war Reichstag des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, dem nur sein Haupt fehlte. Sie wählten sich's, aber völlig nach Karolingischen Ideen; das Wahlreich war zugleich Erbreich.[1] Der menschliche Geist, sich selbst überlassen, nimmt nur immer kleine Schritte wenn er neuet. Auch der große Haufe, theils vom Volk, theils von Ständen, waren noch Glieder des Reichs, wählten, richteten und regierten mit. Es blieb noch immer Grundsatz: jeder kann nur von seines Gleichen gerichtet werden! und an dem was alle angeht, muß auch jeder Antheil haben; völlig nach alter fränkischer und deutscher Verfassung. Zugleich aber behielt man den ganzen Schmuck aristokratischer Verfassung, dessen Ansehen sich in den trübseligen Zeiten so gemehrt hatte, aus dem Karolingischen Reiche bei, sonderte ihn und trieb ihn höher. Siehe da die Grundlage zur Verfassung Deutschlands.

Als Otto in Aachen gewählt ward,[2] ging's völlig mit Insignien des Karolingerstabs her. Der Primas von Deutschland, Mainz, salbte und krönte den fränkisch gekleideten König zu einem Reich geist- und weltlicher Stände. So gut die duces ministrabant, so gut consecrirten und benedicirten die Bischöfe; beide Stände bekannten sich als erste Ämter und Diener. Außer den Alloden war noch kein Erbgut; noch in keinem comitatu oder ducatu Landeshoheit. Der Kaiser hatte überall oberrichtliches Amt, Reichsgüter und Statthalter, übte überall Majestätsrechte. Die Erzbischöfe und Bischöfe waren durch Ring und Stab unmittelbar; die Erzkanzler und Archicapellansstellen waren wie an Karls Hofe, und sollten darin Mainz, Trier, Köln theilen und wechseln. Alles also als Reichsstand betrachtet, war noch Amt anstatt und von wegen

[1] Strube Nebenst. IV. Abth. 24. Gundling. Ot. St. 17. 2.
[2] Wittich I. 2.

des Kaisers, nach dem Grundbau und Wesen des Karolingischen Reichs.

Nun beut die ganze deutsche Geschichte Veranlassungen dar warum das nicht bloß so blieb, sondern auch aristokratisch hinanwuchs, wie nirgend anders. Erstlich wandte sich Otto sogleich aus dem Reich, und suchte die italienische und römische Krone; seine Nachfolger folgten ihm mit so ungleichem Glücke nach, bis endlich die schwere eiserne italienische und die luftige römische Krone die deutsche ganz leicht machte und erdrückte. Da diese auf so leichtem Zeuge den Insignien geist- und weltlicher Aemter ruhete, so war nichts leichter als daß sie sehr sank, daß wo das Haupt fehlte, die Glieder in Unordnung geriethen; und je mehr die Päpste ins Spiel kamen, desto mehr ward alles Chaos, bis man endlich die Zerrüttung unter den Heinrichs kennet. Das Faustrecht unter einander, Rebellionen gegen den Kaiser, Parteien am Hofe stritten; die Weltlichen wollten regieren, die Geistlichen Vormünder seyn, der Papst durch alle herrschen — lauter Folgen eines Reichs das bei dem Vielfachen seiner Glieder, denen ihr Haupt fehlte, und die dazu von einem bösen Geist aus Italien gegen einander aufgebracht wurden, so lang in Unordnung und Anarchie erlag. Indeß war selbst die Anarchie Veranlassung zu einem Guten, das beinah ohne sie nicht werden konnte. Wäre Otto in Deutschland geblieben, hätten seine Nachfolger sich das deutsche Reich erhalten, ohne ans römische zu denken, unmöglich wäre jenes, was es war, blieben. Der Kaiser hätte die Stände unterdrückt; es wäre Monarchie worden, wie in Frankreich. Jetzt wollte es das Schicksal daß, indem sie immer auswärtige Händel hatten, das Reich in seinen Gliedern wild emporschoß, und in dem Betracht waren selbst Papst und Faustrecht Beschützer und Erhalter der deutschen Freiheit.

II. Die Geistlichen vermehrten natürlich zuerst ihre Rechte, wenn die Weltlichen ihre Macht vermehrten. Die Bekehrungen nordost-

wärts gingen fort; gegen die Wenden wurden eine Reihe Bischofthümer [1] wie geistliche Markgrafschaften errichtet, und ihre älteren Brüder wuchsen an Vorzügen, Befreiungen und Regalien, je mehr sie beim Faustrecht litten. Der weltliche Stand, Herzoge, Grafen, Vögte, trat ihnen auf den Fuß; desto mehr erholten sie sich durch Geschrei an den Kaiser [2] um Gerechtigkeit, um Landfrieden, und bekamen dafür Güter und Immunitäten, denen sich denn die Weltlichen auf anderen Wegen, durch Pacte mit der Ritter- und Landschaft, kurz durch Macht nachschwangen. [3] Den Geistlichen, deren Würde nicht erblich, deren Macht nicht so groß war, die ihrer Rechte wegen eher am Kaiser hingen, endlich die einen so großen Rückhalter am Geist der Andacht und am Papst hatten — ihnen mußten die Regalien und zuletzt die Landeshoheit mit minderer anscheinlicher Gefahr und eher verliehen werden können als den mächtigen Erbherzogen. Digna recolentes animadversione, sagt schon das Diplom Friedrichs II. von 1220 [4] vor dem Interregno, quanta fide dilecti nostri principes ecclesiastici nobis hactenus adstiterunt, censuimus eos, per quos promoti sumus, semper promovendos — — Igitur quia inter eorum gravamina absusiones inoleverant in novis teloneis, monetis, guerris advocatorum et aliis malis nova telonea et novas monetas in ipsorum territoriis s. jurisdictionibus non statuemus, sed antiqua tolonea et jura monetarum eorum ecclesiis concessa tuebimur etc. Inhibemus, ne quis officialium nostrorum in civitatibus eorundem principum jurisdictionem aliquam sibi vindicet etc. nihil in aliqua civitate

[1] Brandenburg, Havelberg, Meißen, Magdeburg, Zeiz.

[2] S. alle Diplome der Zeit. Honth. hist. Trev. T. I. p. 471. 76. 79. 85. 98. etc.

[3] Strube Nebenst. Th. IV. Abhandl. 22.

[4] Bei Guden I. 469.

juris habeant, sed principes et dominus plena in ea gaudeat potestate etc., und damit waren sie auf ihre Klagen von den guerris advocatorum, concurrente Caesaris jurisdictione und neuen Privilegien derselben befreiet; sie brachen als Landesherren den weltlichen Ständen den Weg.

III. Da endlich die ganze altfränkische Staatskunst zu Grunde ging, und die Herzoge und Grafen, erbliche Herren, nicht kaiserliche Beamte bloß waren, so schimmern auf eben dem Wege alle die Veranlassungen durch, warum nicht alles in kleine Monarchien und Dynastien zerfiel, sondern alles an einem Oberhaupt verblieb, und in Würde, wie im allgemeinen Recht und der Regierung des Ganzen, die altfränkische Sprache, Sitte und Verfassung [1] beibehalten wurde. Die Hälfte der Stände war geistlich, die nicht erben konnten; sie waren auch zu schwach, weil sie theils von ihren Landständen und Stiftern eingeschränkt waren, [2] theils ihrem Ursprunge nach kaiserlichen Reichsstädten nahe waren, und keine großen Territorien hatten; sie waren also nichts, wenn nicht das Reich blieb. Die fränkischen Primaten, Mainz in Germania cisrhenana, Köln in Ripuaria (nachher durch ein päpstliches Diplom in Italien), Trier in Belgica, behielten sorgfältig ihre Aemter und Würden, obgleich die Provinzen nicht mehr da waren. Auch kein fränkischer Hof war ja mehr da, und auch die weltlichen Fürsten waren mehr als Seigneurs, Ministerialien, Erzschenken und Erzbecker. Wo aber Hof existirte, auf Reichstagen, Reichsgerichten, Landversammlungen, wo es reichsfürstliche Aemter und Würden waren, erhielten sie's sorgfältig. So weit sich Deutschland im Innern von Frankreich weggebildet hatte, so genau blieb man im Urkundlichen des heiligen römischen Reichs in Francia orientali. Da lagen die ersten geistlichen Fürsten auf einer Stelle, da waren die Pfalzgrafen die ersten weltlichen Beamten

1 Pfeff. ad Vitr. I. 613. Gundling XVIII. 1. 2.
2 Strube Nebenst. I. 1. 3. V. 38. u. a.

des Kaisers vor Alters; die Wahltäge, von Mainz oder Pfalz ausgeschrieben, nahmen immer einen Ort in Ostfranken, bis sie nach Frankfurt, einer Stadt von Karl dem Großen her, bestimmt wurden; Aachen, seine Residenz und zweites Rom, ward, solange Palatium Caroli von den Normannen verbrannt war, ob palatium Caroli, Ort der Krönung. Die Insignien Karls wurden beibehalten. Wie die Pairs in Frankreich Cousins des Königs, blieben die geistlichen Kurfürsten Consanguinei, Neffen des Kaisers. Endlich kam die goldene Bulle, und was lange Gewohnheit gewesen war, machte sie mit Sonderungen und Bestimmungen zum geschriebenen Reichsgesetz. Kammergericht, Kreiseintheilung, Landfriede folgten; die Wahlcapitulation Karls V. mit den folgenden, die sie einleitete, druckte das Siegel auf die Verfassung. Der westphälische Friede kam, änderte Besitzthümer und Religion, aber Reichsverfassung und Rechte konnte er nicht ändern, sondern festdrücken, bestätigen. Und so bestehet das römische Reich, mit Ausnahme der Macht, nicht aber des Rechts, auf seinen Reichs-, Gerichts- und Wahltägen in seiner geistweltlichen, aus Frankreich geerbten, und auf seinem Boden so veränderten Gestalt noch.

Nun erforderte es eine andere Feder, zu untersuchen was jede Classe von Ständen die Zeitlänge hinab, im Einzelnen und ins Ganze des Staatskörpers gutes und böses gewirkt; was Deutschland gewonnen oder verloren daß es der alten gemischten, geistweltlichen Verfassung treu geblieben. Mich dünkt daß wenn auf der einen Seite Curialien, Langsamkeit, leeres Gezänk Folgen seyn müssen, wenn bei Theilung und Gerichtsbarkeit seiner Staaten, wo oft Würde und Ansehen mit Macht und Nachdruck so sehr in umgekehrtem Verhältniß stehet — wenn daher eine gewisse Schnelligkeit im Denken wie im Handeln, Feinheit, Leichtigkeit, Einförmigkeit in Sitten, Glanz der Cultur u. s. w. immer Hindernisse gefunden sich schnell und überall umher zu verbreiten; daß auf der andern Seite sich

so viel alte rohe Simplicität, Glückseligkeit auf seinen Rechten, politische Stärke und nicht blendender Nationalgeist erhalten, daß auch hierin Deutschland seiner Sprache gleicht. Geistlich und bürgerlich, d. h. stand- und rittermäßig, hatte diese sich in sich gebildet, bis die neuere ausländische Cultur ihr andern Anstrich gegeben. Im Einzelnen ist's mit dem Regierungssystem eben so gegangen, und auch das Ganze hat nach dem neuern Geschmack ein so altfränkisches Ansehen als die Insignien von Kaiser Karls Kleidung. Die geistlichen Stände auf Reichs- und Gerichtstagen scheinen wie große, goldne, mit Laubwerk gezierte Lehne eines alten Stuhls, dem die neuere Philosophie und Politik einen glatten Polstersitz vorziehet. Sollte es aber seyn daß eine spätere Zeit an dieser goldenen Lehne bricht, so wird ihr gewiß nicht ihr altes verblaßtes Gold, sondern ihre Schwäche schaden.

„Unsere Reichsverfassung," sagt ein gelehrter, reiffsinniger Philosoph der deutschen Geschichte, [1] „unsere Reichsverfassung wäre im Hauptwerk unverbesserlich, wenn die Reichssatzungen gebührend befolgt würden. Denn anstatt die zwischen souveränen Staaten entstehenden Streitigkeiten selten ohne großes Blutvergießen entschieden werden, so sollte man den zwischen deutschen Reichsständen sich hervorthuenden Irrungen nur durch gerechte Erkenntnisse, ohne der Länder Verderben, abhelfen, und indem die richterliche Hülfe auch den Unterthanen wider ihre Obrigkeiten angedeihet, behindert man sowohl jener despotische Unterdrückung als die landverderblichen Empörungen, welche der Mißbrauch der höchsten Gewalt vielfältig veranlasset." Und sofern hat jeder ein Verdienst der zu Bildung und Erhaltung dieser Reichsverfassung mitgeholfen.

[1] Strube Nebenst. IV. S. 83.

Schluß.

„Wir bekennen," läßt Mably die unterdrückten französischen Bischöfe reden, „daß unsere Vorfahren sich geirrt haben wenn sie geglaubt sie hätten von Gott die weltlichen Gerechtsame, die sie sich erworben und auf uns gebracht haben. Wenn uns aber gleich Gott nicht zu Richtern bestellt hat, so verbeut er's uns doch wenigstens nicht es zu seyn. Die weitläufige Competenz unserer Tribunale, und die Rechte die ihr uns jetzt streitig macht, haben wir sie nicht eben so erlangt wie alle Rechte aufgekommen sind, die der Gebrauch bestätigt und die Nation gut geheißen hat? Eure Väter, unglückliche Schlachtopfer eines barbarischen Vorurtheils, erwürgten sich, wenn sie sich Gerechtigkeit verschaffen wollten; daß sie ihr Blut schonten und zu besserer Erkenntniß kämen, haben wir sie ermahnt sich unsern friedfertigen Gerichten zu unterwerfen, die dem größten unserer Könige zum Muster der seinigen gedient haben. Glaubet immer, wir sind's zufrieden daß Interesse unsere einige Triebfeder gewesen; aber wer unter euch verdient nicht eben diesen Vorwurf? Der Besitz ist unter allen Nationen und in jeder Art von Staatsverfassung in den Augen der Menschen eine heilige Rechtsbefugniß, und muß es seyn wenn man nicht zu allen Arten von Ermächtigungen Gelegenheit geben will. Der Ursprung unseres Rechts fällt in die Zeiten da unsere Nation schon Gesetze hatte. Glaubt ihr euch berechtigt uns heut des Unsrigen zu berauben, warum sollte nicht morgen ein anderer das Eurige nehmen dürfen? Wir berufen uns auf die Verjährung, ein über die Ruhe der Nationen wachendes, der unsrigen aber desto heiligeres Gesetz, da wir Jahrhunderte lang ohne Regeln, ohne Grundsätze nur ungewisse Gebräuche gehabt haben. Richter sind einer Nation unentbehrlich, aber daran liegt ihr wenig ob aus diesem oder jenem Stande genommen werden, wenn sie nur unwandelbare Werkzeuge ihrer Gesetze sind." [1] So läßt Mably die

[1] Bem. über die Gesch. v. Erkr. B. 4. Abschn. 5.

Bischöfe seiner Nation als Richter declamiren; die unsern dürfen der Declamation nicht, weil sie nicht bloß gerechtere, sondern auch gütigere Oberhäupter gefunden, und selbst zu Landesherren gediehen sind. Ihre Rechte beruhen also mit den Rechten aller Reichsstände auf Einem heiligen Grunde, den Verträgen einer ganzen Nation, und müssen, solange diese dauert, dauern.

3.

Warum wir noch keine Geschichte der Deutschen haben?[1]

1795.

Gewiß treten Sie nicht der verachtenden Kälte bei mit der einige Stimmen Schmidts Geschichte der Deutschen in ihren letzten Theilen aufgenommen haben. Sie ist, wie man sagt, schonend geschrieben; ich wollte wissen wer in unserer Lage der Dinge, auch auf der Gegenseite, von den Zeiten Maximilians an, eine ganz unparteiische Geschichte Deutschlands zu schreiben wagte? Das eben benannte Werk indessen ist in sich selbst beständig; es ist mit großem Fleiß, nicht ohne Wahrheitsliebe und mit einem heitern ordnenden Blicke verfasset; wer's besser machen kann, mache es besser. Er schreibe eine Geschichte unserer Nation, eine Geschichte der Deutschen.

Eine Geschichte der Deutschen? Wer sind diese? Sind's die Deutschen die Tacitus beschreibet, oder die Vandalen in Afrika, die Sueven und Westgothen in Spanien, die Rügen, Herulen, Ostgothen und Longobarden in Italien, die Burgunder und Franken in Gallien, die Angeln in Britannien, oder gar die Picten in Schottland, die Scandinavier in Norden, die der Geschichtschreiber beschreiben soll? Wir schätzen alle des gelehrten Maskovs Werk,[2] aber

[1] Aus der neuen deutschen Monatschrift.

[2] Geschichte der Deutschen, Leipzig 1726—37. D. Antons Geschichte der Germanen verdient diesem Werk in vieler Absicht beigefügt zu werden.

als eine bloße Antiquität ausgewanderter Völker. Urtheilen Sie ob aus diesen Zeiten für uns viel mehr als von ihm und andern geleistet worden, zu erwarten stehet?

Sollen wir Karls des Großen und seiner unglücklichen Nachfolger Geschichte unsere Geschichte nennen? Er, der uns als Barbaren behandelte, der unsere Hauptvölker, Sachsen, Thüringer, Bayern überwältigt, der unsere alte Verfassung zerstört hat, sollte unser Geschichtsanführer werden? Möge sein Bildniß bei Kaiserwahlen umhergetragen, und auf sein Schwert und Evangelium dem Papst der Eid der Treue fernerhin gelobt werden, habe er sogar unsern Kalender ordnen wollen; er ist und bleibt ein Frankenkönig, der mit seinem ganzen Geschlecht unserm Deutschland in mehr als Einer Rücksicht von Grund aus verderblich gewesen ist.

Also Sachsen, Franken, Schwaben; das alles aber waren Familienkaiser, die in und außer Deutschland mit Horden umherzogen, Bischofthümer errichteten, Horden beschützten, und in Italien allemal so zu Schanden wurden, wie es (so sagen wenigstens die Italiener) deutschen Horden geziemte. Jedermann ehret die persönlichen Verdienste dieser Regenten, man gönnet ihnen das Glück, von Rom die Römerkrone erlangt zu haben, und wünschet nicht daß Gelimer der Vandale, Attila der Hunne, Dschingiskan und Tamerlan sie erlangt hätten; in allen diesen Heereszügen aber wo ist der Deutsche, wo ist Deutschlands Geschichte?

Allen ältern und neuern Chronikschreibern und diplomatisch-statistischen Kirchen-, Staats-, Lehn- und sonstigen Geschichtforschern bleibe ihr Werth; was von Maskov, Hahn, Bünau, Ludwig, Gundling, Gebauer, Olenschlager, Pütter und mehreren einzeln und allgemein geleistet worden, behalte sein anerkanntes Verdienst, so auch die Geschichte Kaiser Friedrichs II., Maximilians, Karls V. und was sonst im Einzelnen vortreffliches hervorgebracht worden. Bei dem allen aber wo ist die Geschichte der Deutschen?

Nicht deutscher Kaiser, nicht deutsche Fürsten und Fürstenhäuser, sondern der deutschen Nation, ihrer Verfassung, Wohlfahrt und Sprache?

Kurz, was noch nicht geschrieben ist, zeigt durch sich selbst genugsam daß es bis dahin noch nicht geschrieben werden konnte. Wenn dieß geschehen kann, wird's werden.

Indessen versuche man was man vermag, und schreibe Particulargeschichte. Möser mit seiner Osnabrückischen Geschichte ging voran; Spittler mit seiner württembergischen und hannöver'schen, andere mit der Geschichte ihrer Länder sind fortgeschritten; und vorderhand was wollen wir mehr? Bestand nicht von jeher Deutschland aus mehreren Völkern? Hat der arabische Kaisermantel ihm eine Einheit geben können die es nicht von Natur hatte, oder durch eine wirkliche, bindende und bildende Verfassung bekam?

Sodann fahre man auf diesem, dem geprüftesten Wege fort und schreibe:

1. Eine Geschichte der Nationen Deutschlands, ihrer Abkunft, Verfassung, Sitten und Sprachen.

2. Eine Geschichte der Meinungen dieser Nationen dort und dann, ohne oder mit Erfolgen; nur redlich, ganz, und so vielseitig es immer seyn kann.

3. Eine Geschichte der einzelnen und der Zusammenbeherrschung dieser Nationen. Sie ist nicht bloß die deutsche Kaisergeschichte.

4. Eine Geschichte der Stände in diesen verschiedenen Völkern, des gemeinen Mannes, der Geistlichkeit und des Adels, ohne Rücksicht auf den Gesichtskreis unserer Zeiten; treu und ganz. Der obere Stand gelte wie der untere, und allenthalben spreche nur der Mensch.

5. Eine Geschichte des deutschen Nationalgeistes.

Möser hat einige Bogen darüber geschrieben; es ward ihm widersprochen, und behauptet daß Deutschland gar keinen Nationalgeist habe. Er setzte dieser Behauptung gutmüthige patriotische Briefe entgegen, die aber wie gewöhnlich an den großen Deutschen Nemo geschrieben waren. Da nach dem Begriff der Amerikaner jeder Strom, jeder Baum, jede Wiese einen Geist hat; sollten die deutschen Eichen, die deutschen Berge und Ströme dergleichen nicht auch haben? Es werde also der deutsche Nationalgeist gegen solche Verleumdungen in Schutz genommen, und in Beispielen gezeigt daß Deutschland von jeher, unverrückt, in allen Ständen einen Nationalgeist gehabt habe, solchen noch habe und seiner Verfassung nach nothwendig auf ewige Zeiten haben werde —

Mehr als Eine Bürgerkrone verdient der Geschichtschreiber einer solchen Geschichte — einen Kranz von Eichen-, Buchen-, Fichten- und Lindenzweigen; nur — muß er ihn sich selbst flechten.

4.

Historische Zweifel über F. Nicolai's Buch von den Beschuldigungen, welche den Tempelherren gemacht worden, von ihren Geheimnissen und dem Entstehen der Freimaurergesellschaft. 1782.

Mit einigen Zusätzen.[1]

— Si quid novisti rectius istis
Candidus imperti, si non, his utere mecum.

An Herrn —

Sie werden sich wundern daß ein so unfertiger Briefsteller wie ich, Ihnen auf das mir gestern überschickte Buch so bald antwortet; aber so ist's! Wenn einem Müßigen der Federball gerade zugeflogen

[1] Deutscher Merkur d. J.

kommt, schlägt er ihn mit der Hand weiter oder fängt ihn gar auf. Ich weiß nicht welches von beiden ich thun werde; aber antworten muß ich entweder gleich, oder ich antworte nimmer. Lassen Sie uns vom Ende anfangen; denn der Anhang über das Entstehen der Freimaurergesellschaft wird Sie wahrscheinlich mehr interessiren als die oft ventilirten Beschuldigungen des längst erloschenen Tempelherrenordens; mit einigen Worten über die letzten wollen wir schließen.

Seit Lessing mir seine trefflichen Gespräche, Ernst und Falk, im Manuscript zuschickte, konnte es nicht fehlen daß ich diesen Gegenstand, der mich als einen Laien sonst schon beschäftigt hatte, abermals vornahm, und ob ich gleich seinem System von der Entstehung des Freimaurerordens nicht beistimmen konnte, durch die Unterhaltung eines so sinnreichen gelehrten Mannes auf manche Punkte aufmerksamer wurde. Die Materie ist mir also ziemlich geläufig, und ich fange, ohne fernere Vorrede, sofort an, Ihnen meine Zweifel über diesen Versuch kurz und rund zu sagen. Wenn ich den dogmatischen Ton annehme, geschieht's nicht aus Anmaßung, sondern der Kürze halben, und wie mir die Sache vorkommt. Seyen Sie die historische Akademie, der ich diesen Versuch freundschaftlichst zueigne, indem ich meinen Autor Schritt vor Schritt begleite.

1. Lessing leitet Masonei von Tisch (Mase) her, und erklärt's durch eine geschlossene Tischgesellschaft. Mas (Mias, Miase) heißt allerdings Tisch, und das Gimazze, Tischgesell, kommt davon her. In solchen Sachen, dünkt mich, kann man sich auf Lessing verlassen. Frisch in seinem sehr bekannten Wörterbuch [1] führt noch aus Kaisersberg das Wort Masgenossen für Tischgenossen an, und das Wort Maça, Geselle, stammt wirklich davon her. Beim Agricola heißt die Versammlung der Ritter oder die Tafelrunde Messenei, und ich erinnere mich das Wort

[1] S. 647. Siehe auch Schilter Glossar. Teuton. p. 576. 584. 585.

öfter gelesen zu haben. Es ist auch der deutschen Sprache völlig analog, wie das Wort Mascopei u. a. beweisen. Ich bin aber weit entfernt den Ursprung der Freimaurer mit Lessing hievon herzuleiten; hier ist bloß von der Abstammung eines ähnlichen Lauts die Rede.

2. Gegentheils kann es gar nicht seyn daß diese Massonei von **Massue** (**Clava**, **eine** Keule) herkommt, als ob's **societas clavata** wäre; [1] woher unser Autor sogar das Wort **Club** herleitet. Club kommt her entweder von kleiben, zusammen rufen (angelsächsisch **clypian**), oder besser von kleiben, umfassen (angelsächsisch **clyppan**).[2] Wir haben noch in unserer Sprache den Ausdruck wohlbekleiben, d. i. genau zusammenbleiben, so wie das eigentliche Wort Klubbe oder Kluppe. Wir sagen noch, jemand in die Klubbe nehmen, d. i. ins Enge bringen u. s. Doch wozu mehrere solcher Wortforschungen, auf die es hier gar nicht ankommt? Freimaurerei hat weder von Tisch noch Prügel den Namen, sondern von Frei- und Maurerei, wie das Wort sagt. **Free-Mason**, **Franc-Maçon** ist der Name, und das deutsche Wort ist bloß übersetzt.

3. Noch weniger trifft's dahin daß Kirchen der Tempelherren **de la Mason** geheißen haben. [3] Das Wort **Mason**, **Maison**, Haus, war in der mittlern Zeit oft und in mannichfaltigem Gebrauche, wie die Veränderung desselben in **masagium**, **massagium**, **Masucagium**, **masata**, **mansura**, **mansio**, **mansionarius** u. s. zeigen. [4] Noch brauchen wir's häufig bei adlichen, geistlichen, ritterlichen Familienbesitzthümern, und das deutsche Haus z. E., d. i. das Haus des deutschen Ordens, Prinz des Hauses, Recht des Hauses, sind jedermann bekannt. Es gab also wirklich eine Zeit

[1] Nicolai S. 157.
[2] S. Wachters **Glossar.** S. 846.
[3] Nicolai S. 158.
[4] S. du Fresne **Glossar. med. latinit.**

wo in gewissen Gegenden der Tempelherren Residenzen vorzüglich das Haus genannt werden konnten; und der Name blieb, wie immer solche Namen bleiben. — Also näher zur Sache. Der Verfasser findet es für gut auf die Rosenkreuzer zurückzugehen; Schade aber daß ich mich auch über den Ursprung dieser Gesellschaft, die übrigens mit den Freimaurern gar nicht zusammenhängt, noch viel weniger mit ihnen eins ist, in keinem einzigen Punkt genau und ganz begegnen kann; denn

4. Es ist ganz unbewiesen daß Valentin Andreä je eine Gesellschaft der Rosenkreuzer habe stiften wollen, oder etwas der Art im Sinne gehabt habe. Er fand eine zahlreiche Gesellschaft, ja vielerlei Secten und Gährungen vor sich, die er mit seinen paar Schriftchen theils zum besten haben, theils von ihren Träumen abbringen wollte. Ich will jedes Wort das ich gesagt habe beweisen.

Andreä selbst sagt in seiner geschriebenen Lebensbeschreibung, die ich mit einer Zuschrift und Randglossen seiner eignen Hand aus der wolfenbüttel'schen Bibliothek gehabt habe: jam a secundo et tertio post millesimum sexcentesimum coeperam aliquid exercendi ingenii ergo pangere, cujus facile prima fuere Esther et Hyacinthus Comoediae, ad aemulationem Anglicorum histrionum juvenili ausu factae, e quibus posterior, quae mihi reliqua est, pro aetate non displicet. Secuta sunt Veneris detestatio et Lacrymae, tribus dialogis satis prolixis, quae invito me perierunt. Superfuerunt e contra *nuptiae Chymicae, cum monstrorum foecundo foetu ludibrium,* quod mireris a nonnullis aestimatum et subtili indagine explicatum, plane futile et quod inanitatem curiosorum prodat. Atque haec scriptionum praeludia fuere, quibus illam variae lectionis ingurgitationem exoneravi. — Also war seine chymische Hochzeit bloß ein ludibrium, damit er die zahlreichen monstra seiner Zeit durchzog; er sieht's selbst als eine

Komödie oder Roman an, mit dem er sich seiner übermäßig gesammelten Lectür habe entledigen wollen. Und wahrlich, das ist das Buch, jedem der's uneingenommen lieset. Andreä hatte Dichter, Historiker, Philosophen, Theologen, Chymisten u. s. gelesen; er hatte ungeheuer viel gelesen, wie man aus allen seinen Schriftchen siehet. Er war ein feiner Kopf voll Einkleidung und Dichtung, wie er denn beinahe nichts ohne Fiction schreiben konnte (auch dieß zeigen alle seine Schriften). Jetzt war er 21 (nicht 28) Jahr alt, da er den wirklich schönen Roman die chymische Hochzeit schrieb; und sein eigenes Bekenntniß, sowie auch der ganze Inhalt und Ton der Schrift, zeigen durchaus daß die ersten weitaussehenden Absichten ihm ganz fremde gewesen, die ihm der Verfasser des Anhangs zuschreibt. Er fand eine ungeheure Secte vor sich, hatte sich auch an ihren Büchern vollgestopft, und wollte — sich erlustigen, oder sie etwa bessern und von Thorheiten zurückführen; nicht aber brütete er, auch nur mit Einem Gedanken, die Secte aus.

Und welches war die Secte, foecundus foetus monstrorum, die er vor sich fand, und die ihm zum ludibrio diente? Das weiß jedermann aus der Geschichte des Jahrhunderts: es waren die Paracelsisten, Weigelianer, Alchymisten u. s., die vom Jahrhundert der Reformation her Deutschland überschwemmten, und um so stärkern Anhang hatten, je mehr sie gedrückt und verfolgt wurden. Die Theologen haßten sie als Ketzer, die Aerzte als Marktschreier, die Schulphilosophen als Schwärmer; der große Haufe indeß traute ihnen Wunderdinge zu, weil sie sich in das Kleid der Einfalt, Frömmigkeit, Demuth, oft willkürlicher Armuth und einer Bereitwilligkeit allen zu dienen einhüllten, auch wirklich, wie unläugbar ist, vieles Gute hatten. Man weiß daß Arndt (den Andreä sehr hoch hielt und um deßwillen er viel leiden mußte) aus Weigels Schriften manches in sein wahres Christenthum einrückte, und so, wie überhaupt die Extreme immer neben einander sind, konnte es

nicht fehlen daß, da in der Theologie der elendeste Streitton, in der Philosophie der leereste Wortkram herrschte, sich die denkenden Köpfe und fühlenden Gemüther auf die Gegenseite zusammenrotteten, und auch da bei so lockenden und schlüpfrigen Abwegen sich zu weit verloren. Chymie, Alchymie, Mystik, Traumdeuterei, Astrologie waren im höchsten Ansehen, und es konnte nicht anders seyn als — wie es ja auch jetzt wieder zu werden anfängt — daß mancherlei Betrug und Wahn dahinter seine Zuflucht suchte. Beiden Extremen ging also der vortreffliche Andreä in allen seinen Schriften zu Leibe; der leeren Wortklauberei wie der Geistsucherei (wenn mir das Wort erlaubt ist), der herrschenden Streitbegier wie dem Betruge der im Finstern schleichet. Meistens that er's spielend; aber sein Spiel war voll Ernst, voll Scharfsinn, voll Güte des Herzens und umfassender Aussicht. Solch ein Spiel war auch seine **Fama Fraternitatis**, [1] nebst der allgemeinen und Generalreformation der ganzen weiten Welt, darin er die Geschichte von einem Christian Rosenkreuz, der schon in seiner chymischen Hochzeit erschienen war, weiter dichtete, sie mit Reisen, Wunderzügen, Regeln und Confession einer geheimen Gesellschaft ausschmückte, wie sie das Zeitalter liebte und in hundert ähnlichen Träumen im Ernst glaubte. [2]

5. Aber wie kam er zum Namen Rosenkreuz? Existirte der Name schon als Secte? oder ist er, wie unser Verfasser sagt, „allego-

[1] Die **Fama Fraternitatis** ist wirklich 1615 gedruckt; sie war aber viel früher schon im Manuscript umhergegangen. Denn Haselmeier in Tyrol hatte sie schon, wie er selbst sagt, 1610 gelesen, und beantwortete sie 1612 schon mit einem gedruckten Schreiben, das sich anhebt: „wie Geringfügige von der Theophrastischen verworfnen Schul und tyrolischen Mineralgebirg wünschen." Es erhellet also, bei welcher Gattung Leuten die Andreäischen Schriftchen anschlugen.

[2] Man s. hierüber noch weitere Erläuterungen des Verfassers in seiner Vorrede zu Sonntags Uebersetzung von Andreä's Dichtungen 1786. (Im **XIII.** Band der Werke zur schönen Literatur und Kunst.) H.

risch, daß das Kreuz die Heiligkeit, Rosen die Verschwiegenheit der Gesellschaft andeuten sollten? Daher kommen," fährt er fort, „die drei Rosen auf den Schürzen der Freimaurer u. s." [1] Nichts von allem! Daß Kreuz und Rosen bei Alchymisten und Theosophen lange sehr beliebte Zeichen gewesen, ist bekannt; daß der Name Ritter vom Rosenkreuz schön klingt, sagt uns das Ohr; bei Andreä kam aber eine andere simple Ursache, halb Spaß, halb Ernst hinzu, warum er in der chymischen Hochzeit seinem irrenden Ritter, der im Grunde er selbst ist, diesen Namen wählte — nämlich — erschrecken Sie nicht — das Kreuz und vier Rosen waren sein Familienpettschaft; er konnte und mußte sich also im eigentlichen Verstande Ritter von Rosenkreuz nennen. Schon sein Großvater, der berühmte Jakob Andreä, [2] hatte es, und da dieser eines Schmieds Sohn war, und das Geschlecht zuerst heraufbrachte, so hatte er's, als ein eifriger Lutheraner und Mitverfasser der **Formulae Concordiae**, wahrscheinlich aus Luthers Pettschaft mit dem bekannten Vers:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht,

gewählt. Andreä spielt in seinen Schriften oft darauf an, und findet unter dem Kreuz die wahren Rosen, d. i. Weisheit, Freude und Ruhe der Seele, doch ohne theosophische Grillen und mystische Gaukeleien — —

Die Theophrasten nahmen das Ding anders; denen kam der Name, die Fiction von Christian Rosenkreuz aus Fez und Da-

[1] S. 71.

[2] S. **Fama Andreana reflorescens, curante Jo. Val. Andreae 1630**, bei den Bildnissen der Familie. Der Sohn unsers Valent. Andreä nannte seine beiden Töchter **Augustana confessio**, die andere **Formula concordiae**, woraus man den Geist der Zeit abnehmen kann, wenn man ihn nicht sonst schon aus hundert Denkmalen wüßte.

maskus, die chymische Hochzeit und geheime Fraternität recht, Jeder knüpfte dran oder sog daraus was er wollte; dem Kinde war ein neuer Name gegeben, und das hatte man erwartet. Es ist unglaublich wie viel Schriften und Schriftchen in den Jahren 1614—1619 über die Fraternität herausgekommen, und wie schnell manche wieder gedruckt sind. Ich kann Ihnen, da der Autor 2 anführt, gegen 50 anführen, die ich alle vor mir habe; die größern Werke von Fludd, Maier u. a. noch ungerechnet. Was unser Verfasser davon anführt, ist sehr unvollständig; es ist aber auch kaum der Rede werth, in langen Titeln der Art vollständig zu seyn, wenn man nicht den Zweck hat eine charakteristische Geschichte dieser Secten zu schreiben, welches jetzt meine Absicht nicht ist. — Genug! Andreä sah bald was sein Spaß für ernstliche Verwirrung in den Köpfen dieser Leute machte, und that was er konnte seine Absicht deutlicher zu erklären. Er schrieb seine *Turris Babel,* seine *Institutio magica pro curiosis,* seine *Invitatio ad fraternitatem Christi* — und was soll ich alle seine Schriftchen anführen? denn in jeder kommt etwas dieser Art vor. Ich wünschte daß der Ungenannte, der im deutschen Museum und sonst einige Gedichte, Parabeln und Gespräche von ihm bekannt gemacht, und ein Denkmal desselben aus seinen Schriften für unsere Zeit versprochen hat, sein Wort bald erfüllte. Es ist ein ungemein scharfsinniger, die Welt kennender, dichterischer, lieblicher Geist in seinen Fictionen, und viele derselben hat unsere Zeit hochnöthig — — Schon das ist ein Zeichen von der wunderbaren Ueberlegenheit dieses Mannes über sein Zeitalter daß ein jugendlicher Scherz, eine geistliche Kurzweil, wie er's nannte, in ein paar Bogen von ihm, gedruckt und ungedruckt, so viel Bewegung machte. Nicht jedermann gelingt's einer so zahlreichen und unter sich selbst so verschiednen Secte, ja einem Nest von Secten, in den cultivirtesten

Ländern auf einmal einen Namen zu geben durch — einen Spaß seines Pettschafts.[1]

6. Dagegen aber ist's völlig unerweisbar „daß Andreä mit seiner Fama und Reformation der ganzen Welt, dem Baco zu seiner *Instauratio magna*, wo nicht die erste Idee, doch einen Antrieb mehr gegeben habe," wie unser Autor vorgibt. Wer die Schriften Baco's und die Fraternität gelesen, wird sich wundern wie die beiden Sachen zusammen kommen: hier Scherz, dort der gründlichste Ernst, der aus des englischen Weltweisen ganzer Seele herausgeht, und, wie offenbar zu sehen, sein Nervensaft, das Werk seines Lebens und Daseyns ist. Alle seine Schriften greifen so sehr in einander, er wiederholt seine besten Gedanken so oft und auf so originale Weise, daß man sieht sie sind aus seinem Herzen erwachsen, in seiner Brust genähret. Zumal die Instauratio magna scientiarum, was hätte sie mit dieser allgemeinen Reformation im Munde eines Rosenkreuzers gemein? Auch den Titel nicht einmal, denn dieser lag in der Sache, im Inhalt des Werks selbst; und wie große Titel hatten Lullus und die Scholastiker schon gebrauchet! — Die Einkleidung seiner Atlantis (so heißt das Buch, nicht Atalantis, wie hier immer gedruckt ist) dürfte nicht die mindeste Beziehung auf Andreä oder die Rosenkreuzer haben. Es ist ein Roman, wie es damals ja mehrere gab, wovon

[1] Mehr als das Angezeigte und Erwiesene hat Andreä nie mit den Rosenkreuzern zu thun gehabt, auch nicht zu thun haben wollen. Da er in Worten und Schriften zur Fraternität des Christenthums rief, that er's auch im Werk, und stiftete 1620 eine societatem christianam, die er in seinem Leben selbst beschreibt; es war eine Gesellschaft der Wohlthätigkeit und Milde, die viel gutes gewirkt hat. In seinem Leben sagt er, wenn er auf diese Schriftchen kommt: Successit demum post unam alteramque ad fraternitatem Christian. invitationem *ludibrio illo Rosencruciano oppositam*, ille plenus invidia Menippus etc. So sah er also die Sache fortgehend an; auch in seinem Theophilo sind starke Stellen gegen die Rosenkreuzer.

ich des Morus Utopien, Knights Mundus alter et idem, des Campanella Civitas Solis allein anführe, und aus Büchern, die dem Baco gewiß näher waren, viel mehr anführen könnte. Jedermann weiß wie der Geschmack an wunderbaren Ländern und Reisen damals herrschte; nicht in England allein, wo unter der Königin Elisabeth Virginien entdeckt ward, und unter Jakob der Ritter Raleigh ja das Goldland entdecken wollte, sondern beinahe in allen Ländern Europens. Reisebeschreibungen kamen häufig heraus, erdichtete und wahre; wie in den dunkeln Zeiten die Pilgrimschaften das beliebte Vehiculum geistlicher Romane gewesen waren, so wurden es jetzt Entdeckungen, Schifffahrten, Reisen. Baco fand also die platonische Atlantis wieder, und kramte seine gelehrten Ideen auf derselben aus, wie Sidney sein Arkadien schrieb, und nach der Zeit so viele Utopien, glückliche Inseln u. dergl. geschrieben wurden. Unserm Philosophen war die Einkleidnng und Dichtung des Ganzen überhaupt das kleinste; in ihnen geht der Philosoph oft mit dem Dichter durch. — Kurz die Atlantis hat mit den Dichtungen der Rosenkreuzer im wesentlichen und ganzen nichts gemein; der weiße Turban und das rothe Kreuz auf demselben, die einmal als Zierat vorkommen, sind Zierat im Geschmack der damaligen Zeit, wo ausländische und Riterideen sich mischten. — Endlich wie können doch Rosenkreuzer zu Bacons Instauratio magna auch nur Anlaß, geschweige die erste Idee gegeben haben? Baco war 1561 geboren;[1] schon in seiner Jugend bezeigte er einen Ekel am Aristoteles; 1586 schrieb er schon seinen Temporis partum maximum, welcher Name weit mehr als Instauratio magna sagen wollte, und den Vorriß seines großen Baues der Wissenschaften enthielt, wie er nach 40 Jahren selbst sagt; 1605 kam sein Buch vom Wachsthum der Wissenschaften heraus, an dem er von Jugend auf gearbeitet hatte,

[1] S. Baco's sehr vollständige Lebensbeschreibung in der Britt. Biographie, Th. 1. S. 301, deutsche Ausgabe.

und die gefärbte Dunstwolke der Rosenkreuzer entstand 1614, 15, also 10 Jahre, und nach dem ersten Werk, das auch Gruter gesehen hat, beinah 30 Jahr später. —

7. Ebenso unbewiesen ist's, daß Baco's Schriften, zumal seine Atlantis, mittelbar oder unmittelbar zu Errichtung einer Gesellschaft esoterischer Wissenschaften, in der man die Geheimnisse der Rosenkreuzer geschwinder zu erfahren hoffte, Anlaß gegeben, und daß diese 1646 errichtete Gesellschaft der Orden der Freimaurer gewesen oder geworden sey.[1] — Ohne Zweifel werden Sie, mein Freund, hier am aufmerksamsten werden; und ich selbst bin es, denn alles vorige gehört bewiesenermaßen nicht hieher. Dieser Punkt muß also strenge dargethan werden, wenn in der Hypothese des Verfassers vom Entstehen des Freimaurerordens etwas bewiesen seyn soll. Gerade aber er ist nicht bloß unbewiesen, sondern völlig geschichtswidrig.

Daß Baco zur Errichtung der Societät der Wissenschaften in London Anlaß gegeben, ist bekannt; es ist aber auch Fabel daß er dieß vorzüglich durch seine Atlantis gethan habe. Sein König Salomona in Ben Salem (Jakob I.) führte von seinem Entwurf nichts aus, und der Sohn desselben mit dem Palmzweig (Karl I.) konnte davon nichts ausführen. Einzelne Gelehrte versammelten sich; und es wäre schlimm wenn diese sich der Einkleidung der Atlantis wegen versammelt hätten, zu der sie in den damaligen verwirrten Zeiten so wenig Aussicht vor sich sahen; sie thaten's aus Liebe zu den Wissenschaften und der neuen Methode selbst, die Baco in seinen größern Schriften so nachdrücklich empfohlen hatte. Eben weil sie sahen daß der Traum der Atlantis hin war, oder daß man noch lange darauf warten müßte, griffen sie das Werk ganz romanlos an, wie Sprats Geschichte der Societät deutlich saget.

[1] Nicolai, S. 183—193.

Nun aber ist's ganz unbewiesen daß sich dieser exoterischen Gesellschaft entgegen eine esoterische zusammengethan habe, und daß dieß das Entstehen der Freimaurergesellschaft gewesen, die Aschmole so nach 1646 errichtet habe. Wer war begieriger als ich, von dieser unerhörten Sache den Beweis [1] aufzuschlagen? und wer war erstaunter als ich, da ich ihn aufschlug? Gerade das entschiedenste Gegentheil enthält die Stelle von dem was der Verfasser sagt, und ich begreife die Citation noch im geringsten nicht. So heißt die Stelle: „Den 16 Oct. 1646 wurde Aschmole zu einem Mitbruder der alten und ehrwürdigen Gesellschaft der Freimaurer erwählt, welches er für einen sehr vorzüglichen Charakter ansah. Er hat uns daher von der Loge, welche zu Warrington in Lancashire angelegt worden, eine sehr umständliche Nachricht ertheilt; und in einigen seiner Handschriften sind sehr schätzbare Sammlungen befindlich, welche die Geschichte der Freimaurer betreffen." Also war die Gesellschaft der Freimaurer schon eine alte, ehrwürdige Gesellschaft da Aschmole in sie trat, eine Gesellschaft, deren Alterthum er als Alterthumsforscher zum Gegenstand seiner Untersuchungen machte. Und Aschmole hätte sie errichtet? Sie hätte zu Warrington eine Zusammenkunft gehalten, aber zu London zuerst ihre Consistenz bekommen? Ich fordre Sie auf, mein Freund, mir in Schriften alter und neuer Zeit eine unstatthaftere Citation zu zeigen.

Und die weitläuftige Note [2] der Lebensbeschreibung setzt ja den Umstand dieser Aufnahme und der Untersuchungen Aschmole's über das Alterthum der Gesellschaft in ein vielleicht nur zu helles Licht. Es wird die Quelle angeführt woher der Lebensbeschreiber den Umstand hat: es sind Briefe die Dr. Knipe dem Verfasser mitgetheilt, in denen folgendes die Stelle ist aus der jene Relation floß: „In

[1] Biogr. Britann. Th. 4. Der Uebers. S. 740.

[2] Note E. S. 740.

Ansehung der alten Gesellschaft der Freimaurer, von welcher ihr so viel zu wissen begierig seyd als man mit Gewißheit wissen kann, will ich euch bloß so viel melden daß dafern unser würdiger Bruder E. Aschmole seinen gehabten Vorsatz zu Stande gebracht hätte, unsere Brüderschaft ihm eben so viel zu verdanken gehabt haben würde als die Brüder von dem hochansehnlichen Orden des Hosenbandes." (Aschmole schrieb nämlich eine Geschichte desselben in Folio, deren Titel ich unten anführe.[1] „Ihr habt nicht Ursache euch diesen Ausdruck befremden zu lassen, oder denselben für gar zu vermessen zu halten. Die Oberhäupter dieses Ordens haben es nicht für schimpflich gehalten unsere Mitbrüder zu seyn; und es hat Zeiten gegeben, da sogar Kaiser Freimaurer gewesen sind." (Hier folgt der Umstand den Hr. N. anführt, daß die Bulle unter der Regierung Heinrichs **III** nicht die Freimaurer, sondern die Maurer angehe; er hat sie mitten aus der Erzählung, die gegen ihn ist, herauszureißen für recht gefunden; ich wiederhole sie also nicht. Der Briefsteller fährt fort:) „In Ansehung der Zeit und der Art und Weise dieser Anordnung (des Freimaurerordens) will ich etwas aus diesen Sammlungen (nämlich des E. Aschmole) erzählen. St. Alban, der erste Märtyrer von England, hat das Maurerhandwerk allhier eingeführt, und von seiner Zeit hat dasselbe, wie es der Lauf der Welt mit sich gebracht hat, bald mehr, bald weniger geblühet, bis auf die Zeiten des Königs Adelstan herab." — — Erlauben Sie daß ich nicht weiter fortfahre. Der Alterthumsforscher Aschmole gefällt mir so wenig als Aschmole der Astrolog und Adept. Er führt den Orden durch die normännischen Fürsten bis auf seine Zeiten hinunter; das merkwürdigste dabei ist daß er eine Parlamentsacte Heinrichs **VI** gegen die Freimaurer anführt, die ihnen Capitel und Logen zu halten verbeut, und nachher, heißt es,

[1] The Institutions, Laws and Ceremonies of the most noble Order of the garder by Elias Ashmole. Esq. Lond. 1672 fol.

aufgehoben wurde. Ich wäre diese Acte, die in Ferdin. Pultons Collect. of Statutes Henr. VI cap. I stehen soll, zu lesen begierig. Uebrigens gesteht der Verfasser dieser Nachricht daß „weil diese Gesellschaft so alt ist, daß sie beinah höher hinaufsteigt als die Urkunden reichen, so sey es kein Wunder daß die Geschichte derselben mit Fabeln vermischt sey u. f." Gnug für uns daß Aschmole diese Gesellschaft 1646 nicht gestiftet, sondern als einen Gegenstand des grauen Alterthums betrachtet und sogar bis auf St. Alban zurückgeführt habe. Noch beschreibt Aschmole selbst eine Loge, der er 1682 um 5 Uhr Nachmittags in der Maurerhalle in London beigewohnet, in der er der älteste gewesen, indem seit seiner Aufnahme 35 Jahr verflossen waren. Er nennt die Mitglieder und sagt: „wir wurden alle in dem Weinhause des halben Monds in Cheapside mit einer schönen Mahlzeit bewirthet, welche auf Kosten der neuaufgenommenen Freimaurer zugerichtet worden." Das waren also die esoterischen Wissenschaften, die, nach der Meinung unsers Verfassers, die von Aschmole 1646 aufgerichtete Gesellschaft der Fr. M. trieb! Und dieß ist der Grund seines ganzen Gebäudes! Wie werden Folgen, die Sparren und Latten des Gebäudes seyn! Doch ich habe mich müde geschrieben; leben Sie wohl. [1]

[1] Zwei Zusätze des Verfassers:

1) Rosenkreuzer.

Kaum scheinen zwei Symbole weiter auseinander zu liegen als das Kreuz und die Rose; diese ein Sinnbild der Freude und des Vergnügens, der Jugend und Schönheit, der Lust und Liebe; jenes ein Symbol des Schmerzes und der Schmach, der Geduld und gänzlichen Unterwerfung. Indessen hat die menschliche Phantasie, durch das Christenthum begeistert, auch sie zu vereinigen gewußt; am Fuß und auf der Dornenkrone des Kreuzes entsprangen Rosen. Der Rosenkranz in den mittlern Zeiten und so manche Brüderschaften desselben zierten sich mit diesen Symbolen; der Mystik war sie sehr willkommen, da sie Lust und Schmerz, Liebe und Geduld, Schmach und Ehre in den höchsten Extremen paarte. Die Vereinigung dieser Symbole muß man also nicht als eine Erfindung dieses und

Zweiter Brief.

Sie glauben doch nicht daß ich mir aus dem Hrn. Aschmole, Astrolog und Antiquarius des Ordens der Freimaurer, so viel mache?

jenes betrachten; Kreuz und Rose sprechen sich selbst aus, und die Brüderschaften des Rosenkranzes, nebst vielen geistlichen Devisen und Emblemen bereiteten genugsam zu einer Gesellschaft vor die sich Rosenkreuzer nannte. Es durfte nur eine Anregung solcher Art, als Joh. Valentin Andreä's fama fraternitatis und eines Christian Rosenkreuz erdichtetes Daseyn, um den lieblichen Namen aufzufangen, und eine schon vorhandene zerstreute Schaar fahrender Ritter mit diesem doppelten Symbol zu bezeichnen. Das Kreuz genommen hatten so viele Wallfahrer nach dem heiligen Grabe; Kriegsheere, ja alle Christenkinder und Heiligthümer wurden damit bezeichnet; warum sollte man nicht dem Kreuz die Rose zufügen, um nach eines Christian Rosenkreuz Grabe im Geist zu wallfahrten? Waren doch in seinem erdichteten Leben sowohl als im Bekenntniß der Brüderschaft alle geheimen Wünsche der Menschen, nach Vollkommenheit, Brüderlichkeit, langem Leben, dem Stein der Weisen, einer allgemeinen Reformation der Welt u. f. vereinet. Allenthalben also, sobald die fama fraternitatis erklang, suchte man diese geheime Gesellschaft, glaubte sie sich nahe, ja sich in ihr; denn allerdings sollten, nach ihres Dichters Wunsch, alle erlesenen Menschen zu ihr gehören.

Einige Ursachen beförderten im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die gefällige Annahme dieses Wahnes. Im Jahrhundert der Reformation waren so viel Secten stürmend ausgebrochen, die alle mit dem Ausgange einer Reformation, die das Ganze der Welt nicht hatte verbessern können, unzufrieden waren; sie wollten weiter hinaus, die Wiedertäufer, die Weigelianer, die Schwärmer. Größtentheils war ihre Gährung vorüber; und um den Wunsch nicht ganz aufzugeben, war es jetzt ein angenehmer Traum sich diese zerstreute, verborgne Brüderschaft im stillen aufs allgemeine und größeste Gute wirkend zu denken. Von Worten und Waffen schritt sie gleichsam zur stillen That. Noch willkommner ward ihr Wunsch dadurch daß man die Zeiten ahnte die kommen würden, und die man schon auf dem Herzen fühlte. Der böse dreißigjährige Krieg war im Anzuge; es war die schwüle Stille vorm Ungewitter, da jedes erfrischende Lüftchen wohl thut. Die streitenden Theologen endlich, die im Kampf gegen ihre ehemaligen Feinde zu große Sieger worden waren als daß sie nicht auch den kleinsten Ruf von einem neuen Feinde beachten müßten, sie gaben der Fama ein

Ich kann's indessen nicht läugnen daß ich seine Sammlungen über die Geschichte desselben, oder sein Leben von ihm selbst geschrieben, sehen möchte. Was der Verf. seiner Lebensbeschreibung hievon an-

Gewicht das sie nicht hatte, und breiteten sie dadurch aus. Daher daß der Erfinder dieser Dichtung, Andreä, in spätern Jahren sie selbst zurückwünschte, da er ihren Mißverstand und Mißbrauch sah; es kamen Zeiten da man sich wesentlicher und wahrer zusammenthun mußte als durch Dichtungen solcher Art, die in der Luft schwebten. Der Freund der Nothleidenden, Andreä, stiftete auch diese reellere Gesellschaft.

Wie gern lebt das Publicum im Wahne! Was zu unserer Zeit die geheimen Jesuiten, waren damals die Rosenkreuzer; allenthalben und nirgend. Sehe man auf die „gute Einfalt unserer Vorfahren, die Broschüren solcher Art glauben konnte," nicht so verachtend herab; wie erbärmlichen Wahnschriften hat man zu unserer Zeit nicht geglaubet!

Was die Rosenkreuzer herunterbrachte, war der hellere Aufgang der Künste und Wissenschaften selbst. Hermetische Aerzte, Paracelsisten, Goldmacher, Lebensessenzbereiter, müßige Köpfe die nach einem Bilde der Vollkommenheit strebten, Mystiker, halbgelehrte Schwätzer und Pansophen hatten sich an den süßen Namen gehalten; je mehr die wahren Wissenschaften, Naturkunde, Chemie, Arzneikunst, je mehr wahrhaft gelehrte Akademien und Gesellschaften in Gang kamen, desto mehr fiel das Ansehen der Alchymisten und Rosenkreuzer. Vor einer Societät der Wissenschaften in London konnte Robert Fludd nicht bestehen; Leibnitz und Jakob Böhm paaren sich ungleich. Nicht eben das vortheilhafteste Zeichen ist's also für den Ruhm unserer Zeit wenn wir wieder rückwärts gehen, und nach Christian Rosenkreuz Grabe wallfahrten. Als Dämmerung waren jene Bestrebungen zu ihrer Zeit gut, heilsam, nothwendig; es haben sich in ihnen große Seelenkräfte geäußert; wer wird aber immer dämmern und träumen wollen wenn die Sonne hoch am Firmament steht?

Irrig ist's also auch ganz und gar wenn man Freimaurer und Rosenkreuzer für eins hält, und das Erscheinen jener in der literarischen Welt von Andreä's Fama an datiret. Von Freimaurern wußte wahrscheinlich Andreä nichts, die auch einen ganz andern Ursprung, andere Namen, eine andere Tendenz und Verfassung haben. Daß sich zu jeder Zeit hie und dort Rosenkreuzer zu ihnen thaten, wohl gar ihr Werk und Wesen in jene Gesellschaft brachten, ist bekannt, auch aus der Natur geheimer Gesellschaften erklärlich. — —

führt, ist eine Nachricht durch einen dritten, dazu eine so späte und beinahe anonyme Nachricht. Ich führte sie nur an weil Herr N. sein Entstehen der Freimaurergesellschaft darauf gründet, und lasse dabei die ältere Geschichte des Ordens ganz an ihren Ort gestellt seyn.

Wir blieben neulich dabei stehen daß der Orden, besage des angeführten Citatum, nicht von Elias Aschmole 1646 gestiftet sey.[1] Lassen Sie uns jetzt sehen,

[1] 2) Note aus der Handschrift des Verfassers:
Von Elias Aschmole noch ein Wort. In meinem ersten Briefe citirte ich die Stelle aus seinem Leben, wie ich sie in der brittischen Biographie fand, und sie der ehrwürdige Dr. Knipe commentiret. Sie sagte nicht was sie für Hrn. N. sagen sollte, ja sie sagte wider ihn aus, und das war zur Sache gnug. Seitdem ich Aschmole's Geschichte des Ordens vom Hosenbande gelesen, muß ich dazu setzen daß mir die ganze Stelle verdächtig vorkommt, wenigstens ist's gewiß falsch was Dr. Knipe vom Alter des Freimaurerordens über sie ausgießt. Aschmole fängt sein gelehrtes und fleißiges Werk mit einer Abhandlung vom Ritterthum überhaupt an, und geht alle Orden durch die ihm in der Welt bekannt sind, so daß er die Ritter des Königs Montezuma in Mexico nicht ausschließt; von der Freimaurergesellschaft kein Wort. Also ist's Wind, wenn Knipe sie dem hochansehnlichen Orden des Hosenbandes gleich schätzt, und den Elias Aschmole auch über sie eine Geschichte schreiben läßt die von St. Alban anfangt. Lesen Sie Aschmole's Geschichte, und die Lüge wird Ihnen nur zu plump vorkommen; einem Geschichtschreiber, wie Aschmole, konnte solche Deduction auch nicht träumend in den Sinn gekommen seyn. Ja da dieses sein Buch, in dem er alle Orden und Gesellschaften durchgeht, 1672 herausgekommen, und er 1646 in die alte und ehrwürdige Gesellschaft der Freimaurer aufgenommen seyn soll, der er mit keiner Sylbe erwähnet — was ist wahrscheinlicher als daß die ganze Stelle in seinem Leben die von der Freimaurerei redet, auch zu dem Staube gehört den Lessing in seinem Ernst und Falk den Blinzenden aus den Augen wischen wollte. Aschmole's Leben kam 1717 heraus, da die Forgeries dieser Art schon völlig im Lauf waren — — Wenigstens behält Lessing immer Recht daß vor dem Anfange dieses Jahrhunderts in keinem gedruckten Buche von der Freimaurerei Meldung geschehen, denn Aschmole's Leben ist 1717 gedruckt worden. Die Stelle mag übrigens ächt

8. daß er nicht zu den esoterischen Rosenkreuzerwissenschaften gestiftet seyn dürfe, deren Genealogie und Indicien der Verf. anführt.[1] Als Laie kann ich nur aus gedruckten Büchern reden, aber aus eben den gedruckten Büchern aus denen der Verf. des Versuchs folgert.

Er hält's für die Absicht der Gesellschaft „im eigentlichsten Verstande das Salomonische Haus zu bauen, welches die neue Atlantis beschrieben hatte. Auch sollte es so unbekannt bleiben wie die Insel Bensalem war, das heißt, die Kenntniß der Natur der Dinge sollte in dieser Gesellschaft esoterisch gelehrt werden. Die Stifter dieser Gesellschaft stellten ihre Absicht bildlich vor. Zuerst bildeten sie die alten Säulen des Hermes ab, aus deren geheiligten Nachrichten Jamblichus alle Zweifel Porphyrs beantwortete. Darauf stieg man auf sieben Stufen zu einem **Exchequer** oder viereckig getheilten Boden, die höhere Kenntniß anzudeuten; und darauf kamen die Sinnbilder der Schöpfung oder des Werks der sechs Tage, welche der Gegenstand des Salomonischen Hauses seyn sollten. Es waren eben dieselben die auf dem **Fig. I** abgebildeten alten geschnittenen Stein befindlich sind u. f." — Am Stein ist nichts; er ist eine sehr gewöhnliche gnostische Abraxe. Lassen Sie uns sehen was an der gegebenen Deduction sey.

Zuerst: Was hat diese Gesellschaft mit dem Salomonischen Hause zu thun? Ich erinnere mich von Salomons Tempel reden gehört zu haben, und von den beiden Säulen, Jachin und Boas. Standen diese aber an Salomons Hause? Setzt sie die Atlantis dahin? Der Unterschied ist auffallend und schneidend.

oder unächt seyn, so bleibt Hrn. N. Hypothese von der Entstehung drs Freimaurerordens, die auf sie gebaut seyn soll, ungegründet; denn die Stelle ist ihr entgegen.

[1] S. 188. 194.

Zweitens: Salomons Haus aus der Atlantis? Wer diese lieset, findet: es hat Keller, Thürme, Katheder, Schallkammern, Gärten, und was weiß ich mehr; änigmatische Säulen, alchymistische Bilder habe ich darin nicht gefunden. Das Wort Haus heißt in ihr offenbar so viel als Hall, Collegium, wie es auch erklärt wird. Salomons Hall heißt's, dem König Jakob zu Ehren, den Baco oft mit Salomo verglich, und der auch wirklich die Aehnlichkeit mit ihm hatte daß er viel kluges sprach, und manches thörichte that, wie sein jüdischer Vorfahr. Den doppelten Namen dieses Collegiums hat die Atlantis weitläuftig erkläret, und es wäre Sünde an einen mystischen Tempel Salomons dabei nur zu denken.

Drittens, wie kämen zum Salomonischen Tempel die Säulen Hermes? Jachin und Boas heißt Stärke und Kraft. Erklärte aus diesen Worten Jamblichus etwas? Holte er etwas aus Salomons Tempel? So wenig Salomo etwas aus Jamblichus holte.

Viertens. Und wie kommt der gewürfelte Boden zum Symbol der höhern Weisheit? **Exchequer** ist ein höheres Gericht, nicht eine höhere Weisheitsstube, und im Tempel ist ja kein **Court of Exchequer** so wenig als in Salomons Hall bei Baco. Das Collegium der sechs Tage, wie vernünftig hat's Baco in seiner Atlantis erkläret! wie in der Welt gehört's aber zum **Exchequer**, oder zu Salomons Tempel? — [1]

Ohne Zweifel werden Sie müde zu lesen, mein Freund, wie ich zu schreiben, denn es ist keine angenehme Sache, Wörter, die wie im Traum zusammen kommen, aus einander zu setzen und zu zeigen daß sie — Worte im Traum sind. Die Seele liebt Fortgang der Ideen; kann ich aber dafür daß uns der Autor diesen nicht ge-

[1] Die Wolkensäule die die ersten Bewohner nach Ben-Salem wies, ist — eine Wolkensäule, und hat weder mit den Säulen Hermes, noch dem Salomonischen Hause etwas zu schaffen.

währet? Ich gehe jeder neuen Behauptung mit Eifer und Neugier entgegen, und sie zerfährt mir vor den Augen wie eine gefärbte Wolke. — Denn

9. womit hat's der Verfasser bewiesen daß [1] seit dem Tode des Königs Karls I die Freimaurerei eine Decke der Königlichgesinnten gewesen, „worin verschiedene Leute deßhalb aufgenommen wurden weil sie unter dem Schein dieser schon bekannten Gesellschaft sich ohne Argwohn versammeln konnten." Er muß selbst gestehen [2] daß bei der geheimen Partei der Königlichen der Name Freimaurer nie genannt wird. — Ehemals fanden die Allegoristen einen geheimen Sinn in der Bibel, ob sie gleich gestanden daß die Worte ihn nicht geben können. Ein solcher mystischer Sinn in der Geschichte — so ist's mit aller historischen Wahrheit am Ende!

Womit beweiset's der Verf. daß „diese geheimen Zusammenkünfte nichts geringers zur Absicht hatten als die Anhänger des Parlaments zu vermindern, den Leuten von Ansehen die Republik verhaßt zu machen, den Tod des Königs zu rächen, daß man [3] einen geheimen Ausschuß gemacht, das Salomonische Haus fahren lassen, und Zeichen des Todes vom ermordeten Herrn gewählet?" Ueber das alles kein Wort eines Erweises, auf den doch in einer historischen Sache alles ankommt! Ja endlich, so viel ich als Laie einsehe, heben sich die Sachen zum Theil einander selbst auf. Der ermordete Meister soll der König Karl seyn [4] — Wie? und man hätte die Symbole beibehalten, auch da das verlorne Wort, der Sohn des Königs (nach des Verf. Deutung) wieder auf dem Thron war? da er eben, wie der Verfasser erzählt, durch die Bemühung der Freimaurer auf dem Thron war? Welche Sinnlosigkeit — Trauer- und Todessymbole beizubehalten, wenn man vor den Augen des ganzen Königreichs sich freuen darf daß

[1] S. 196. 97. [2] S. 197. [3] S. 198. [4] S. 198.

der verlorne Sohn (das war Karl II auch nach seiner Lebensweise) gefunden ist? Wem springt's nicht ins Auge, in welches verächtliche Licht der Orden gesetzt würde, wenn die Ceremonie noch fortdauerte? Er käme noch zusammen den Tod Karls I zu bedauern, seinen verlornen Sohn (Karl II) zu suchen und auf den Thron zu setzen, als Kinder der Wittwe die betrübte Frau Mutter zu trösten? — Ferne sey's von mir einer Gesellschaft so viel ehrwürdiger und kluger Männer so etwas auch nur mit einem Gedanken zur Last zu legen! das falsche Licht liegt bloß auf der Hypothese des Verfassers. Welche gezwungne Deutung ist's daß das verlorne Wort der Sohn des Königs sey, weil — im Anfange des Evangeliums Johannis das ewige Wort und der ewige Sohn Eins sind? da doch (nach S. 212 verglichen mit S. 192) der Verf. selbst den Ausdruck Maurerwort (Mason's-word) anführet. So unnatürlich diese Deutung ist, wird's auch die vom geköpften Meister seyn, worüber ich denn als Laie nicht urtheilen kann.

Dafür halte ich mich lieber an die Geschichte. Wie in der Welt beweist der Verf. daß Monks Partei die Loge der Freimaurer, daß die schottische Partei die schottische Loge gewesen?[1] Er führt Skinners Leben Monks an; sagt aber selbst (S. 197) daß in dieser ganzen Unternehmung kein Wort von den Freimaurern stehe. Der Verf. will also, wir sollen glauben! Glaube wer will! von denen die einigermaßen prüfen glaubt keiner, bis er — historische Zeugnisse und Gründe vor sich siehet, und dann glaubt er gern. Denn, um des geköpften Meisters willen! wie käme es daß wenn die Gesellschaft und sie allein den König auf den Thron gebracht, ja wenn sie neu gestiftet und reformirt wäre, dieß zu bewirken — daß kein Wort davon in der Geschichte stände? Daß sie selbst nie dieser wirklich glorreichen Unternehmung öffentlich gedacht hätte? Etwa der drei Rosen wegen, die, wie der Verf.

[1] S. 199—200.

S. 169 anführt, „allegorisch aus dem Namen Rosenkreuz heilige Verschwiegenheit andeuten?" Hatte denn aber Karl II selbst diesen Schurz vor sich daß auch er es verschwieg, und denen er alles zu danken hatte, nie öffentlich dankte?

Verstehen Sie mich recht, mein Freund! Ich glaube es gern daß in den damaligen trübseligen Zeiten die Gesellschaft von der wir reden, und die sich in neuern Zeiten durch viel Züge einer friedfertigen, edeln, toleranten Denkart bekannt gemacht hat, auch diesem Charakter werde gemäß gehandelt haben, daß sie ihrem Könige und den Gesetzen treu, den Schwärmern und Independenten werde feind gewesen seyn, ja meinetwegen kann sie auch alles gethan haben was ihr der Verf. zuschreibt; aber eben dieses wollte ich gern historisch erwiesen sehen. Er lege Zeugnisse aus der Geschichte, oder Acten der Gesellschaft vor daß sie, wie er sagt, zu diesem politischen Geschäfte gestiftet und reformirt sey, daß Monks Partei nichts als sie, sie nichts als Monks Partei gewesen, daß ihre Symbole daher rühren u. s. — darüber den Beweis, auch nur den kleinsten Fingerzeig von Beweise! und ich will dem Verf. bestens danken.

10. So auch [1] daß Christoph Wren 1685 den Orden zum drittenmal verändert — daß weil er die Paulskirche bauete, er allen Mitgliedern nun auflegte Baumeister zu werden, und das Salomonische Haus jetzt, jetzt in den Tempel — nicht Christoph Wrens, sondern Salomons umschuf; daß diesen engen Handwerksspaß des Baumeisters jetzt alle Freimaurer nachmauern, ohne daß der Tempel Salomons oder die Paulskirche zu Stande komme. — Ich bin begierig wie die Mitglieder des Ordens diese zeugnißlose Entdeckung aufnehmen werden, die die Gesellschaft bald zu einem Dunst der Rosenkreuzer, bald zum sinnlosen Nachhall einer verlebten politischen Partei, bald gar zum Handwerksspaß

[1] S. 209. 210.

eines Baumeisters macht. Schwiegen sie, lobten sie; nun wahrlich mir als Laien gälte es gleich —

Doch warum sollten sie nicht loben? Die Rosenkreuzer primo, denn die lassen sich jetzt am lautesten hören; jede Messe bringt eine Anzahl alchymistischer und theosophischer Werke ans Licht; darum sind sie auch in diesem Buch die Urheber oder Veranlasser der Gesellschaft. Die Philosophen müssen das Büchlein lesen, denn der große Kanzler Baco hat ja das Salomonische Haus in seiner Atlantis gestiftet, und ich wundere mich daß er als Vicegraf von St. Alban nicht auch St. Alban selbst, der erste Maurer, gewesen. Die Politiker müssen es lesen; denn ihr Orden hat den verlornen Sohn auf den Thron erhoben, und sucht jetzt noch den verlornen Sohn. Endlich die Tempelherrn, Deisten, „die an den Gott glauben der nicht gestorben ist, nicht sterben kann, auch daneben das Kreuz verspeien und den Kopf des Baffometus, d. i. die Taufe der Weisheit verehren,“[1] müssen es lesen; denn hievon ist bei Gelegenheit der Tempelherren so viel vortreffliches aus der Gnostik gesagt worden daß — ich denn nun auch darüber noch einige Worte sagen muß. Sie mögen lesen wollen oder nicht; der Baphometus ruft mir und ich kann nicht anders.

Also, vom Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrn-Orden gemacht worden, und über dessen Geheimniß. Ob der Verf. gleich in der Vorrede[2] hofft, „dieser bisher sehr dunkeln Sache so viel Licht aufgesteckt zu haben daß die Wahrheit deutlich zu erkennen ist; ob er gleich seine Arbeit als einen neuen Beweis angibt wie viel noch in der Geschichte aufzuräumen ist, und welch eine andere Gestalt sie haben würde wenn die Nachrichten die wirklich da sind gehörig nach-

[1] S. 101. 146.

[2] Vorrede I.

gesehen und ins rechte Licht gestellt würden, welche zum Theil aus Vorurtheil von den Geschichtschreibern nie gehörig gebraucht worden," so kann ich doch nicht einsehen, wie die Sache jetzt im mindesten weiter sey als sie war? und ob den bisherigen Geschichtschreibern des Ordens nicht hiemit Unrecht gethan werde? Schon Gürtler hat den Du-Puy gebraucht; Anton gleichfalls; wir haben aber mit ihm nur immer eine Stimme. Wir können die Tempelherren jetzt nicht mehr abhören; wir hören sie nur aus den Protokollen ihrer damaligen habgierigen Feinde, der Inquisitoren; und auch aus ihrer Relation, und aus der Geschichte des ganzen Processes wird ja theils das Unübereinstimmende der Aussage, theils das Harte und Gewaltthätige, endlich das Abergläubische und Vorurtheilige ihrer Verhörer offenbar genug. Ich will sie mit nichten ganz rechtfertigen; denn ein stolzer, ausgelassener Orden war's zuletzt, wie alle Gesellschaften der Art in zu großem Reichthum und Müßiggang werden, und jene in jener Zeit vorzüglich werden konnten; aber der Autor thut nicht gut daß er nur einige Beschuldigungen aushebt, und nicht eben sowohl auch in Fragen und in der Art zu verfahren ihre Richter charakterisiret. „Die Katze z. E. die ihnen zuweilen in ihrer Congregation erschienen, und die sie in vituperium Christi et fidei orthodoxae angebetet,"[1] nebst andern dergleichen weisen Untersuchungspunkten, verdienen doch auch Rücksicht.

Doch ich will nur bei ihrem Geheimniß (wie es der Verfasser nennt) dem Bilde des Baphometus bleiben, „das sie in ihren Generalcapiteln gehabt, angebetet, und bei der Aufnahme mit dem ledernen Gürtel, den sie bekamen, berührt haben sollen. Was war das Bild? was bedeutet der Name?

Der Verfasser hat einen großen Abschnitt[2] darauf verwandt, „zu zeigen daß die Benennung griechisch sey und buchstäblich

[1] Du-Puy S. 141. Brüsseler Ausg. 1713.
[2] S. 97—146.

— hören Sie zu! — buchstäblich βαφὴ μήτους, die Taufe oder die Tinctur der Weisheit bedeute." Sie staunen, als ob Sie den Baphometus selbst vor sich sähen? Staunen Sie nicht! Der Autor führt Sie in alle Geheimnisse der gnostischen Lehre, der Kabbala, der Ophiten, Basilidianer, Karpokratianer, Magier — und o! da können Sie viel lernen! — nur nichts was zu unserer Figur und ihrem Namen gehört. So viel barbarische Worte diese Secten in der Sprache ihrer Geheimnisse und Amulette hatten, so sind mir diese „die βαφὴ μήτους" ganz fremde. Βάθη hatten sie; von λόγος, νοῦς, σοφία, φρόνησις redeten sie auch; aber weder von βαφὴ noch μήτους. Die Zusammensetzung der Worte ist auch ganz ungriechisch und ungnostisch; denn μῆτις heißt bürgerliche Klugheit, List, Ränke (wie den Verfasser πολύμητις 'Οδυσσεὺς, auf den er sich bezieht, lehren kann), nie aber in der Welt, Kenntniß des einzigen wahren Gottes, höhere Kenntniß der Natur, gnostische Weisheit. Und dann, wie gehört die Gnostik jener Secten ins 14te Jahrhundert? wie gehört sie hieher? Wie kommen harte, kriegerische, oft unwissende, und zuletzt wollüstige und ausgelassene Ritter zu gnostischen Geheimnissen, zur Tinctur der Weisheit? Wo haben jene Secten je Eine ihrer Figuren mit solchem Abstracto und eine männliche bärtige Figur mit dem Namen der Weisheittinctur benannt, davon das Bild nichts ausdrückt? Endlich wie gezwungen ist die Ableitung, da selbst die Endung des barbarischen lateinischen Worts us dazu gehört, auch nur den Schall hervorzubringen! Eine unglücklichere Conjectur ist wohl nicht leicht gemacht worden.

Und was bedeutet denn der Name Baphometus? — Mahomed, bedeutet er; in der Welt nichts anders. Jedermann ist bekannt wie der Name Mahomed in den barbarischen mittleren Zeiten verstümmelt wurde, und wie verschieden er noch geschrieben und ausgesprochen wird. Er hieß **Mahometus**, **Mahometes**,

Machometus, Maometus, und wird noch Mahomed, Muhammed, Mohammed, Mohämmed, Mahmud, Machmed u. s. geschrieben. Daß B und M im Arabischen häufig verwechselt werden, hat Herr Prof. Eichhorn gezeiget, [1] und von den Arabern haben es die Spanier in vielen Namen und Wörtern. Wer da weiß was alle arabischen Namen in Europa für Veränderungen erlitten haben, wird sich nicht wundern ein h oder ch in ph verändert zu sehen. — Der Verfasser hat selbst eine Stelle angeführt, [2] da Mahomed Baphomet heißt, in einer ordentlichen historischen Erzählung; und alles was von der Fabel dieses Bildes hier vorkommt macht die Sache unwidersprechlich. Es soll eine Gestalt seyn, faite in figuram Baffometi, ein Idol, ubi erat depicta figura Baffometi; die Figur Baphomets muß also eine jedermann bekannte Gestalt, der Name ein jedermann bekannter Name gewesen seyn; denn ohne Tinctur der Weisheit wird man doch nicht das Dunkle durch ein noch Dunkleres, ja durch etwas ganz unverständliches erklären? Was wußten die Inquisitoren von der *βαφὴ μήτους*, davon nach so vielen Untersuchungen über die Gnostiker noch jetzt niemand weiß? Den Baphomet kannten sie alle als Schimpfwort, als einen falschen Propheten. Und da konnte den Tempelherren nichts ärgers schuldgegeben werden als daß sie den Baphomet anbeteten, daß sie das Kreuz anspieen, und den Baphomet einen Freund Gottes nannten. Freund Gottes ist der gewöhnliche Name Mahomeds bei den Arabern; auf Mahomed paßt es, wenn der Großmeister gesagt haben soll: ecce unum amicum Dei, qui loquitur cum Deo quando vult; [3] wie paßt's aber auf die bärtige Tinctur der Weisheit? Endlich sagen's die Verhörsartikel selbst deutlich. Von der Schnur, mit der das Bild berührt wurde, wird gesagt: laquelle étoit leur *mahommerie;* [4] und ein armseliger anonymer Bruder ajoute cette particularité, daß der Großmeister aufs

[1] S. 118. [2] S. 118. [3] Du-Puy S. 96. [4] Du-Puy S. 26.

Bild gezeigt und gesagt habe: Sarrazin y alla! [1] Was wollen wir mehr?

Damit war nun freilich auf die armen Tempelherren gebracht was man nur auf sie bringen konnte. „Sie beten den Mahomed an, sie verläugnen Christum; sie schreiben's nicht Christo, sondern Mahomed zu daß er sie selig, die Erde grün, die Bäume wachsend mache" u. s. f. [2] — die Menschen mußten verbrannt und ihre Güter eingezogen werden. Ob aber diese Beschuldigungen Wahrscheinlichkeiten? Ob der Kopf den man Mahomed taufte, nicht einen ganz andern Ursprung gehabt? ob die Tempelherren, wie unser Autor vorgibt, mehrere Receptionen und überhaupt ein Weisheitgeheimniß in ihrem Orden gehabt haben? — Hätten Sie wohl Lust mich darüber ein andermal zu hören? Sie werden freilich keine gnostischen Geheimnisse, aber doch auch sonderbare Sachen lesen. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Seyn Sie sicher und gewiß daß Baphomet in der Welt nichts als Mahomed bedeute. Es ist unrichtig: [3] „daß der Name in einem lateinischen Schriftsteller ein einzigmal als Name des Propheten vorkomme" — Schlagen Sie das erste Buch auf das man hierüber nachschlagen kann und muß, [4] **Bongarsii gesta Dei per Francos**; in Raimonds d'Agiles Geschichte Jerusalems werden Sie den Namen ganz gewöhnlich finden. Mahomed heißt Bahometh, Bahumeth; die Moschee heißt, so oft an sie gedacht wird, Baffomerie, Baffumerie; **Baffumeriam facere** heißt

[1] S. 134.

[2] Du-Puy S. 23.

[3] Herrn Nicolai Beschuldigungen der Tempelherren S. 118.

[4] **Bongars gesta Dei, Hannov. 1611, p. 143. 150. 164. 165. 171.** u. f.

mahomedanischen Gottesdienst halten, und Christ werden heißt **anathematizare Bahumeth.** Und das ist nur ein Buch, ein Schriftsteller? wie wenn man die Jagd verfolgen wollte? [1] —

Also ist des Herrn Nicolai *βαφὴ μήτους*, seine geheime Tinctur der Weisheit bei den Tempelherren, die bloß aus diesem mißverstandenen Namen her ist, unwiederbringlich verloren. Und da der Zweck seines Buchs darauf gesetzt, da dem Baphometus zu gut alle seine kabbalistische und gnostische Gelehrsamkeit zusammengetragen ist, so sehen Sie, das alles liegt im Staube.

Mit nichten war der Kopf Baffomets, auch nur als Anschuldigung betrachtet, ein Geheimniß; noch weniger ein Ordensgeheimniß, das nur den Tempelherren im dritten Grade bekannt seyn konnte; am wenigsten unter allen war er eine geheime Tinctur der Weisheit. Wenn ich ihnen zeige daß er die gemeinste Romanlüge und Pöbelsage war die damals existirte, die Jahrhunderte durch existirt hatte, und fast in alle Länder des Christenthums verbreitet war; wenn ich zeige daß es eben die gröbste Beschuldigung war die man den Tempelherren machen konnte, und die sich durch ihre Absurdität, durch ihren innern Widerspruch selbst aufhebet; was werden Sie denn unserm Autor sagen, der behaupten darf: [2] „an diesem Bilde habe man gewußt ob ein Tempelherr von den geheimen Anschlägen des Ordens Wissenschaft, ob er den dritten Grad gehabt habe? Denn wenn

[1] Der Name Mahomeds ward so verstümmelt daß ihn jede Nation anders nannte, die Franzosen **Mahom**, die Spanier **Mahoma, Maumad,** die Engländer **Mahound**; die Deutschen Mahmet, Machmet. **Baffumeto, Baffometo** war vielleicht die provenzalische Benennung; denn es ist bekannt, daß diese Mundart des Wohllauts wegen alle Namen sehr veränderte. Man sehe den **Bongars. p. 49. 107. 1143**, und in **Muratori Script. rer. Ital. T. VII. p. 1022** und sonst, wie vielfach der Name verändert und verstümmelt wurde.

[2] S. 24.

er das Bild nicht beschreiben, das Wort Baphemetus nicht nennen konnte, so war's ein Zeichen u. s. f." Hören Sie mich an: der Kopf Mahomeds soll uns antworten — aus der Geschichte.

1. Jedermann weiß daß die damaligen Christen die Saracenen nicht anders als Heiden kannten. Die Religion, deren erster Grundartikel die Einheit Gottes und dessen unmittelbare Folge Haß gegen alle Götzenbilder war, hatte das Schicksal, vom Volk Gottes, das Jahrhunderte lang mit ihr kriegte, als die abgöttischste betrachtet zu werden. Heide war der eigentliche Name den man in Geschichten und Romanen diesen Ungläubigen gab, und wenn Karl gegen die heidnischen Sachsen zog, hieß es: er ziehe gegen grimme Saracenen. [1]

2. Als Heiden, wen konnten sie anbeten als Mahomed? und das ließen die Christen sie reichlich thun in Geschichten, Romanen und Gedichten. [2] Mahomed war ihr Gott, [3] zu dem sie beteten, den sie auch in Bildern, in feingeschmückten Bildern verehrten. [4] Als Tankred den Tempel Salomons zu Jerusalem einnahm, fand er ein Bild Mahomeds im Tempel, das zehn Männer nicht tragen konnten, und der Mönch der's beschreibt läßt ihn eine pathetische Rede an den verfluchten Antichrist Mahomed halten, der schon gekommen ist; wobei dem Helden nichts fehlt als der verfluchte Antichrist, der noch kommen soll, damit er auch ihn mit Füßen

[1] S. Paganismus im du Fresne, und Geschichten, Romanzen, Gedichte ohne Zahl. Der Ausdruck ist Lateinern, Franzosen, Italienern, Spaniern, Engländern, Deutschen geläufig. He is a foul Painim, hieß es, and leeveth on Mahound. S. Percy Reliq. of ancient Poetry, Vol. I. p. 63. 74. 75.

[2] Schilters Thesaur. Antiquit. Teut. T. II. In den Gedichten über die Züge Karls, so oft es seyn kann. S. Anmerk. (f.) auch Bibliothèque des Romans, Jul. 1777. p. 165. etc.

[3] Bongars. p. 1125.

[4] Bongars. p. 79. 183. 241. u. f.

trete.[1] In diesem Ton fahren die Geschichtschreiber fort,[2] und die Romanschreiber und Dichter folgen ihnen. Denen ist's die bekannteste Sache daß die Saracenen viel Götzenbilder, z. E. Mahom, Jupin, Apollo, Tervagant verehren,

avec maint autre Dieu non moins extravagant

wie La Fontaine scherzend erzählet.[3] Die Christen beteten Heilige an; sollten die Saracenen es nicht auch thun? Der Kaliphe war ja ihr Papst,[4] sie wallfahrteten nach Mecca zu Mahomeds Grabe[5] und dergleichen Ungereimtheiten mehr. Ich bitte, lesen Sie in den Fabliaux[6] das Jeu de St. Niclas, wo der Sultan auf eine närrische Weise den Termagant anbetet, und da er den Christen nachher vor dem Bilde des St. Niclas sieht, der die Heiligenkappe auf hat, diesen nicht besser als un Mahomet cornu zu nennen weiß. — Das waren die Begriffe die man damals von den Saracenen hatte, und die, auch unter dem schönen Philipp, das Volk häufig in Possenspielen und Moralitäten vor sich sah; Engel und Satan, Maria und Mahomed, der heilige Niklas und Termagant spielten ihre Rollen mit einander. — Sollten also die Tempelherren der Verläugnung Christi und des Mahomedanismus beschuldigt werden, so konnte es nach dem Volkswahn nicht anders als unter solchen Fratzengestalten seyn. Das Kreuz verspeien war der allbekannte Uebergang zum Mahomedanismus; Mahomed anbeten der Mahomedanismus selbst. Das waren nicht Weisheitsgeheimnisse die man ihnen Schuld gab, sondern Ketzereien, Anklagen zum Feuer nach den gröbsten Volkssagen.

[1] Mabillon Mus. Ital. T. I. p. II Sect. XV.

[2] Jacob de Vitriaco in Bongars. Gest. Dei p. 1080, s. auch p. 86. 185 u. f.

[3] S. seine Fiancée du Roi de Garbe.

[4] Bongars. p. 1125.

[5] Bongars p. 1059.

[6] Fabliaux et Contes du XII. XIII. siècle T. 339.

3. Nun war Mahomed bekanntermaßen ein sehr großer Zauberer, der seine Religion insonderheit durch Zauberei erfunden und ausgebreitet hatte, wie so manche Geschichten [1] und Kirchengeschichten noch bis über die Reformation hin glaubwürdig besagen. Der heilige Niclas that auch im Bilde Wunder; der gottlose Mahomed konnte auch im Bilde nichts als verfluchte Zaubereien treiben, und so ward denn auch im Verhör der Tempelherren jene *figure terrible* des Baphometus, die dem leibhaften Teufel ähnlich sah, und von dem ehrenhaften Bruder, der's aussagte, nicht anders als der — Gott sey bei uns! der Böse! (maufé) genannt, [2] auch im lateinischen Protokoll des Nachdrucks wegen so aufgezeichnet werden mußte. Das kann nun unser Autor nicht wohl begreifen, und sagt ganz im Ernst: [3] „Die Arbeit des Bildhauers müsse so schlecht gewesen seyn daß das Bild eher einem Kobold als einem Menschen ähnlich gewesen." Dem leibhaften Teufel sah's ähnlich, den man damals sehr gut kannte. Ein Unhold, ein Satanskopf war's, wie seine Karfunkelaugen in stockfinstrer Nacht hell und klar zeigten. Drum steht's auch in den Verhörsartikeln mit dem Cranio und der Katze zusammen, die in vituperium Christi et fidei orthodoxae mitten in der Congregation erschien, und eben wie der Teufelskopf angebetet wurde. Unser Autor sagt zwar, [4] er habe davon daß man mit diesem Kopf oder den Schnüren Zauberei getrieben, „in sämmtlichen Aussagen auch nicht einen Schein

[1] In des Alunno fabrica del mondo, die 1581 gedruckt ist, steht der Maccometo als Zauberer fast obenan. Die alten Kirchengeschichten, wo er als Zauberer vorkommt, sind bekannt.

[2] D. Du-Puy, histoire de la condemn. des Templ. Brussel, 1723, p. 87. Ueber das Wort maufé s. Menage diction. étymol. p. 490. du Cange zum Joinville p. 106. Es heißt nicht Kobold, sondern Unhold, ein Synonym des Teufels.

[3] S. 92.

[4] S. 96. „Gesetzt aber," fährt er fort, „einige Tempelherren hätten auch wirklich damit Magie treiben wollen, so wäre dieß kein Beweis d

von Spur gefunden;" es ist aber Schade daß (da er in der Vorrede „sein Buch als einen Beweis anführet, welche andere Gestalt die Geschichte haben würde," wenn die Nachrichten, die wirklich da sind, gehörig nachgesehen und ins rechte Licht gesetzt würden), daß er die Nachrichten vom dyabolus und capud der Tempelherren, die wirklich da sind,[1] nicht gehörig nachgesehen und ins rechte Licht gestellt hat. Der arme Bruder Bern. de Selgues, der vorhin vernünftige Sachen ausgesagt hatte, da er torquirt wird, sagt er's und bekennt's deutlich: „daß er in vielen Capiteln gewesen, und in einem zu Montpellier gesehen daß man einen Kopf hatte, und daß alsdann der Dyabolus daselbst erschien in Figur oder Gestalt einer Katze, die um den besagten Kopf ringsum ging, redete und sprach zu den genannten Brüdern Tempelherren, die dabei standen, daß sie (die Katze) ihnen gute Ernten und Reichthümer der Besitzungen Goldes und Silbers geben wollte. Item sagte und bekannte derselbe daß er und alle andere Brüder Tempelherren, die daselbst waren, beteten an und haben daselbst angebetet das besagte capud oder testam. Item sagte und bekannte derselbe daß sogleich nach geschehener Anbetung die Teufel in Figur oder Gestalt der Weiber daselbst erschienen, die ein jeglicher der daseyenden Brüder, der zugreifen wollte, mißbrauchte, er aber, wie er sagte, gebrauchte sie nicht. Item sagte er, daß besagtes Haupt oder Kopf auf Erforderung des bemeldeten daseyenden Großmeisters Antwort gab über das worüber er gefragt wurde u. s. f." Es ist Schade, sage ich, daß unser Autor, der auf glaubwürdige Aussagen dieser Art sein ganzes Gebäude

Absicht; denn hat man nicht auch damals, und sogar noch jetzt mit christlichen Sachen Magie treiben wollen, die gar dazu nicht gemacht waren

[1] S. Interrogatoire des Templiers detenus prisonniers dans le château royal d'Alais in den Preuves de l'histoire de la ville de Nismes Vol. I. p. 211. 212. par Mr. *Menard*.

aufgeführt, und die Teufelsköpfe genau aufgezählt hat, wo und wie viel ihrer gewesen? wie sie ausgesehen? worauf sie gestanden? wozu sie gedienet? diese Nachrichten nicht gehörig gebraucht hat, seine Tinctur der Weisheit würde durch eine so wunderbare und kräftige Magie auch an den neuen Zauberern und Geisterbannern eine große Partei gewonnen haben. — —

4. Insonderheit hatte der Erzvater aller Lügen, der fabelhafte Erzbischof Turpin, ein Zauberbild Mahomeds in Gang gebracht,[1] das nebst seinen andern Erdichtungen Jahrhunderte lang die Köpfe der Menschen verwirrt hat. Er, der autor classicus aller Romanlügen mit den Saracenen, wie Gottfried von Monmouth der Artusgeschichten, erzählt glaubwürdig: „daß in Spanien ein Bild Mahomeds existire, von ihm bei Lebzeiten ex aurichalco (wie unser Baphometus) magisch geschmiedet, in welches er, Mahomed, als ein großer Zauberer und Schwarzkünstler, Legionen böser Geister gebannt habe. Niemand könne das Bild zerbrechen, kein Christ dürfe sich ihm nähern. Es stehe bei Cadix am Ufer des Meeres auf einem hohen, durch saracenische Kunst geschnittenen Stein, und halte magische Schlüssel in der Hand, wenn die fallen, eher nicht, gehe der Saracenen Reich unter.“ Ueber die Albernheit des Märchens verliere ich kein Wort; bemerken Sie aber, es ist das lügenhafte Vorbild, wie aller zauberischen Mahomedsköpfe, so in specie unsers Baphometus. Ein mahomedanischer Schriftsteller[2] erzählt von demselben Bilde eine andere Fabel, bei der natürlich der Name Mahomeds (zu dem Turpin das Bild getauft hat) wegbleibt. Es wird ein Talisman, den ein gewisser Liebhaber errichten muß, und er charakterisirt das Bild als ob er Tempelherr

[1] S. Turpini Hist. Carol. M. Die Fabel stehet in Wolfii Lection. memorab., in den magdeburgischen Centuriatoren und hundert Compilationen.

[2] Ibn Chalikan. S. Hottinger Histor. oriental. p. 291.

vom dritten Grad gewesen wäre, und um das Geheimniß des Ordens wüßte. „Eine bärtige Figur mit schwarzen, krausen Haaren, ex aurichalco, magisch zusammengesetzt, übergüldet," so stand der Talisman, den Turpin zum Mahomed creirte, zu Cadix, die Feinde vom Ufer abzuhalten; so stand er im Capitel der Tempelherren, Antwort zu geben und die Katze herbei zu zaubern. Ja, Sie wissen, auch der Papst Gerbert hatte solchen Kopf von den Saracenen in Spanien erhalten, und trieb damit Zauberei; man weiß auch genau was er den Kopf gefragt, und dieser ihm geantwortet! Auch Robert Greathead, Roger Baco, Albertus M. hatten solche Köpfe; lauter Teufelsköpfe, leibhafte Baffometus! [1]

5. Und da wir von der Bildsäule zu Cadix die wahrscheinliche Ursache des ganzen Märchens wissen, nämlich daß es die Statue Alexanders war, deren sich diese Stadt, an den Säulen Herkuls gelegen, von alten Zeiten rühmte, [2] welche Sage nachher das arabische Märchen zum Talisman, und das christliche zum Mohamedsbilde umschuf, so haben wir einen Schlüssel, wie es bei andern Bildern ging; davon hier gleich das frappanteste Exempel folget.

Sie wissen, mein Freund, daß unter den Abraxen, die sich aus den ersten Zeiten der christlichen Jahrrechnung, oder wahrscheinlich noch älter hinaufschreiben, sich eine Menge Steine mit der Figur eines alten bärtigen Mannes finden, die genau jenem Talisman zu Cadix, wie ihn das arabische Märchen beschreibt, ähnlich sind, als ob er nach diesem Stein erdichtet wäre. „Ein alter

[1] S. Arpe de talisman. et amulet., *Gaffarelli* Curiosit. inaudit. brittische Biograph. Th. 4. S. 688 deutsche Ausgabe. *Naude* Apologie des grands hommes, qui ont été accusés de magie etc. Das bekannteste Märchen der barbarischen Zeit.

[2] S. *Salazar* antiquidades de Cadiz p. 253. Esta estatua (segun la commun tradicion) se a conservado a Cadiz hasta en nuestros tiempos, y se crei ser esta la mesma ante quien lloro Caesar etc. Sie ist S. 254 im Holzschnitt da.

bärtiger Mann, auf einer Terme stehend, mit zusammengeschlagenen Händen" (in die der Erzbischof ihm die Schlüssel des saracenischen Reichs gab), den unser Autor dreimal vor sein Buch stechen lassen, ohne auch nur zu argwohnen was dieß Jahrhundert damit wollte oder darin zu sehen glaubte? — Was die alten Ketzer damit gewollt haben, ist aus ihrer Geschichte und aus der Ansicht des Bildes ziemlich wahrscheinlich.[1] Es sollte nämlich der ruhende Allvater, der höchste Ewige seyn, der, wie jene Secten vorgaben, im Abgrunde der Stille wohnet, und nur durch Emanationen in die tief unter ihm rollende Welt wirket. Daß er dieß bedeute, zeigt seine Stellung und die beigefügten Symbola, Ausflüsse, Sterne und die tiefe Sphäre; daß diese Bedeutung aber bald verloren ging, ist eben so gewiß. Schon jenen Ketzern warf man vor daß sie unter diesem Bilde den Simon Magus anbeteten; und da nun ein Jahrtausend zwischen lief, da Europa in der tiefsten Barbarei lag, sah man an diesem Bilde — was anders? als — den Mahomed, von dessen Bilde durch Turpins Erzählung damals alle Köpfe voll waren.[2] Aus den Ländern der Saracenen kamen die Steine; was konnten's also als saracenische Zauber- und Götzenbilder seyn? Den Mahomed beteten einmal die Saracenen unter solchem Bilde an (das war angenommene Sage), ein bärtiger Mann stand da; gerade so sah Mahomed aus, weil man sich ihn, die Sultane und Saracenen immer mit großen Bärten dachte, und von der alten Bedeutung der Gnosis nichts mehr wußte. Etwa den

[1] S. Macar. Abrax. T. XIX. Gronov. ad Gorlaei Dactylioth. n. 428–431. Tenzels monatl. Unterred. Mart. 1690. Januar. 1696. S. 146.

[2] Daß die Züge gegen die Saracenen damals den größten Theil der Romane und Geschichten, also auch der Mäuler und Köpfe füllten, weiß man aus der Geschichte der Literatur dieser Zeiten. Man sehe, wovon die ersten Provenzalen sangen, die Mönche schrieben, oder der Kürze wegen das Verzeichniß der Bibliothek der Könige Karl V—VII. von Frankreich in der Hist. de l'Acad. des Inscript. T. I. p. 421.

Namen terminus, ter magnus hatte man aufgeschnappt, mit der man jenen Alten nannte; oder man bog den Namen Mahomed, **Mahom**, **Mahon**, **Mahound** (nach dem damals sehr gewöhnlichen Wortwitz barbarischer Namenverstümmelung), weil er auf einer Terme stand, zu diesem Wort über; und so ward der große Abgott der Saracenen, Termagant, Termagount, Tervagant draus,[1] den alle Nationen kennen, alle dem Mahomed als Abgott zur Seite setzen (nachdem sie den Namen dieses aussprachen), und der in Romanzen und Romanen, Gedichten und Possenspielen der mittleren Zeit so große Rollen spielt.[2] Er ist, weil er so ernst aussieht, der Mars oder der Saturn der Saracenen; und Sie können fast kein Glossarium eines englischen Dichters bis ins vorige Jahrhundert aufschlagen,[3] wo der Name als proprium und appellativum nicht vorkäme; ob ich gleich die Erklärung des Worts aus dieser Genese seines Begriffs mich nirgend erinnere gefunden zu haben. Sie sehen, es ist abermals der Baffometus auf einem Stein, d. i. das erdichtete Mahomedsbild, wie es zu Cadix auf einer Säule, und im Capitel der Tempelherren auf einem Kasten, einer Säule u. s. soll gestanden haben; die Säule ist immer nichts als die hergebrachte Terme der Romansage. Kurz, was unser Autor für ein Geheimniß der Tempelherren, was er für ihre Tinctur der Weisheit im dritten Grade gibt, ist eine Composition von Pöbelmeinungen des Zeitalters, die im christlichen Europa von den Säulen Herculs bis nach Thule hinauf

[1] Von ter magnus leitet Junius das Wort her in seinem Etymol. angl., auch Urry im Glossar. Spenser, Johnson will's von thyr und magae herleiten; aber offenbar unrichtig, weil auch die Franzosen den Namen hatten und früher brauchten.

[2] Skelton sagt: like Mahound in a play
no man dare him withsay.

[3] S. Percy Relicks of anc. Poetry p. 74. 75. Warton's Remarks on Spenser's Fairy-Queen T. 2. p. 226. 227. Grey's Hudibras p. 131.

bekannt waren, und mit der man jetzt als mit einer plebejen Vorstellungsart der Zauberei und des Mohamedanismus die Anklagen der Tempelherren färbte. Dieß ist sowohl aus den Verhörsartikeln als aus den erzwungenen Bekenntnissen so augenscheinlich, es ist dem Geist des Zeitalters so gemäß, es kann Zug für Zug so reich erwiesen werden, daß — ich mir selbst, geschweige Ihnen, viel zu lange darüber geschrieben habe.

Wie steht's nun mit dem System unsers Autors, das auf den falsch erklärten Namen Baphometus allein gebaut ist? Baphomet ein Ordensgeheimniß! — und ist das Figment grober Pöbelsagen, die aller Welt bekannt sind. Baphomet, ein Zauber- und Götzenbild, das nur in den Köpfen der Unwissenden existirte; und an ihm soll man die Einheit Gottes? an einem Compan des Dyabolus die Tinctur der Weisheit lernen, „der bestrittenen Dreieinigkeit halben?" Waren die Tempelherren Saracenen, so konnten, so durften sie Mahomeds Kopf nicht anbeten, den kein Muselmann anbetete, den er weder als Zauber- noch Götzenbild litt! Beteten sie ihn an, trieben sie damit was die absurden Aussagen behaupten: um Baphomets willen! wie gehört zum Dyabolus, zur Katze und den gemißbrauchten Dämonenweibern — die geheime Taufe der Weisheit?

Und wie kamen sie zu dem Mahomedskopfe? Auch hier ist alles Widerspruch und Unwahrheit. „Ein gefangener Ritter soll ihn eingeführt haben!" sagt ein Märchen. [1] — Ein Ritter? und hatte die Macht ihn überall in der Welt, wo es nur Ordenscapitel gab, also damals in Europa, Asien und Afrika einzuführen, hatte die Macht die zu zwingen und zu quälen die ihn nicht anbeten wollten? — „So war's ein Großmeister der ihn einführte!" sagt das andere Märchen, „Roncelin, Procelin soll er geheißen haben!" Weder Roncelin noch Procelin hat je ein Ordensmeister geheißen. „So

[1] Du-Puy p. 89.

hieß er Beraut! ja, Thomas Beroaldus heißt er, der 1216 regierte.“ Kein Beroaldus hieß Thomas; kein Beroaldus stand dem Orden 1216 vor; der 1270 lebte, ist nie gefangen gewesen, und war nur zwei Jahr Großmeister ohne That und Bedeutung. „So,“ sagt unser Autor, der dem Märchen aufhelfen will, [1] „so war's Thomas oder Peter Montagu, der wirklich 1216 lebte; genug, es war ein Thomas.“ Auch dieß besteht nicht mit der Geschichte. Thomas ist nie gefangen gewesen; und in dem unglücklichen Frieden den er und der Hospitaliter mit den Saracenen schloß, kaufte er ja — das ächte, wahre, hölzerne Kreuz wieder. Kaufte er's zum Verspeien wieder? und handelte er mit dem Sultan allein? — So unwahrscheinlich, so widersprechend ist alles was aus der Geschichte über diesen Kopf gesagt wird; und was über seine Gestalt gesagt wird, ist gar elend. Diesem ist er ein Kopf, jenem ein Kobold; diesem ein ganzes Menschenbild, jenem ein Idol, worauf ein Kopf gemalt war; einem war's mit Haaren und Menschenhaut überzogen, dem andern versilbert, dem dritten ein Kopf mit vier Füßen — — Ich bitte, lesen Sie doch, wie der Autor die Dinge accordirt. [2] Sie lassen sich nicht anders accordiren als im angezeigten Pöbelwahne; da paßt alles zusammen, Kopf und Katze, vier Füße und haarige Haut. Jeder sagte was er etwa von solchen Köpfen und Unholden gehört hatte und jetzt — aussagen sollte.

Endlich, mein Freund, in einem Proceß, in einer Anklage auf Leben und Tod, Glück, Ehre und Güter eines ganzen, so großen, so reichen Ordens war ja dieser Kopf *Corpus delicti*, also das erste was man aufsuchen, was man ins Licht stellen mußte. That man's? Konnte, wollte man's thun? Der schöne Philipp brach, noch ehe das Verhör angegangen, geschweige ehe die Ueberweisung geschehen war, in den Tempelhof zu Paris, wo Schatz und Archiv des

[1] S. 33.

[2] S. 89—97.

Ordens waren, und das größte Capitel gehalten wurde, wo also auch gewiß der Dyabolus Baphometus seyn mußte, wenn irgendeiner auf der Erde war. Fand er ihn in dem Golde das er an sich riß? in dem Hofe den er fortan — als den Sitz des Teufels — zu seiner Residenz wählte? Fand er ihn: warum stellte er ihn nicht vor Gericht dar? und weil er doch als der leidige Teufel selbst reden konnte, warum confrontirte, warum frug er ihn nicht was man mit ihm gemacht habe? Es ward ihm so sauer den Papst auf seine Seite zu ziehen, und dem Proceß auch nur die ärmste Form Rechtens zu geben! Die Aufzeigung des corporis delicti hätte alles vollendet, und nun sollte es doch immer anderswo seyn, als wo man Güter einzog und inhaftirte, in Montpellier, in Cypern; und — nirgend fand es sich, in der ganzen Welt nirgend. Und allenthalben waren Brüder aufgenommen, in jeder Provinz waren Capitel gehalten; kurz, das corpus delicti war erdichtet, und dieser, der scheußlichste Punkt der Anklage vernichtet sich also selbst — mit ihm auch unsers Verfassers ganze Tinctur der Weisheit.

Vierter Brief.

Freilich muß der Kopf Mahomeds im Capitel der Tempelherren irgendeine Veranlassung, einen Grund gehabt haben, wie die plumpeste Lüge immer einige Veranlassung hat. Das Bild Mahomeds in Cadix war ursprünglich das Bild Alexanders, an dem, der bekannten Sage nach, Cäsar geweint haben soll. Lassen Sie mich über diesen Kopf eine Muthmaßung wagen, die ich für nichts in der Welt als für Vermuthung gebe.

Als Heinrich III. von England den König von Frankreich besuchte, und sich daselbst, seines großen Gefolges wegen, den Tempelhof dieses Ordens zur Residenz wählte, „hingen im großen Saal

desselben an allen vier Wänden Schilde, so viel ihrer nur Raum hatten.“ [1] Der Orden vergaß also wenigstens in der Auszierung seines Hofes nicht daß er ein kriegerischer Ritterorden sey. Und sollte er's in der geheimen Capitelstube vergessen haben? in ihr, wo sie eigentlich als Ritter, und also auch ursprünglich gerüstet zusammen kommen sollten? — Nun bemühten sie sich damals nicht so sehr; und wenn Bruder Patrik de Rippon Recht hat, [2] so begnügte er sich, weil das Capitel nach Mitternacht gehalten ward, indutus camisiis et bracciis tantum, durch den langen Gang zur geheimen Stube zu wandern. Sie erschienen also nicht in Ritter-, sondern in Hauskleidern, und wenn ich annehme daß sie nun eben deßwegen, und um doch als Ritter beisammen zu seyn, etwa eine Ritterrüstung, eine Trophäe, einen geharnischten Kopf etwa, als Ordenssymbol aufgestellt haben, so ist alles, alles erklärt. Ihre Capitel wurden zu Nacht gehalten, und die Brüder, die den Baphomet beschreiben sollen, sagen selbst, „sie konnten ihn nicht recht sehen, weil's dunkel war.“ Sah ihn nun etwa gar noch ein Angeber, ein Laurer, [3] der nicht dahin gehörte; was konnte er anders als einen Teufelskopf, den sie hier in finstrer Nacht zu Rath zogen, also den leibhaften Baphometus in ihm gewahr werden? Das Capitel ward geheim gehalten; der Zutritt dazu war die höchste Ehre des Ordens, zu der nur die Wichtigsten, die Ersten kamen; daher nach der Aussage des ersten Zeugen gegen den Orden des Magister Radulphus, [4] „auch Bruder Gervasius so sehr verlangt, nur einmal erst zum Capitel gerufen zu werden, dann komme er gewiß weiter! dann werde er bald Großmeister

[1] Matth. Paris p. 899.

[2] Nicolai S. 77.

[3] Wie der dem der Br. sagte: vade viam tuam et si me diligis et vitam tuam, nunquam magistris loquaris de re ista. Bei Nicolai S. 79.

[4] Du-Puy p. 164.

werden;" also kamen sie staunend und mit hoher Erwartung hinein. Natürlich gafften sie, und wenn sie nichts als — ein Bild oder einen Kopf sahen, so war's nach Art der Zeiten und der gewöhnlichen Ritterspäße sehr natürlich daß ein Großmeister zum Gaffenden sagen konnte: [1] mon ami, c'est l'ami de Dieu, Mahomet, il parle à lui quand il veut: remercions-le de ce qu'il vous a fait parvenir au point que vous avès desiré; die letzten Worte zeigen genugsam daß es ein freiherrlicher Ordens- und Ritterspaß war. Dem Freunde Gottes, Mahomet nämlich, d. i. den heiligen Kriegen hatten sie's zu verdanken daß sie auf einem so guten Fleck, im Besitz stolzer Reichthümer und Pfründen waren, und die Eingeführten sollten's dem Kopf danken daß sie auf diese Stufe (ins Capitel nämlich) gekommen waren, wohin sie lange verlangt hatten. Der Spaß dreht sich um nichts als um die damals gängen Märchen, der Mahomedsköpfe. Es kann auch leicht seyn daß man dieß Ordenssymbol mit einer Ehrenbezeigung, z. E. der Abnahme der Mützen, unterschieden; welche Ehrenbezeigung damals Adoration hieß. Es kann auch seyn daß hie und da in einem Capitel es auf einem Behältniß gestanden, worin Ordensgeräthe, also auch die leinenen Schnüre lagen, die man den Neuaufgenommenen gab (ohne daß diese dabei das Bild sahen, weil sie nämlich in der Kirche und nicht in der Capitelstube aufgenommen wurden). Das alles, ähnliche oder andere Dinge, würde man so klar gehört haben, wenn man den Orden, Punkt für Punkt, zu einer freien Verantwortung hätte kommen lassen, die ihm aber jetzt — durchaus nicht ward. Ist's wahr daß (wie Lessing historische Indicien gefunden haben will) [2] die Gesellschaft der Freimaurer mit jenem Orden auf irgendeine Weise zusammenhinge, so könnte diese Gesellschaft allein diesen Punkt aufklären, und dann wünschte ich's nicht meiner Hypothese,

[1] Du-Puy p. 22.

[2] Lessings Ernst und Falk. Fünftes Gespräch.

sondern der historischen Wahrheit, der Rechtfertigung der Tempelherren, die sich damals nicht rechtfertigen konnten, und endlich der lieben Gnostik und Tinctur der Weisheit wegen, die sich gar jetzt an diesen Kopf macht. Hätte sich nämlich in ihren geheimen Versammlungen ein ähnlicher Gebrauch fortgepflanzt; aus Büchern können sie's sodann nicht haben, denn in Büchern steht nichts davon; sie hätten es also als Institut, durch lebendige Ueberlieferung, die in diesem Fall das bündigste Creditiv vom Alterthum der Gesellschaft, so wie die augenscheinlichste Rechtfertigung jener Unterdrückten wäre, die man damals nicht zur Sprache kommen lassen wollte. In unserer Zeit würde kein Mensch solchen Kopf für einen Teufel und Mahomed, noch die herabgeerbte ehrwürdige Erinnerung des Ursprungs für Zauberei halten; die neue Gnostik vollends würde damit ganz zu Schanden — Doch könnte ich's ertragen, wenn ich mit dieser Muthmaßung, die bloß Muthmaßung seyn soll, auch ganz irre gegangen wäre [1] — Ich komme wieder zu unserm Autor.

Der Tinctur der Weisheit zu gut hat Hr. N. drei Grade im Orden der Tempelherren erdacht, die er von S. 16 — 33 mit großer Accuratesse beschreibet, und versichert am Ende, „man könne in historischen Dingen nicht genau genug seyn.“ Die drei Grade und Receptionen sind, so viel ich davon weiß, völlig erdichtet; nicht nur die Geschichte sagt nichts von ihnen, sondern was der Verfasser anführt, zeugt gegen ihn selbst. In den weitläuftigen Verhörsartikeln, wo jede Frage zergliedert ist, heißt's immer nur in receptione *sua;* wenn gewisse Dinge nachher vorgekommen seyn sollen, heißt's: etiam post receptionem; die Inquisitoren nehmen

[1] Ich erinnere mich einer Zeitungsnachricht daß, als man vor einigen Jahren in Neapel in eine Zusammenkunft der Freimaurer brach, man einen geharnischten Kopf wollte gefunden haben; doch schreibe ich dieß nur aus dem Gedächtniß, und kann weder das Jahr noch das Blatt angeben, wo ich's gelesen.

also durchaus nur Eine Reception an.[1] Die Inquisiten gleichfalls, und quälen sich eben deßhalb mit der Frage, „wann sie den Dyabolus Baphometus sollen gesehen haben?“ hin und wieder. Einige sagen bei, andere nach der Aufnahme, hier, dort, da; andere, sie hätten von ihm reden gehört; die meisten schiebens aufs Generalcapitel, denn da war's Nacht, und dahin kamen nur wenige. Da konnte also der leibhafte Teufel spuken wie er wollte. — Daß der elende Bruder Stephan von Stapelbrügge, der aussagen konnte „daß man in jedem Capitel einen Tempelherrn vermisse (den der Teufel geholet) —“ daß dieser glaubwürdige Zeuge[2] an eine doppelte Profession denkt, gehört, wenn es auch wahr wäre, nicht her, und es ist Staub in die Augen, wie bei Aschmole Zeugniß, wenn unser Autor Profession durch Aufnahme übersetzt, und darauf, auf Bruder Stephens Zeugniß und diese falsche Uebersetzung sein System bauet.[3] Profeß heißt Ablegung der Gelübde; die, sagt der Bruder Stephen, seyen doppelt im Orden, es gebe erlaubte und verbotene Gelübde gegen den christlichen Glauben. Das waren nun eben die Verläugnung Christi, Anbetung Mahomeds, Teufelsbannerei u. dergl., kurz, der Punkt der erwiesen werden sollte; aber keine drei Grade, keine drei Receptionen. Nichts anders will auch das doppelte Statutenbuch sagen, nämlich der Orden habe zweierlei Statuten, erlaubte und verbotne, keine drei Grade, keine drei Receptionen. Der Autor steht also mit seiner Erfindung ganz bloß —

Die Sache verhält sich geschichtmäßig also: Der Orden hatte nur Eine Reception, und es heißt so oft in den Aussagen selbst der dienenden Brüder, „quod receptus pro professo habetur;“

[1] Der Autor muß das selbst zugeben S. 18 und die Worte post ipsam receptionem, die er für sich anführet, sind offenbar gegen ihn.

[2] Man vergleiche den Autor selbst S. 17 und S. 101.

[3] S. 17. 19.

aber er hatte mancherlei Brüder, und weil es ein reicher, mächtiger Orden war, auch mancherlei Geschäfte, Ehrenstellen und Aemter; denn

Zuerst gab's dienende Brüder, die wurden aufgenommen wie die andern; sie empfingen auch die leinenen Schnüre zum Zeichen und zur Erinnerung ihres Gelübdes der Keuschheit. Sie schwuren dem Orden Verschwiegenheit und Treue; es wurden ihnen auch Geschäfte, z. E. die Aufsicht über die Güter des Ordens übertragen, wie es denn unter ihnen im Protokoll der Aussagen praeceptores granarii etc. gab; sie waren aber keine Ritter, und von diesen auch in der Kleidung unterschieden. Es ist Wort für Wort falsch, wenn unser Autor sagt: [1] „Gewiß ist's daß die Tempelherren in der zweiten geheimen Aufnahme noch einen leinenen Gürtel bekamen; dieser Gürtel war das Zeichen einer neuen und geheimen Ritterschaft, und sollte sie beständig an das erinnern wozu sie sich in der geheimen Aufnahme verbindlich gemacht hatten." Den leinenen Gürtel bekamen alle, auch die dienenden Brüder, [2] die keine Ritter waren und nie wurden. Sie bekamen ihn bei ihrer ersten und einzigen Aufnahme, nicht zum Zeichen einer geheimen Ritterschaft, sondern als Andenken ihres Gelübdes der Keuschheit, daher sie ihn auch die Nacht nicht ablegen, und auf dem Hemd oder um den bloßen Leib tragen mußten. Einige nannten ihn den Gürtel von Nazareth; es waren aber eigentlich cordulae, leinene Schnüre.

Zweitens. Der Orden hatte Ordenspriester, die sich auch in Kleidern unterschieden, und eigentlich keine Ritter (milites) waren. Es ist sonderbar, wenn unser Autor es dem Großmeister zur Last legt [3] „daß der **Frater Presbyter** im Capitel wie eine Bestie gestanden, und sich in nichts eingelassen als daß er nach gehaltenem

[1] S. 94.

[2] S. alle Aussagen im Interrogatoire hinter *Menard*, **Hist. de Nismes.**

[3] S. 59.

Capitel den Psalm gesprochen habe." War der Priester ein Dummkopf, so mußte er auch, wenn von Geschäften geredet ward, wie eine Bestie stehen, und that wohl daß er sich nicht drein mischte. Vermuthlich hatte er auch nichts drein zu reden, und war bloß des Psalms wegen da.

Drittens. Die eigentlichen Brüder waren Ritter; sie wurden recipirt wie jene; es gab aber im Orden mancherlei Aemter und Ehrenstellen: Provinziale, Priore, Subpriore, dazu nicht jeder Neuaufgenommene gleich kam, auch nicht jeder kommen konnte. Zu diesen Geschäften gab's auch natürlich Installationen, das waren aber keine neuen Grade, keine Receptionen zum Geheimniß der Weisheit; es waren Unterschiede, die in jedem reichen, verbreiteten Orden, ja in jeder Gesellschaft nothwendig werden.

Viertens. Zum General-Capitel endlich konnte der Großmeister berufen wen er wollte; und natürlich berief er dazu die Vornehmsten, Brauchbarsten, Ersten. Ist die Ordensregel, die Miräus auffand, [1] ächt, so steht nach Cap. 59 auch in den dringendsten Fällen es dem Großmeister frei, wen er zum Capitel rufen wolle. Wäre sie auch nicht ächt, so war's Observanz des Ordens, wie die Deposition des Zeugen gegen den Orden aus dem Munde des Br. Gervasii, der gern durch Gunst der Obern im Capitel seyn will, deutlich saget. [2] So eine Altweiber-Deposition sie ist, so zeigt sie offenbar daß weder Radulphus noch Gervasius von mehr als Einer Reception im Orden gewußt haben. — —

Ich bin des Widerlegens müde, und da der Autor, bei Erörterung der andern Beschuldigungen die man den Tempelherren gemacht hat, mir nicht glücklicher scheint; da er sogar den nahen

[1] Miraei origg. ord. equest. Colon. p. 254. Die secunda receptio, die unser Autor S. 77 anführt, ist offenbar der Eintritt ins Generalcapitel.

[2] Du-Puys p. 164.

historischen Grund der Anklagen, der im Jahrhundert selbst liegt und ohne den viele Punkte gar nicht einmal verstanden werden können, durchaus verfehlt hat, so erlauben Sie mir diesen schlicht herzusetzen. Die Deduction aus gnostischen Secten fällt damit von selbst, weil die Anklagen sich aus der nächsten Quelle sogar wörtlich und genetisch erklären.

Mit dem Anfange des eilften Jahrhunderts that sich in Italien, insonderheit in Frankreich eine Secte hervor, die groß Aufsehen machte. [1] Man hieß sie Manichäer, Ketzer (weil sie sich Kathari Reine nannten), und gab ihnen viel Manichäische Lehren Schuld, insonderheit daß sie nicht an Gott, sondern an den Teufel glaubten, der die Welt geschaffen, die Erde grün, die Bäume wachsend mache [2] u. s. f. Man sagte sie verläugneten Christum, und verspieen das Kreuz als ein teuflisches Werkzeug, lästerten die Ehe, das Abendmahl, ließen die Worte der Consecration weg, verachteten die Priesterbeicht und die Ordnung der römischen Kirche, beteten ihre Vorsteher auf eine schändliche oder ketzerische Weise dreimal an u. s. f. In ihrer Versammlung, hieß es, erschien der Teufel in Gestalt einer Katze (vermuthlich ein schöner Witz, weil sie Ketzer hießen.) [3] „Wenn ein Neuling in ihre Versammlung tritt (schreibt selbst ein

[1] Die fleißigsten Untersuchungen über diese Secten sind in Füßli Kirchen- und Ketzerhistorie der mittleren Zeit, Frankfurt und Leipzig 1770, obgleich etwas zerstreuet und unordentlich zu finden.

[2] Der Autor sagt: „diese Beschuldigungen müßten doch aus irgend einer Aussage her seyn;" er hat also Füßli Ketzerhistorie, die er einigemal citirt hat, nicht gebraucht, sonst würde er den Ausdruck häufig angetroffen haben. Er steht auch in den Protokollen der Inquisition gegen die Albigenser hinter Limborchs hist. inquisit. S. 132 u. f.

[3] Gretser leitet den Namen Ketzer von Katze her (s. Füßli Th. 1. S. 40), es ist aber weit wahrscheinlicher daß die Katze der Ketzer wegen erdacht worden.

Papst [1] von ihnen), trifft er eine große Kröte bei ihnen an, die küssen einige von vorn, andere von hinten. Hernach sieht er einen magern bleichen Menschen mit schwarzen Augen; den muß er küssen, und findet ihn kalt. Sobald er ihn aber geküßt hat, vergißt er den katholischen Glauben. Hierauf folgt eine Mahlzeit, und da läßt sich eine Katze sehen; diese muß er am Hintern küssen, sodann die Vorsteher und die Brüder. Nachdem er Gehorsam gelobt, werden die Lichter ausgelöscht und Abscheulichkeiten begangen u. s. f."

Hier haben Sie also die Liturgie und das Credo dieser Gesellschaft, die allen Ketzern den Namen gegeben; ihre Schicksale sind eben so bekannt. Schon 1017 verbrannte man eine Anzahl derselben zu Orleans, und unter den Punkten der Anklage stand's deutlich: [2] „daß sie sich in der Nacht versammelten, statt der Litanei die Namen der bösen Geister sängen, bis der Teufel ihnen in Gestalt eines lebendigen Thiers erscheine. Dann löschten sie die Lichter aus, jeder griffe nach einem Weibsbilde u. s. Die Kinder verbrennten sie am achten Tage nach der Geburt, und verwahrten die Asche heilig. Wer von ihr, wie wenig es sey, einmal gekostet habe, könne die Secte nicht mehr verlassen u. s." In diesem Ton ging es fort mit Lästern, Schmähen, Verfolgen, bis der Papst gegen sie den scheußlichen Krieg erklärte, der unter dem Namen des Kreuzzugs gegen die Albigenser mit allen seinen Grausamkeiten bekannt genug ist. [3] Er währte 20 Jahr, und sein Ende war die fürchterliche Inquisition zu Toulouse, die lange genug wüthete, ohne diese Secte unterdrücken zu können. Sie hatte sich ausgebreitet und breitete sich fort; ja sie läuterte sich eben, indem sie verfolgt ward. Der Manichäische Sauerteig, aus dem sie hervorgegangen war, blieb allgemach

1 S. Fleuri histor. ecclesiast T. XVI. p. 51. Es war Gregor IX, der Brief ist schon von 1233: so alt war die Lüge.

2 Launoi de Scholis celebr. Cap. 24. Füßli Th. 2. S. 203.

3 S. Füßli Th. 1. S. 394 u. f.

zurück; neben den Albigensern wurden reinere Waldenser, und jedermann weiß daß aus diesem Winkel der provenzalischen Sprache, so wie die Morgenröthe der Dichtkunst, der Philosophie, der schönern Sprache, so auch der gesundern Vernunft und Aufklärung in Religionssachen hervorging, die sich nachher in so viele Länder Europens fortgebreitet. Frühe übersetzten sie die Bibel; sie schickten ihre Söhne nach Paris, um gegen die Geistlichen der römischen Kirche disputiren zu lernen, und brachten diese in manchen Gegenden so herab daß es eine Schande ward ein solcher unwissender Geistliche zu seyn. Die noble Leçon und andere gute Schriften, von denen Sie Proben in Legers Geschichte der Waldenser finden können, waren schon im Anfange des 13ten Jahrhunderts da;[1] und auch von ihren Grundsätzen weiß man nach so vielen Untersuchungen ziemlich was man denken soll. Sie verläugneten nämlich mit nichten Gott, geschweige daß sie den Teufel als Schöpfer der Welt angebetet hätten. Die ersten Manichäer nahmen freilich zwei Urwesen an, davon das Böse unter dem Guten wirke, weil sie sich nach der damals erst keimenden Philosophie den Ursprung des Uebels noch nicht anders zu erklären vermochten; der Irrthum ward aber mit der Zeit vergessen, und die Waldenser sind davon rein. Sie verläugneten nicht Christum und das Kreuz, sondern eiferten gegen die Anbetung des hölzernen Kreuzes und andere abgöttische Gebräuche. Sie verachteten das Abendmahl nicht; aber behaupteten daß bei Verlesung der Consecrationsworte so schändliche Priester keinen Christus machen können (quod corpus Christi non conficeretur). Sie beteten ihre Vorsteher nicht an; die dreifache Adoration war das Zeichen des Eintritts zu ihrer Secte und auch aus dem ältesten Manichäismus her, bei dem das dreifache Gelübde signaculum oris, manus und sinus die bekannteste Sache

[1] Einige setzen sie gar schon ins 11te und 12te Jahrhundert.

ist [1] u. s. — — Die Inquisition indessen fuhr Jahrhunderte nach dem einmal angenommenen Ketzereienschema fort, und da wir die Protokolle derselben von 1307 — 22, [2] also gerade von den Jahren haben in denen auch die Tempelherren als Ketzer abgethan wurden, so liegt's aller Welt vor Augen daß die Anbetung Lucifers, der die Erde grün, die Bäume wachsend mache, die Verläugnung Christi und des Kreuzes, die dreifache Anbetung des Vorstehers hereticali modo, mit nichten gnostische Ordensgeheimnisse aus Secten die vor Jahrtausenden gelebt, die mit diesen nichts gemein gehabt hatten, und damals gar nicht gekannt wurden, sondern daß es Albigensische Ketzereien, Irrthümer und beigemessene Abscheulichkeiten der bons hommes waren, die man den Tempelherren Schuld gab. Diese Secte lebte und blühte in der Zeit und Gegend da die ersten Anklagen gegen die Tempelherren geschmiedet wurden, und gegen sie die fürchterliche Inquisition geschah. Die Beschuldigungen die man ihnen machte, sind aus der Geschichte und Inquisitionsprotokollen der Manichäer und Albigenser sogar wörtlich, nur natürlich in die alte Laster- und Lügenmähre von diesen Parteien um ein Jahrhundert zurückgesetzt, und mit Saracenismus, Zauberei, Abscheulichkeiten decoris gratia verwebet. Ich darf, nach dem was ich gesagt habe, die Beschuldigungen jetzt nur hinzusetzen; sie erklären sich alle von selbst, und manche blieben ohne diese Genese und Erläuterungen aus dem angenommenen Inquisitions- und Volkswahne ihrer dummen Absurdität wegen gar unverständlich.

1. Die Tempelherren verläugnen Gott, schreiben es dem Idol (dem teuflischen Götzen- und Zauberbilde) zu daß es die Erde grün, die Bäume wachsend mache. Die Manichäer

[1] S. Augustin. de morib. Manichaeor. L. II. c. 10. Walchs Hist. der Ketzereien, Th. 1. S. 770.

[2] S. Sentent. inquisit. Tolosan. hinter Limborch. hist. Inquisit.

ditto;[1] der letzte Ausdruck war von ihnen. Lucifer ward hier nur ein Bild in figuram Baffometi, weil die Tempelherren aus Orient kamen, und oft des politischen Verständnisses mit den Saracenen beschuldigt waren. Jetzt sollte es auch religiöses Einverständniß, zauberische Abgötterei seyn; denn als Ketzer sollten und konnten sie allein abgethan werden.

2. Sie verläugneten Christum, verspieen das Kreuz wie oben,[2] weil jene gegen die Anbetung des hölzernen Kreuzes harte Ausdrücke brauchten. Welche Absurdität wird's ohne diese Erläuterung zu denken: die Tempelherren verspieen das Kreuz, sie machen's zum geheimen Ordensgelübde es zu verspeien, und — tragen's auf ihren Kleidern, sind nur zum Kreuz gestiftet. Sie sollten Mahommedaner seyn, und brannten vor Haß gegen die Mahommedaner, die ihnen mit dem Kreuz und heiligen Lande ja die Nerven ihres Daseyns abgeschnitten hatten. —

3. Ihr Ordensmeister sollte im Capitel Sünde vergeben; gerade was man jenen vorwarf,[3] daß sie die Absolution der Priester verachteten, und sich das Consolamentum von ihren Vorstehern geben ließen. Daß dieß die Genesis der Anklage bei den Tempelherren sey, sieht man daraus, weil man sie auch so modificirt: „Die Tempelherren beichteten nur bei Priestern ihres Ordens (dafür hatte der Orden dieselben), und diese absolvirten wie es der Großmeister wollte." Die geistlichen Privilegien der Tempelherren waren von jeher den Bischöfen und Kathedralkirchen ein Dorn im Auge gewesen; jetzt mußten also auch ihre geistlichen Verrichtungen Ketzerei werden, damit die Anklage sich zur Aufhebung des Ordens qualificirte. Im Capitel vergab der Großmeister nicht als Beicht-

[1] Füßli, Th. 1. S. 50. 83. 408. 440. Th. 3. S. 337. Limborch. sentent. inquisit. p. 132 u. f.

[2] Füßli, S. 51. 202. 206. 241.

[3] Füßli, Th. 1. S. 53. 170. 435. Th. 2. S. 13. u. f.

vater Sünden, sondern er bestrafte oder erließ Vergehungen gegen die Ordensregel. Dieß zu thun war er gesetzt, und wenn alle Großmeister es von jeher gethan hätten, wäre der Orden in guter Zucht geblieben. Wenn er also sagte: Deus remittat tibi et nos remittimus et vadas ad fratrem sacerdotem, qui absolvat, und dieß am rechten Ort sagte, so that er was er thun konnte und sollte. Den Namen Gottes konnte er auch dabei brauchen, denn es war ein geistlicher Orden; nur er im Capitel sollte priesterlich absolvirt haben — das war die Anklage die unser Autor ziemlich verwirrt hat.[1]

4. Ihre Priester ließen die Worte der Consecration weg. Abermals Ketzerei der Albigenser, weil diese das conficere corpus Christi nicht glaubten. Ohne diese Erläuterung wird's abermals unverständlich warum die Tempelherren inquirirt wurden; „ob sie geglaubt hätten den Leib Christi oder eine bloße Hostie zu empfangen?"[2] Die Ketzerei war albigensisch.

5. Die Neuaufgenommenen küßten oder würden auf eine unanständige Weise geküßt. Dieser Punkt des Verhörs drehte sich sonderbar umher, da es bald der Eintretende, bald der Aufnehmende war der auf unanständige Art geküßt seyn sollte; und ohne Zweifel rührte die Anklage auch von der dreifachen Adoration der Manichäer gegen ihren Vorsteher her, wie sie etwa im Munde des Volks war, so daß die Gebräuche der Aufnahme dahin nur übergezwungen wurden. Daß Kuß und Adoration bei jeder Ritteraufnahme waren, ist allgemein bekannt, und bei jeder Ritteraufnahme waren, wenigstens wie es uns jetzt dünkt, närrische Gebräuche. Die unanständigen Orte des Kusses, sowie die Bank (banca), die auch in den Ketzermärchen vorkommt, waren wahrscheinlich aus der Quelle jener Katzenanbetung, ob ich gleich gar nicht

[1] S. 5—64.
[2] Füßli, Th. 1. S. 76. 89. 241. Th. 2. S. 21. 75 f.

läugnen will daß Gebräuche dagewesen seyn können die zu dieser Amplification Anlaß gegeben haben. Das waren sodann Rittergebräuche, die aber jetzt, sowie auch die Schnüre womit man das Götzenbild berühret, absichtlich Ketzerei werden sollten; denn ums **Decorum** war's den Anklägern wohl nicht zu thun. Die Esels- und Narrenfeste der öffentlichen Kirche waren keine unanständigen Ceremonien, und man sah sie in den mittlern Zeiten sogar mit Andacht an.

6. Endlich: sie beteten eine Katze an, vermischten sich sogar (weil im Capitel keine Weiber waren) mit den erscheinenden Teufeln; gaben des Todten Asche einander zu trinken; wenn der Tempelherr ein Kind erzeugte, brateten sie es, und beschmierten mit dem Fett ihren Baphometus *decoris gratia* [1] — Lästerungen aus dem Tollhause, wenn sie nicht erwiesenermaßen aus dem Pöbelwahn der Zeit und aus den alten Manichäermärchen wären [2] — —

Wie ist Ihnen nun, mein Freund? Wandeln Ihnen noch „die alten Kabbalisten und Gnostiker mit Aeonen und Emanationen sammt ihrer geheimen mystischen Theologie, ferner die Ophiten mit ihrer Abschwörung Jesu, die Basilidianer mit ihrem Bilde Jupiters und der Minerva, die Karpokratianer mit ihren Abbildungen, Pythagoras, Plato, Aristoteles und Jesu“ — ein bunter Zug, den der Autor ohne Rücksicht auf Zeit und Ort, ja ohne die mindeste Uebereinstimmung mit dem wovon hier die Rede ist, aus einem andern Welttheil, aus Gräbern einer tausendjährigen Verwesung, bloß und allein durch magische Kraft des Worts Baphometus hervorruft — schwebt Ihnen noch eine dieser Gestalten vor Augen? Oder sehen Sie nicht daß es Strich für Strich das ge-

[1] Du-Puy, p. 27—29.

[2] Den Grund davon s. bei Füßli, Th. 1. S. 69. Th. 2. S. 327. 417. Th. 3. S. 433 u. f.

wöhnliche landübliche Ketzerschwert war womit man die Tempelherren würgte? Man nahm sich gar nicht die Mühe neue oder passende Anklagen zu erfinden; man zog ihnen das Marterhemd an, das vom Blut so vieler Bons hommes troff, das Jahrhunderte hin von ihrer Flamme rauchte! — Im ganzen Proceß ist an keine Gnostik zu denken; in der Geschichte und Beschaffenheit des Ordens ist dazu noch viel minder (um mit unserm Autor zu reden) ein Schein von Spur merkbar.

Verzeihen Sie die Länge meines Briefes. Nächstens gehen wir rasch an die Frage: ob die Tempelherren nicht ein anderes Geheimniß, ein großes Ordensgeheimniß gehabt haben? Und wie, wenn ich Ihnen zeige daß dieß kein anderes als das Geheimniß reich zu werden, die Goldtinctur gewesen? Ich scherze nicht, und will's historisch darthun. Bereiten Sie sich also auf der so reichen Tempelherren geheime Taufe der Weisheit, die Goldtinctur! Ich will Ihnen sogar zeigen worin sie bestanden, und wie sie bereitet worden. — Leben Sie wohl.

Fünfter Brief.

„Könnten aber, sagen Sie, die Tempelherren nicht, ungeachtet aller groben Anschuldigungen von Baphometus, ein Geheimniß der Weisheit gehabt haben?" Könnten? Warum nicht? In der Reihe des Möglichen ist alles Mögliche möglich. Aber daß sie's gehabt haben? und worin es bestanden? das, mein Freund, liegt mir nicht ob zu erweisen, sondern denen die es behaupten. Wir Laien sind im ruhigen Possessorio unserer Unwissenheit; wer von solchen Geheimnissen schreibt, ist im Petitorio seiner Hypothese: Er muß erweisen.

Hat man's bisher gethan? Wird man's thun können? Kann man's, ich höre gern. Nur versteht sich's, müssen die Beweise

anders woher genommen seyn als aus dem Namen Baphometus. Sonst beweise ich Ihnen gleich daß Erasmus, ehe er Mensch war, eine Maus gewesen (eras mus), und da er Mensch war, er am liebsten Mehlspeise (Mus) gegessen; denn er hieß ja Er as Mus. Er hat also mehr Anrecht auf dieß Maus- und Musgeheimniß als Mahommed auf die βαφὴ μήτους. Aus der Geschichte, aus dem Zweck, der Einrichtung, den Thaten des Ordens, endlich auch nur aus den Anklagen und Geständnissen desselben, so zweideutig diese auch seyn mögen, beweise man; und ich will der erste Gläubige werden.

1. Aus den Anklagen und Geständnissen erhellet, bewiesenermaßen, nichts. Auf Ketzerei, Zauberei, heimliche Schandthaten werden sie inquiriret; auf kein Geheimniß der Weisheit. Der Großmeister kann nicht schreiben, wahrscheinlich auch nicht lesen; die Clerici des Ordens, bei denen doch etwa, nach der damaligen Zeit, die verborgne Weisheit seyn mußte, gehen mit Rittern und dienenden Brüdern auf Einem Inquisitionswege; der einzige Punkt über den man sie besonders vernimmt, ist, ob sie die Consecrationsworte beim Abendmahl gebraucht haben? also ein gemeiner Priester-Ritus. Endlich, mein Freund, der Hauptpunkt der Einweihung, „einen Laien, einen Fremden, der sich zum Orden meldet, in ein Gemach führen, und ihn Gelübde aufs Kreuz thun lassen; ihn sodann in ein ander Gemach führen, und das Kreuz verspeien, oder falls er's nicht thun will, quälen und ins Gefängniß werfen lassen bis er's thut" — ist das Methode, ist das ein Geheimniß der Weisheit, so könnte man allen neuen Freunden Gottes, den Antitrinitariern kein ärgeres zur Rache wünschen. —

2. Aus der Geschichte und den Thaten des Ordens ist noch weniger klar. Zur Tapferkeit war er gestiftet, nicht zur Weisheit. Im Vordertreffen stritt er mit der Faust, nicht im Gefecht der Wahrheit mit philosophischem Kopfe. Wenn ihm Vorwürfe geschahen,

berief er sich darauf „wie oft er sein Blut fürs Christenthum hingegeben", und noch Molay im letzten Verhör nannte drei incontestable Vorzüge des Ordens: „Pracht und Anstand des Gottesdienstes, reiche Almosen, tapfre Thaten" — kein Geheimniß der Weisheit. In die Geschichte der Wissenschaften und der von fern wiederkehrenden Aufklärung Europens ist der Orden, meines Wissens, gar nicht verflochten, ob er gleich so große Besitzungen eben in den Gegenden hatte wo sich die Aufklärung anfing. Unter den Provenzalen [1] finde ich Einen Tempelherrn mit Einem Gedicht, „daß man wieder nach Asien laufen und das heilige Land erobern solle;" ein anderer meldet sich zu ihrem Orden, und da man ihn nicht annehmen will, schreibt er **de las falsas vidas dels Templiers** — ein Buch das ich lesen möchte, nicht der Wahrheit, sondern des Gerüchts wegen, „was etwa damals auch außer der Inquisitions- und Marterstube über die Tempelherren gesagt ward." [2] Sonst ist mir nicht bekannt daß sie sich auch nur der Secte oder Secten angenommen hätten, von denen man ihnen so viele Missethaten lieh, und deren sich doch manche Edle annahmen. Wie konnten sie's auch? Sie waren ja Creaturen des Papsts, Geistliche, halbe Mönche.

3. Also auch nur die Supposition von einem und zwar solchen Geheimniß unter ihnen ist nicht aus ihrem Orden, sondern

[1] Histoire littér. des Troubadours, Vol. 2. p. 467.

[2] *Crescimbeni* Istoria della volgar Poesia, Vol. 2. p. 128. Der Dichter hieß Rostagno Berlinghieri; er lebte eben vor Aufhebung des Ordens, und starb 1315, welchen frühen Tod Crescimbeni als ein göttliches Gericht über sein falsches Zeugniß anführt. Der Mönch von Monte maggiore nennt es falsa garentia. In den Romanen unter Philipp dem Schönen war's so gewöhnlich den Tempelherren alles böse zuzuschreiben, daß man ihnen sogar den Verrath Karls des Großen an die Saracenen Schuld gab, 400 Jahre vorher, ehe ihr Orden auf der Welt war. Proben davon kann man in der Biblioth. des Romans finden.

von den Manichäern und Ketzern her. Diesen wurden Geheimnisse der Bosheit, schändliche Einweihungen zu gewissen Graden der Vollkommenheit zugeschrieben; also fiel's auch auf jene. Mit welchem Grunde? mag ich hier nicht untersuchen, da ich von Schuld und Unschuld der Tempelherren eigentlich noch nicht rede, sondern nur ihre Geschichte erkläre. Ich will's glauben daß in einem so großen Orden, wo viel wackre Glieder waren, vielleicht auch aufgeklärte Glieder gewesen; es kann beinahe nicht anders seyn als daß ihre lange Bekanntschaft mit den Saracenen vielleicht auch in einigen Ländern Europens mit den Albigensern, Stedingern, und wie die Ketzer weiter genannt wurden, die Begriffe mancher Ritter geläutert und über den Pöbel der herrschenden Kirche erhoben habe. Verschiedene Lebensweise, Reisen, Kenntniß anderer Länder und Parteien geben insonderheit tapfern Leuten eine Art Unparteilichkeit und allgemeiner Uebersicht, die eingeschlossene Mönche und disputirende Gelehrte wohl nicht haben konnten. Es mag also auch seyn daß hie und da freie Grundsätze im Orden gewesen,[1] und daß jener Großmeister dogmatisirt und gesagt haben kann: der

[1] Ueberhaupt ist's zu beweisen daß in den mittlern Zeiten, die man für sklavisch und barbarisch hält, hie und da die freiesten Meinungen stattfanden, weil überhaupt auf unserm Erdball alle Veränderungen durch Extreme gehen, die sich mit der Zeit nur mischen und mildern. Die Beschuldigung die man Friedrich II von Moses, Christus und Mahommed machte, mag nicht so ganz ohne allen Grund gewesen seyn, weil er bei vielen Gelegenheiten öffentlich wenigstens Liebhaberei zu den Saracenen zeigte. Daß die Scholastiker alle Punkte des Glaubens als Probleme der Disputation ansahen, ist bekannt; und die Reformation faßte auch deßhalb Wurzel, weil Jahrhunderte hin über die Religion dem herrschenden Tone nach nur war disputirt worden. Oben benannte Secten äußerten die freisten und zum Theil übertriebensten Meinungen; also war dergleichen Weisheit auch außer dem Orden nicht so fremde als wir uns gemeiniglich bei der schwarzen mittlern Zeit denken. Kühn- und Keckheit im Behaupten geht immer der reifern Untersuchung vor.

Bruder de Tocci sollte an „Einen großen Gott glauben und sich zur Gesellschaft guter Leute im Orden halten" (vielleicht sollten die boni viri eben das seyn was man sonst bons hommes hieß, ein bekannter Ketzername); sey dieß alles wie ihm wolle, so werden die Tempelherren damit keineswegs Gnostiker, sondern, wenn man die Supposition zugibt, Manichäer, Albigenser, Theilnehmer der Ketzersecten. Wie weit aber Theilnehmer? Wahrlich doch nicht daß sie, wie jene Eingeweihten zur Vollkommenheit, ein strenges apostolisches Leben führten; dafür waren die Tempelherren nicht bekannt, wenigstens nicht im gemeinen Sprüchwort. Auch konnte diese Weisheit nicht überall verbreitet seyn; denn z. E. in Italien, Sicilien, Portugal, Spanien, Cypern gab es wenige oder keine dieser Secten. Manche Beschuldigungen im Verhör mußten also den Inquisiten so fremde vorkommen daß sie wohl keine Antwort zu geben wußten als etwa die der Großmeister Molay gab: „Lügnern solcher Art, die das vom Orden sagen, sollte man auf gut saracenisch den Kopf abhauen und hernach den Bauch aufschneiden." — — Endlich die Brutalität die sie in dieß Geheimniß gemischt haben sollen, ist doch weder apostolische noch Albigenser Weisheit; sie hebt alle Begriffe von Ehrlichkeit, Würde, Frömmigkeit und Aufklärung auf, und Mahomed selbst hätte solche Freunde Gottes verachtet.

4. Am wenigsten, mein Freund, werden Sie sich also von dem Talisman blenden lassen,[1] „der an einem gewissen Ort in Deutschland, als das Grab eines gewesenen Tempelherrn eröffnet worden, daselbst gefunden sey." Ich will weder den Ort wissen wo? noch den Tempelherrn bei dem er gefunden worden; denn zu unserm Zweck beweiset er, und wenn der Baphometus selbst darauf wäre, und wenn noch hundert dergleichen Steine gefunden würden, nichts. Es ist bekannt wie groß die Liebhaberei an solchen Sachen in den

[1] Nicolai S. 134.

damaligen Zeiten war.[1] Aus den Morgenländern kamen diese Amulete; und da dorther auch Astronomie und Astrologie, Wissenschaft und Aberglauben kamen, so hielten sich selbst die edlern Wissenschaften lange an diese abergläubische Hülle, und die gescheidtesten Leute hegten in Absicht ihrer zuweilen Wundermeinungen. Kennt man nun den Tempelherrn der sich einen solchen Stein ins Grab geben ließ? Weiß man den dienenden Bruder, der abergläubisch-fromm diesen Stein, den er etwa in der Verlassenschaft seines Herrn (in cofris suis, wie die Verhörsartikel sagen) fand, und weil der ehrwürdige Herr bei Lebzeiten ihn mit sich getragen, ihn auch dem todten Herrn noch in den Sarg steckte? Daß die Morgenländer voll Aberglauben und Amulete sind, weiß jedermann; und daß (falls der Stein auch, wie er's nicht ist, ein Baphometus wäre) die meisten **Averrunci** um eine Serapis-, Isis- (Baphometus-) Figur, männlich oder weiblich, umhergehen, werden Sie inne wenn Sie den Gaffarelli,[2] L. Agostini u. a. nur flüchtig durchblättern. Kurz, sollten wir bei jedem alten Weibe das ein Amulet trägt ein Geheimniß der Weisheit vermuthen, und weil man im Grabe eines Tempelherrn einen Stein mit den gemeinsten Figuren findet, deßhalb vermuthen daß der ganze Orden ein Geheimniß der Weisheit, von Einheit Gottes, der nicht gestorben ist, auch nicht sterben kann, gehabt habe — Freund, wie viel bekämen wir Geheimnisse und Orden der Weisheit!

5. Also kümmern Sie sich auch nicht um die Zauberworte: **Sarazin y Allah**,[3] als ob die das Geheimniß faßten. Ist y nicht bloß die Verbindungspartikel (denn die Aussage davon ist aus einem

[1] *Arpe* de Talisman. p. 90. 184. *Ransov.* catalog. imperatorum etc. et viror. illustr. qui astrologiam amarunt 1594. Und viel Lebensläufe der mittleren Zeiten.

[2] *Gaffar.* curiosit. inaudit. Hamb. 1678. *L. Agostona.* game antich. T. 2.

[3] Du-Puys. p. 23.

Verhör in Carcassonne), so ist's wahrscheinlich der verstümmelte Name Freund Gottes, **Hhalilallah**, der dem Kopf gegeben seyn sollte, und den uns ja die Tradition aus dem Munde des Großmeisters albern genug erkläret. — — Ueberhaupt scheint mir alles brüchig was der Verfasser in der so bekannten Materie, der Aufklärung Europens durch die Saracenen,[1] die in einzelnen Wissenschaften hie und da schon gründlich ausgeführt ist, saget; und einige Umstände finden, wie ich nicht anders weiß, gar nicht statt.[2] — Doch ich

[1] S. 109 u. f.

[2] Hr. Nicolai sagt S. 109—110 dreimal: „daß der berühmte Averroes am Hofe des Kaisers Friedrich II gelebt, daß der Aufenthalt Averroes am Hofe des Kaisers sehr viel zur Ausbreitung der Aristotelischen Philosophie beigetragen;" endlich „daß dem Papste der vertraute Umgang des Kaisers mit Averroes sehr mißfällig gewesen, und daß er daher Gelegenheit genommen ihm feindselige Gesinnungen gegen die christliche Religion Schuld zu geben, ist gewiß." Woher gewiß? Die halbe Seite von Citaten die der Autor anführt, sagt davon kein Wort; das Leben Friedrich II und Averroes ebensowenig. Averroes lebte zu Cordova und Marocco, wo er 1206 starb, und Kaiser Friedrich II wurde 1215 zum Kaiser gekrönt; nicht zu Marocco in Afrika, sondern zu Aachen in Deutschland, und zu Rom erst 1220. Auch war wahrlich kein Averroes, den er am Hofe mit sich führte, Gelegenheit zu seinem Zwist mit dem Papst; denn die Geschichte davon ist jedermann im Gedächtniß. Daß Friedrich saracenische Weiber an seinem Hof hatte, wirft ihm der Papst vor, und darüber sucht ihn Sachwalter zu rechtfertigen (**Matth. Paris p. 664 edit. Lond. 1640**), nicht aber „den berühmten Philosophen Averroes", der viele Jahre todt war. Der Autor hat etwas von den beiden Söhnen des Averroes, die, wie **Aegid. Roman.** erzählt, auf ihren Reisen den Hof des Kaisers besuchten (s. **Brucker. hist. phil. T. III. p. 100, 101**), gehört, und dichtet daraus ein Factum, das er als das gewisseste von der Welt dreimal und mit vielen Citaten anführt. — — So ist's ihm (S. 115) ein Beweis „wie aufmerksam Saracenen und Christen auf einander gewesen", daß „jener gefangene Ritter, Hugo von Tiberias, dem Sultan Saladin sogar alle Gebräuche der Ritterschaft bis auf die Aufnahme gezeigt habe", und sagt in der Note: „die sehr naive Erzählung davon in alten französischen Versen steht — in den **Fabliaux et Contes du XII. et XIII. Siècle Par. 1779. 8.**" Ist das ein Zeugniß? Der Verfasser

bleibe, oder vielmehr ich komme recht auf der Tempelherren Geheimniß der Weisheit.

6. „Sollten sie nicht die Goldtinctur besessen haben?" „Ja, ja, mein Freund, die Goldtinctur, nichts anders. Drum wurden sie in kurzer Zeit auch so unerhört reich; drum hielten sie ihre Capitel auch zu Nacht, daß niemand das Geheimniß erführe. Das war der Punctus quidam, über den sie auch den König ermordet hätten wenn er dahinter gekommen wäre. Wozu konnten sie in Orient leichter kommen als zur Goldtinctur? Bei den reichen und weisen Arabern, etwa gar bei einem Schüler der Geheimnisse Gebers. Hatten Raimundus Lullius, Arnoldus de Villa Nova ihre Geheimnisse nicht auch daher? — — Also zugestanden und eingestanden: sie hatten die Goldtinctur; dieß Geheimniß hat sich erhalten, fortgeerbet, und ist noch jetzt." — —

Vielleicht haben Sie, mein Freund, diese Orakel auch ernsthaft sagen hören, wenigstens können Sie sie in manchen neuen Modeschriften ernsthaft gesagt lesen. Unser Autor ist indessen von ihnen frei, und sagt feierlich:[1] „andere Geheimnisse (als die seinigen nämlich) hatten die Tempelherren nicht; im ganzen Proceß ist nicht die geringste Spur daß man die Goldmacherei bei ihnen vermuthet, oder daß sie darüber auch nur befragt worden." Das ganze Fig-

dieses Fabliau sagt: Messieurs, ce Fabliau est fait pour plaire aux braves gens etc., und jedermann ist bekannt daß ein ganzer Roman dieses Inhalts, Ordene de Chevalerie, umherging, der in unserm Jahrhundert mit einem Glossario gedruckt worden, aus dem du Cange, Ste. Palaye u. a. so oft Stellen anführen, der aber im Grunde weiter nichts als Roman seyn wollte. Die Geschichte die ihm zum Grunde liegt, steht in Bongars. gest. Dei p. 1152; sie nennt einen andern Ritter und ganz andere Umstände. Der Ritterschlag, der auch tapfern Saracenen gegeben ward, war nichts als eine Soldatenehre. S. du Cange zum Joinville Fol. 70 u. a. Stellen und Exempel.

[1] S. 144.

ment ist ein später Wahn, an den man damals nicht denken konnte, weil man zu gut die Quelle der Reichthümer dieses Ordens kannte. — — Lassen Sie mich, wie jener Bauersmann der, als er beschuldigt ward durch böse Künste zu seinem Reichthum gekommen zu seyn, nichts als die Werkzeuge seiner täglichen Arbeit vorführte — lassen Sie mich auf diese Weise nur einige historische Momente des großen und schnellen Reichthums der Tempelherren anführen. Jeder Kenner der Geschichte ist gewiß auf meiner Seite.

Also erstens und überhaupt ist bekannt welche Raserei die Kreuzzüge für Europa waren. [1] Europa verblutete sich in Asien; es warf seine Kräfte, sein Geld, seine Mannschaft dahin. Man verkaufte Güter (und die Geistlichen kauften sie), man verkaufte Freiheiten (und wer konnte, kaufte sie); mit dem Gelde ging man oder sandte es, freiwillig oder zur Büßung, nach dem heiligen Lande. Wer dabei gewann, waren die Unterhändler, der Papst, die handelnden Staaten in Italien, endlich insonderheit die geistlichen Ritterorden. Diese waren gestiftet, in ihrer und anderer Namen Pilgrime zu beschützen und den heiligen Krieg zu führen, das ist auf mancherlei Weise Geld aus Europa zu ziehen und sich zu bereichern; es hätte nur an ihnen gelegen, wenn sie's nicht hätten thun wollen. Also

Zweitens. Unter diesen geistlichen Ritterorden wurden die Tempelherren bald die ersten. Sie stritten im Vordertreffen und eigneten sich den Ruhm der Tapferkeit vorzüglich zu; sie hatten auch wirklich tapfere Grundsätze, die sie siegen oder sterben lehrten. Kein gefangener Tempelherr konnte anders als um Messer und Gürtel losgekauft werden; und auch ihre Feinde mußten es zugestehen daß sie

[1] Man hat noch keine gute Geschichte der Kreuzzüge, die aus den Quellen geschöpft und mit Uebersicht aller Folgen dieser Züge philosophisch und historisch wäre. Man rühmt Mailly Esprit des Croisades: ich kenne aber dieß Buch noch nicht.

bis auf die letzten Zeiten Wunder der Tapferkeit verrichtet haben. Also waren sie vorzüglich der Orden[1] dem man schenkte, oder ein Testament vermachte, wenn man seine Frömmigkeit im heiligen Lande anlegen wollte. Die Menge von Schenkungen, die sie in kurzer Zeit fast in ganz Europa bekamen, ist, wenn sie uns die Geschichte[2] nicht erzählte, beinahe über allen Glauben; fast hätten sie ja ganze Königreiche erbeutet.

Drittens. Insonderheit die Zeitumstände, unter denen der Orden gestiftet ward, trugen zu seinem schnellen Wachsthum bei. Der dritte König in Jerusalem herrschte, und Europa glaubte die Blüthe seiner gewissen Hoffnungen vor sich zu sehen; sollte es also nicht steuren? nicht geben? Der erste Meister des Ordens, Hugo, muß mehr als Loyola gewesen seyn, nach der Wirkung die er auf seiner Reise überall in Europa, insonderheit in England machte. Er kam mit Schätzen und einem kleinen Kreuzzuge nach Orient; ließ aber überall Höfe und Länder zurück die aufs eifrigste für ihn eingenommen waren.[3] Wer mehr als alle für den Orden posaunte, war der heilige Bernard,[4] und jedermann weiß was dieser Mann damals in Europa galt. Ueberschwänglich lobte er den Orden; ein Lob das er bald zurücknehmen und in ernstliche Vermahnung verwandeln mußte, das aber zur ersten Gründung seines Ruhmes unendlich viel beitrug.

Viertens. Der Papst mit seinen Privilegien blieb nicht nach. Das einzige, „an Oertern die mit dem Interdict belegt waren, zu Zeiten Messe lesen zu dürfen", mußte den Tempelherren viel eintragen; ob sie gleich freilich damit auch den Haß der Bischöfe sehr

[1] Ich schließe damit die andern geistlichen Ritterorden nicht aus; denn alle sind reich und sehr reich geworden; sie müssen also alle das Geheimniß der Weisheit gehabt haben, oder es hatte es keiner.

[2] S. Gürtler, Anton, vom Anfange bis zu Ende.

[3] S. Anton S. 13 — 29.

[4] Epist. 31. 175.

auf sich luden. Sie gewannen als Ritter und als Priester, und wo beides nicht hinreichte, waren sie

Fünftens, Handelsleute. Sie kauften, liehen aus, wucherten, waren Unterhändler u. s. Den Geistlichen verkaufte man damals, des geistlichen Segens wegen, am liebsten; sie waren allenthalben angesessen, hatten Geld, konnten allenthalben kaufen. Königen streckten sie Summen vor, nicht ohne Zinsen; die Procente super custibus, dampnis et interesse, wurden dem Könige Eduard gleich berechnet. Sie waren also in die Geschäfte fast aller Länder Europens verflochten, nicht nur durch ihre Besitzungen und Schätze, sondern auch oft durch Aemter. Noch unter Philipp dem Schönen war ein Tempelherr Schatzmeister, in England ein anderer vorher erster Minister; — und daß sie nicht immer gar zu gewissenhaft mit dem ihnen Anvertrauten umgingen, auch davon könnte ich Gerüchte aus der Historie anführen. So ganz ohne Grund konnten doch die so oft wiederholten Beschuldigungen von Habsucht, von Bestechungen ihrer Großmeister u. s. nicht seyn. Also ist's gar kein Wunder daß sie reich wurden; es wäre Wunder über Wunder gewesen wenn sie in der Lage arm geblieben wären. Kurz, der Orden hatte zuletzt nicht weniger als 16,000 Herrschaften, oder nach einem andern Schriftsteller 40,000 Commenderien, und jährlich auf zwei Millionen Einkünfte [1] — eine Summe die in den damaligen Zeiten mehr als königlich war. Diese zog er nicht aus Künsten der Alchymie, sondern aus Einkünften und Gütern, wie jedermann wußte.

Sechstens. Also ergibt sich's ziemlich was auch ihre Verrichtungen im geheimen Capitel waren. In capitulo negotia sua contractant, sagt Matth. Paris; [2] nichts in der Welt anders wußte ihnen auch selbst die Zauberkatze zu offenbaren. [3] Sie redete

[1] S. Ashmole Instit. of the Order of the Garter, p. 56.

[2] S. 899.

[3] S. die citirte Stelle, deutscher Merkur, April, S. 45.

ihnen von reichen Ernten, von großen Besitzungen Goldes und Silbers vor; auf etwas anders ging ihr Sinn schwerlich. Ihr Großmeister Hugo hatte eine sehr politische Idee, das Capitel auf die Nacht zu verlegen. Im Kriege war ihnen diese Zeit zu Entwürfen auf den frühen Tag, zu Streifereien, die in Orient, insonderheit vor Tagesanbruch, vorgenommen werden, bequem. Als höchstes Gericht über die Brüder machte die Nacht ihr Capitel zu einem Areopagus (wie ich denn dieß Wort, vielleicht ziemlich freigebig, auf den Orden wirklich angewandt finde;[1] und endlich zu jeder Zeit war ihr Capitel, an einem abgelegenen Ort in stiller Nacht gehalten, ihnen eine sichere, unbehorchte Versammlung, die den Mitgliedern des Ordens Stillschweigen, den Fremden Ehrfurcht gebot, und gleichsam ein Siegel auf ihre Rathschlüsse und Unternehmungen drückte. Die alte Gewohnheit ward also treulich beibehalten, auch in Zeiten und an Oertern wo es vielleicht wenig wichtiges mehr zu berathschlagen gab; warum sollte sie aber geändert werden?

Und nun wird siebentes offenbar: woher sich vorzüglich bei diesem Orden die Mähre von Geheimnissen, von Abgötterei, Zauberei, Lasterthaten, Unmenschlichkeiten entspann. Die liebe dunkle Nacht und die Verschwiegenheit, auf die der Orden drang, hatte sie geboren. Nach Begriffen der damaligen Zeit (zumal in Frankreich nach den Manichäer- und Albigensermärchen), was konnte man in der finstern Nacht anders thun als den Teufel rufen und Hurerei treiben? Wo in einem geheimen Zimmer ein Kopf stand, mußte es ein Unhold, ein Baphomet seyn, den man anbetete, mit dem man hexte. Zumal diese Leute, die aus Orient, aus den Ländern der Saracenen kamen, ja die sich zum Theil noch morgenländisch trugen, die ihre Brüder geheim aufnahmen und ein so strenges Stillschweigen von ihnen forderten! Erlauben Sie, mein

[1] Du Breil Antiquités de Paris.

Freund, daß ich ein kleines Verhör eben des Bruders hersetze, der nachher auf der Tortur so freigebig den Diabolus, die Katze, den Zauberkopf, die hurenden Teufelsweiber bekennen mußte. Die Aussage, die jetzt folgt, war den Inquisitoren zu natürlich:[1]

Frage. Wann er aufgenommen sey?

Antw. Frühe in der Kirche, bei verschlossenen Thüren.

Frage. Ob ihm auch eine leinene Schnur gegeben worden?

Antw. Ja, mit dem Befehl daß er sie zeitlebens zu Nacht und zu Tage um den Leib tragen sollte, zum Andenken seines Gelübdes der Keuschheit.

Frage. Ob er einen Eid habe thun müssen die Geheimnisse des Ordens, auch seiner Aufnahme, nicht zu verrathen?

Antw. Ja.

Frage. Welches diese Geheimnisse seyen?

Antw. Die Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams, der Ordnung, des Stillschweigens (in Ordensgeschäften).

Frage. Ob er auch andere habe aufnehmen sehen?

Antw. Ja, zehn oder zwölf Brüder; alle seyen aufgenommen wie er.

Frage. Ob er im Generalcapitel gewesen?

Antw. Ja, fünf- oder sechsmal in Montpellier.

Frage. Was er da gesehen habe?

Antw. Um Mitternacht sey man aufgestanden, habe sich versammelt; es sey Morgenandacht gehalten worden. Dann habe ein Religios gepredigt, und nachdem der sich entfernt, seyen die Thüren verschlossen und das Capitel gehalten.

Frage. Was im Capitel gethan sey?

Antw. Die Ordensregel wiederholt daß sie keusch seyn sollten, die Güter des Ordens, das Magazin des Tempelhofs gut verwalten

[5] Hist. de la Ville de Nismes p. Menard. Tom. I. Preuves p. 179.

möchten, und solche Dinge, Brüder, die sich etwas zu Schulden kommen lassen, seyen gestraft u. s.

Frage. Ob da auch ein Idol oder Bild von Gold oder Silber oder Metall oder sonst ein Menschenkopf angebetet und verehrt sey?

Antw. Nein.

Frage. Ob auch jezuweilen eine Katze angebetet worden? eine Katze oder ein Kater, ein Rabe oder viel Raben?

Antw. Nein.

Frage. Ob in einem der gedachten Capitel auch Weiber sich zeigten oder gezeigt haben?

Antw. Nein ꝛc.

Sie sehen, mein Freund, die Zaubereien und Teufeleien in finstrer Nacht waren angenommenes Costüme des Zeitalters, wie es so manche Inquisitions-, Hexen- und Judenprocesse damaliger Zeit zeigen. Freilich gehörten ja auch die Teufel mehr in das Capitel eines geistlichen Ordens als — Geschäfte, die ihm die Ordensregel aufgab.[1] Nüchterne und müßige Philosophie gehörte mehr hinein als Rechnungen und Rathschläge, ohne die ein so verbreiteter, reicher, gewiß sehr wirksamer Orden gar nicht bestehen konnte! Mich dünkt der Großmeister hatte mehr zu thun als die Brüder über Einheit Gottes zu katechisiren. Einkünfte und Ruhm, Unternehmungen und Reichthum waren ohne Zweifel dem Orden das kostbarste Geheimniß der Weisheit; und bei manchen Rathschlägen darüber wollten sie gewiß nicht behorcht seyn. —

Nun sollte ich Ihnen, mein Freund, ein Gemälde vom Verfall des Ordens und seinem schrecklichen Sturz zeichnen; was ihn zuerst in der Meinung Europens allmählich heruntersetzte und zuletzt seinen Fall bewirkte. Die Facta darüber liegen aller Welt vor Augen; der Charakter ihres Anklägers, die Lage ihres Richters ist jedem

[1] Ordensregel, Cap. 59.

Kenner der Geschichte bekannt; einige Acten ihres Processes sind schon in extenso publicirt; um andere müßte man sich bekümmern daß sie ganz, nicht in Extracten, publicirt würden. Wer darüber schriebe, müßte, als ob noch gar nichts darüber geschrieben wäre, ohne Liebe und Haß gegen den Orden, am meisten ohne eine Lieblingshypothese urtheilen, die unsern Autor offenbar irregeführt hat. Es ist augenscheinlich daß er sein Gewebe über fremde Grundfäden zusammengeschlagen, über Grundfäden die auch zur Fortführung der Hand dessen bedurften der sie zog; und nicht der Hand — Doch ich habe Ihre Geduld zu lange gemißbraucht. Leben Sie wohl!

Die Fortsetzung dieser Briefe verfolgt die Materie weiter, untersucht die Acten, die wir vom Proceß der Tempelherren haben, und legt ein Gemälde desselben gerichtlich und historisch dar. Sodann wird die Frage untersucht: ob der Orden nach seiner Aufhebung historisch-erweislich fortgedauert? Ob er in andern Gesellschaften erneuert sey? Ob vor Valent. Andreä Rosenkreuzer gewesen? Ob die Freimaurer unter Karl I. und Cromwell mit den Levellers zusammengehangen? Ob die Stelle in Aschmole's Leben ächt? Ob des genannten Dr. Knipe Commentar darüber vernünftig sey? u. s. f. Da aber den meisten Lesern an historischen Erörterungen der Art wenig gelegen seyn dürfte, so bleiben diese Briefe einem andern Ort.

5.

Persepolis und Indien. [1]

1803.

Durch Chardins, Bruyns u. a. ältere Reisen durch Persien, waren die Trümmer unweit Schiraz mehr und mehr auch durch genauere Zeichnungen ins Andenken gebracht; der treffliche Käm-

[1] Aus der Adrastea, XI. Stück.

pfer, dessen biedere Sorgsamkeit nicht gnug Ruhm verdienet, fügte seine Bemerkungen über den damals neuesten Zustand Persiens und die Ruinen von Tschilmenar, obwohl durch Schuld des Verlegers mit den schlechtesten Kupfern begleitet, hinzu.[1] O warum mußte Kämpfer in dem Winkel, worin er lebte, leben? Seine noch bis jetzt unübertroffene japanische Geschichte ward mit Handschriften und Zeichnungen den Erben vom Ritter Hans Sloane abgekauft; sie erschien englisch zuerst, ehe sie, viele Jahre nachher, durch Dohms Fleiß und Bemühung deutsch erschienen; seine persisch-japanischen Ergötzlichkeiten, die eine Uebersetzung verdienten, blieben ein fast unbekanntes Buch. Jeder Reisende sagte über Persepolis seine Meinung, und man ließ es bewenden bis es dem Grafen Caylus gelang die Aufmerksamkeit darauf fester zu richten.[2] Er las der Akademie eine Abhandlung über die Ruinen von Persepolis vor, in welcher er zwar im ganzen irre zu gehen scheint, indem er sie für Tempelgebäude, und ihren Geschmack für ägyptisch hält, immer aber doch zuerst den Gegenstand zur literarischen Erörterung brachte. Wie viel sind wir in Ansehung der Alterthümer und Kunstgeschichte diesem edlen Mann schuldig! Nach seinen Reisen in Italien und Orient wandte er auf Sammlungen und Erläuterungen alter Kunstwerke was er konnte. Den fleißigen Gelehrten Barthelemy unterstützte er; sein sind so viele vortreffliche Abhandlungen in der Geschichte und den Denkschriften der Akademie; sein die Sammlung der Alterthümer, die er selbst gelehrt, oft glücklich erklärte.[3] Der Name Caylus verdient der Nachwelt unvergeßlich zu bleiben.

[1] Engelbert Kämpfer Amoenitates exoticae, politico - physico - medicae, Fasc. I. — V. Lemgo, 1713.

[2] Hist. de l'Académie des Inscriptions. T. 29. Seine Abhandlung war vorgelesen am 2 Mai 1758; übersetzt ist sie von Meusel, in Caylus Abhandlungen zur Geschichte und zur Kunst. Th. 1. S. 57.

[3] Recueil d'antiquités dans la collection du comte de Caylus. Sechs Bände in 4.

Als in den Jahren 1761 u. f. Niebuhr mit seinen Gefährten Orient bereisete und der Tod diese hinraffte, reisete er gleichsam für sie alle; und ob ihn damals gleich Augenschmerzen quälten, und er der bösen Luft unter diesen Ruinen zu unterliegen befürchten mußte, blieb der rechtschaffene Mann dem Zweck seiner Sendung dennoch so treu daß er, wiewohl unbequemer als seine Vorgänger reisend, dennoch selbst mit Zeichnungen eine genauere Beschreibung dieser Trümmer gab als Chardin, Bruyn u. a. gegeben hatten.[1] Er, verglichen mit jenen, haben bisher den Erläuterern dieser alten Denkmale gleichsam zum Text gedienet; jetzt, da sich die Aufmerksamkeit Frankreichs und Englands gemeinschaftlich auf diese Gegend gerichtet, kann es kaum fehlen daß nicht ein glücklicher Abenteurer weiter dringe als wohin Niebuhr gelangen konnte.

Nach Niebuhrs Kupfern und seiner, sowie seiner Vorgänger Beschreibung wagte der Untengenannte im Jahr 1788 eine Muthmaßung[2] (wie er sie nannte), die, einen andern Gang als Caylus nehmend, der einfachen Ansicht der Gebäude und Vorstellungen selbst nach eigner Nationaldeutung der Perser und benachbarter Völker folgte. Die Bedeutung des Zuges der Geschenkebringenden, ihrer Abtheilungen und Symbole, der Symbole des Königes, der vorgestellten Thiere u. s. fiel hier nach Gegend, Zeit und Zweck so sichtbar ins Auge daß schwerlich an einen Tempeldienst zu denken war. Diese Idee ganz zu entfernen hielt sich der Verfasser an die Tradition der Perser, der auch ihre Dichter folgen, so strenge daß er die Verbindung ihrer mit der Griechengeschichte bei Seite setzte, zugleich aber den zweiten Theil seiner Abhandlung über die Gräber der Könige ankündigte, in der, was an der persischen Vorstellungs-

[1] Niebuhrs Reisebeschreibungen nach Arabien und andern Ländern. Theil 2.

[2] Persepolis, eine Muthmaßung in Herders dritter Sammlung zerstreuter Blätter. 1788. (Werke z. Philos. u. Gesch. I. S. 45—72 (Bd. XXVI der Ges. Werke).

art fehlte oder übertrieben war, ins Licht treten sollte. Andere Geschäfte hinderten ihn an dieser zweiten Hälfte seines Baues; und seitdem ist ihm manches, doch nicht alles von dem was er zu sagen hatte, weggenommen worden. Bei erster Muße wird er sich befleißen es dennoch zu sagen, und als ob er in einer Versammlung der vielen gelehrten und großen Männer, die auf Persepolis und die ihm verwandten Gegenstände anjetzt, wie wetteifernd, ihr Auge gerichtet, eines Sylvester de Sacy, der Tychsens, Günther Wahls, Eichhorns, Lorsbachs, Heerens, Münters, Ouseley u. s. von seinem Gesammelten Red' und Antwort zu geben hätte, seine Untersuchungen darlegen. Was seit obgenannter Zeit von diesen Männern geschehen, ist den Liebhabern dieses Studiums bekannt; die Mémoires sur diverses antiquités de la Perse von Sylvestre de Sacy [1] geben, im Inhalt und der Methode persische Alterthümer sowohl als den Charakter ihrer Schriftzüge unter den Sassaniden zu enträthseln, das glücklichste Muster. So krönte das Jahrhundert am Ausgange den Fleiß der Forscher in dieser fernen, verlassenen Grabgegend, und ladet seine Nachfolgerin zu weitern und genaueren Forschungen ein, die ihm auch nicht fehlen werden, da es jetzt von allen Seiten so stark auf die Keil- oder Pfeilschrift losgehet. Das Resultat kann nicht anders als einen großen Aufschluß gewähren; wiewohl nur literarisch; denn der Umfang menschlicher Gedanken wird dadurch schwerlich erweitert werden.

*

Wenden wir unsern Blick nach Indien, welche Welt von Aufklärungen bietet sich uns dar, die uns das Jahrhundert geschenkt hat; möchten sie einigermaßen auch den Jammer ersetzen den die Europäer jenen Gegenden gebracht haben, und aus jenen Gegenden sich selbst bereiten. Doch warum wollen wir den bösen Pfuhl enthüllen, auf dem dießmal schöne Blumen wuchsen?

[1] Par. 1798. 4.

Portugiesen und Spanier, Holländer, Engländer und Franzosen, Dänen und Deutsche hatten uns bisher über Ostindien viel und mancherlei gesagt; von ostindischen Sprachen waren auch Alphabete beigebracht, und aus dem Malabarischen, Tamulischen, Siam'schen war manches übersetzt worden; durch Wilkins, Chambers, die Scotts, Halhed u. s. thut sich uns ein neues Reich auf. Einzig schon Wilhelm Jones, wahrer Präsident der Akademie zu Calcutta, hat, mit einem Glück das wenigen begegnet, Dinge zuwege gebracht die andern verboten bleiben. Ihm war die Sakontala, eine Blume des Paradieses gebracht, und er verpflanzte sie zwanglos schön;[1] o hätte er alles Indische so übersetzt, und sich der elenden englischen Reimkunst entladen. So gab er die Gita-Govinda, den Menu — und was würde dieser unermüdet eifrige, rüstige, vielgelehrte, treffliche, glückliche Mann nicht noch geleistet haben, wenn ihm die neidige Parze sein Leben nicht verkürzt hätte. Aus dem Persischen und Arabischen hat er uns ebenso schöne Früchte und Blumen geschenkt;[2] Notizen und Aufschlüsse über Indien deßgleichen, obwohl in Herleitung der indischen Götter, sowie der asiatisch-afrikanischen Sprachen und Völker ihm aus der Schule Britanniens her ein enger Deutungsgeist beiwohnet. Friede sey mit seiner Asche, und sein Institut daure. Auf eine menschenfreundliche, nicht bedrückende Weise daure es und pflanze sich nach Europa hinüber. Man erstaunt über die Menge indischer und anderer asiatischer Handschriften, die sich schon in den Händen der Britten befinden;[3] möge davon ein guter Gebrauch gemacht werden!

Wie weit schreitet der Geist der Europäer vorwärts! wie fern zurück bleibt ihre Handlungsweise! Ein böser Genius hat sie erfaßt,

[1] Ins Deutsche gleichmäßig schön übersetzt von Georg Forster, von ihm auch mit lehrreichen Anmerkungen begleitet.

[2] W. Jones de poesi Asiatica comment. edid. Eichhorn. Lips. 17.

[3] S. Ousely's oriental Collection hin und wieder.

indem sie andern Völkern Verderben bringen, sich selbst Verderben zu bereiten; stehet ein guter Genius hinter ihm, der unsichtbar dieß Gift in Arznei verwandelt? Kein Zweifel; nur Generationen gehen darüber zu Grunde.

6.

Culturgeschichte der Völker.[1]

Da der Verfasser sowohl die Idee als den Zweck seiner Abhandlungen in einer eigenen Vorrede deutlich ans Licht gesetzt hat, und es anmaßend wäre als Vorredner sein Lobredner oder sein erster Recensent zu werden, so bleibt nichts übrig als über den Werth seines Zwecks national- und zeitmäßig einige Worte hinzuzufügen, deren Anwendung sich sodann selbst ergibt.

1) Nur durch den Geist den wir in die Geschichte bringen und aus ihr ziehen, wird uns Menschen- und Völkergeschichte nützlich. Geistlos zusammengestellte Facta stehen unfruchtbar da; auch die Entwickelung historischer Umstände kann keinen andern Zweck haben als Evidenz, Wahrheit.

2) Was uns in der Geschichte zunächst anspricht, sind Sitten und Charaktere, sowohl der Völker als einzelner Menschen. Diese ins Licht zu stellen, sie durch Erweise und Vergleichungen sprechend zu machen, ist der edle Zweck einer psychagogischen Geschichte. Welche Nation dieß am besten that, die bearbeitete das Feld der Begebenheiten aufs nutzbarste, aufs angenehmste.

Daß wir Deutsche hierin nicht nur den Alten, sondern auch einigen benachbarten Nationen noch nachstehen, ist ebenso bekannt als oft beklagt worden. Namenverzeichnisse, Genealogien, die Beschreibung von Kriegszügen, Helden- und Staatsactionen, das Skelet des

[1] Vorrede zu Fr. Mayers Culturgesch. d. Völker. 1798.

Herkommens endlich hinderten uns oft den Geist der Zeit zu entwickeln, die Menschengeschichte für Menschen sprechen zu lassen, charakteristisch, sittlich.

Zwar suchte man diesen Mangel seit einem halben Jahrhundert durch ein anderes Extrem zu ersetzen, indem man Geschichte mit Roman mischte oder gar historische Charaktere undramatisch dramatisirte; es liegt aber am Tage daß dadurch die poetische Kunst so wenig gewann als die Geschichte. Sogenannte historische Romane sind gemeiniglich die langweiligsten Romane, historische die schläfrigsten Dramen; und überhaupt gibt es dem Gemüth eine unangenehme Empfindung, wenn ohne Erreichung einer Kunstidee das Geschehene und die Dichtung dergestalt vermengt werden daß man nicht weiß was man lieset. Die reine historische Exposition eines Zeitraums, eines gesellschaftlichen Verhältnisses als eines charakteristischen Sittengemäldes, wenn sie gleich nicht so lebhaft als ein Roman oder Drama seyn kann und seyn soll, wird dem ruhigen Leser dennoch unterhaltend und lehrreich seyn; sie belohnt ihre mindere Lebhaftigkeit durch einen reineren Umriß der Wahrheit.

3) Unter allen gesellschaftlichen Verhältnissen ist das Band der Geschlechter und Familien das zarteste, das die Geschichte entwickeln kann und festhalten sollte; denn auf ihm beruhet nicht nur der ächte Ruhm einer Nation, sondern auch ihr innerer dauernder Wohlstand. Kriegstugenden sind nur abwehrende Tugenden; wo sie angreifen, erobern, zudringlich und überlästig werden, hören sie auf Tugenden zu seyn, und werden erst andern, dann der Nation selbst fürchterliche Dämonen. Indem sie den häuslichen Wohlstand Fremder zerrütten, bringen sie durch Ueberspannung der Bedürfnisse, der Neigungen und Kräfte eine Unform zuwege, in der sich die Mutter aller häuslichen und bürgerlichen Glückseligkeit, die Sophrosyne, am wenigsten erkennet.

Immer also höre ich lieber der Deutschen häusliche Tugenden als ihre Kriegsthaten — loben. In den alten wilden Zeiten drängten sie als gedrängte Völker andere Nationen und setzten sich wo und wie sie konnten. In den mittleren barbarischen Zeiten hielten sie rohere Völker, Hunnen und Mongolen in ihrem verheerenden Lauf auf, oder ließen sich, treu der Fahne des Gehorsams, gegen welt- und geistliche Mächte bis ans Ende der Welt führen, und vergaßen darüber sich in ihrem Lande eine Constitution zu geben, die den Namen eines Staats verdiente. Aber ihre häuslichen Tugenden lobe man, denn sie verdienen das Lob, das zuletzt alle Elogien überlebet. Aus ihnen entsprang in Deutschland das Städte- und Bürger-Gemeinwesen, das ganz auf häuslicher Glückseligkeit beruhte, und diese bezweckte.

Wie kommt's nun daß wir diese stillen Tugenden nicht ehren? daß wir die unzweifelhaften Vorzüge unserer Väter, die im deutschen Charakter liegen, weniger schätzen als die blendenden Eigenschaften fremder Nationen? Daß viele Deutsche der deutschen Staatsgeschichte unkundig sind, ist sehr verzeihlich; aber auch der Charakter- und Sittengeschichte? Wir wollen, die Hand vors Auge haltend, den Grund nur darin suchen daß diese weniger als die deutsche Kriegs-, Reichs-, Staats-, Rechts-, Herkommensgeschichte behandelt worden. Und doch reicht auch diese Täuschung zum Troste kaum hin; denn wie wenige haben — ich will nicht sagen Maskovs, Schmidts oder eines andern Geschichte der Deutschen, Müllers Geschichte der Schweiz u. s. gelesen, sondern sich auch nur um einzelne Zeitperioden, merkwürdige deutsche Institute, Verdienste, Charakterzüge bekümmert! Sind (um nur einige zu nennen) Mösers, Möhsens, Hegewischs, Stettens Schriften in den Händen in denen sie seyn sollten? Wird Schlözers Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, die ein so großes Blatt des deutschen Culturfleißes aus mehreren Ländern enthält, so laut verkündet als

ein triviales brittisches Pamphlet über die Botany Bay, die Maratten und Hyder Ali?

Da wir so lange, aus uns geworfen, uns selbst entrissen, andern Nationen gedient, ihnen gefröhnt haben, sollte uns nicht die jetzige Zeit selbst mit gewaltiger, grausamer Hand auf uns zurückdrängen, uns zurufend: „Lerne dich selbst kennen, denn andere kennen und mißbrauchen dich. Requirire dich, damit du nicht requirirt werdest." Und was führte dazu mehr als historische Untersuchungen dessen was unsere Väter waren, wir vielleicht nicht mehr sind, vielleicht auch nie mehr — Doch das sey ferne! Wir sind was wir sind; unter gegebenen Umständen kann unser Charakter sinken, unsere Natur aber können wir nie vertauschen. Die gedrückte elastische Kraft wird deßhalb nicht unterdrückt; sie hebet sich empor, und der Druck selbst war ihr nöthig. In keinem Verhältniß wollen wir die reine Germanität, d. i. Treue und Einfalt mit Anhänglichkeit und Muth verbunden, aufgeben. Der Name German, germanischer Charakter behauptete sich unter den Römern selbst rühmlich.

Zweifelhafter denke ich über den deutschen Rittergeist, sofern er Cultur bewirkt hat. Daß er mit dem Französischen, Spanischen, Normännischen in England und Italien, die Galanterie nicht in gleichem Maß emportrieb, möchten wir ihm verzeihen; aber (siehe die Burgen und Raubschlösser mit ihren Verließen, die Trinksäle u. s. an) bewirkte er nicht etwas anders? Gnug! Der Geist hat sich überlebet. Wir wollen, wie bei dem Leichenbegängniß des letzten Stammhelden, ihm eine Lob- und Leichenrede halten, die Turniere seiner Vorfahren erzählen, den ehrenhaften Schild aufhängen und das Wappen mit dem Todten begraben. Pfarrer oder Küster stellen ihm aus den Distichen einst sein glaubhaftes Zeugniß aus.

Mehr interessirt die Culturgeschichte der Menschheit jene sanfte Nation, die Erfinderin keiner schädlichen und so vieler nutzbaren Künste, die Hindu. Alles was uns unter ihren Himmel versetzt, hat die Zauberkraft in sich daß es uns sittsamer macht und milder. Die Zusammenstellungen des Verfassers, der auch das unlängst erschienene Gesetzbuch des Menu (die letzte Frucht von W. Jones glücklichem Fleiße) gebraucht hat, verweilen uns sanft bei ihnen; und da Sakontala leider bisher die einzige Probe eines ihrer vollendeten Geisteswerke geblieben, das uns statt der übrigen gelten muß, so verweilet man auch an ihr gern, wenn man sie gleich schon kannte. Gebe die nächste Zeit uns mehr Sakontalas, die schönsten Beiträge zur Culturgeschichte der Völker.

„Culturgeschichte der Völker," in welchen Traum versetzt uns dieß Wort, oder vielmehr in welche unendliche Laufbahn! Wie viel und wie wenig ist in ihr geschehen! und auf welchen Wegen ist manches bewirkt worden! Völker blühten und verblühten; mancherlei war ihre Frucht im großen Garten. Sie pflanzten sich fort, sie mischten sich mit einander; auch jener blühende Dorn, auch jene stechende prächtige Distel. Und dort und da, wie ungeheure Wüsteneien, auf die kein Regen fällt, die kein Thautropfe bethauet; ihnen entgegen glänzende Eisthürme, in deren Klüften nur Lichen wächst. — Ueber die gesammte Culturgeschichte der Menschheit haben wir nichts zu verantworten, aber jeder an seiner Stelle, wohlauf! Lasset uns eilen. Quantum est quod restat!

Weimar, den 1 Mai 1798.

Anhang.

Ueber die dem Menschen angeborne Lüge.[1]

I. Die Sache des ungeheuern Widerspruchs im Menschen und in seiner Gesellschaft ist, leider! treffend wahr geschildert, eben so treffend und wahr auf den Stolz zurückgebracht, unsere erste und fast einzige Sünde, Proteus in hundert Gestalten und ein ewiger Phönix, der aus der Asche seines verglimmten Vorwesers wieder ersteht. Daß die Lehre und Uebung des Christenthums hiegegen der einige, göttliche, wahre Rath sey — ist mit einer Stärke und Wahrheitfülle gesagt die nur aus dem Herzen und der innigsten Ueberzeugung kommen konnte.

II. Im Wesentlichen sind wir also nicht bloß einig, sondern ich bin eben in diesem Wesentlichen und in der tiefen Einfalt seiner Darstellung unendlich Lehrling gewesen, sowie ich's auch noch lange bleiben werde. — — Aber nun, wenn ich die Reduction aufs Gesetz der Immutabilität u. dgl. (nur der Rand und die terminologische Einfassung der Wahrheit) weniger verstehe, rührt's ohne Zweifel von mir her, und daß ich nur ein abgebrochnes Stück lese, von dem ich nicht weiß woran es hangt und zu welchem größern Werk es eilet.

III. Ist der Widerspruch (§. 1) wahr, so gibt's zwei Immutabilitäten im Menschen, zwei principes constans, die nach ihren Gesetzen wirken, und wenn sie beide dem Hauptgesetz gehorchen, daß jedes seines Gleichen hervorbringt, so löst dieß den Knoten des Wider-

[1] Nachstehende, im Jänner 1777 verfaßte, Abhandlung scheint durch eine andere, handschriftliche, von dem berühmten Verfasser der Betrachtungen über das Universum veranlaßt worden zu seyn; sie macht aber auch für sich ein verständliches Ganzes aus. A. d. H.

spruchs im Menschen so wenig daß es ihn vielmehr recht sichtbar macht, und zwei Götter, zwei principes constans setzt, die, jedes in seiner Natur, nach ewigen Grundgesetzen handeln, handeln müssen und handeln werden. Da ich dieß nun mit der Natur des mächtigsten, besten, gütigsten, voraussehendsten Wesens so wenig als mit der Thatgeschichte des Menschengeschlechts vereinigen kann, wo doch (§. 1) ein Mittel, der Geist des Christenthums, gefunden und wirklich da ist, diesen Knoten zu lösen, den Geist des Stolzes unter ein Gesetz höherer Demuth gefangen zu nehmen u. s.; so muß, da dieß Mittel doch von Gott kommt, wie die Menschennatur selbst, und bei ihm alles, Gegenwart, Verbindung eins ist, auch dieß Mittel zusammt dem vorigen Widerspruche eins gewesen seyn, und wie alle seine Mittel und Zwecke die besten sind, gerade auch in dieser Divergenz und Contrarietät zweier Kräfte der Menschheit, vielleicht eben ihr Zweck, ihre jetzige höhere Bestimmung liegen. — — Um mich indessen diesem schweren Knoten, dem Mittelpunkt höchster Weisheit und Güte in aller uns bekannten Natur, nur durch Analogie zu nähern, dünkt mich's

IV. Daß die Schöpfung überhaupt, in allen ihren Stufen und Arten, eben dieser Contrarietät unterworfen sey, sofern sie's nämlich nach ihren Stufen und Arten seyn konnte. Es wird, vielleicht etwas freigebig, vorausgesetzt daß alles in der Schöpfung sonst Wahrheit sey, nur der Mensch Lüge; sollte dem also seyn? Wie würde denn Materie, Thier, Zusammenordnung eines eingeschränkten Ganzen möglich? Die Materie ist eine ewige Lüge, d. i. ein Phänomenon von lauter Kräften, geistigen, wirksamen Kräften, die in ihrer Existenz bezirkt, gehindert sind, und durch positive Kräfte und Bahnen, deren Ursachen außer ihnen liegen, bestimmt werden. Wer weiß was die Kraft der S c h w e r e, der U n i o n eins ist? von welchem Grad geistiger Kraft sie für uns das Phänomen sey? Wir

sehen indeß immer daß sie nach Stolz, d. h. ewig fortgesetztem Streben und Drücken ihrer Kraft in gerader Linie wirke, und daß der Schöpfer ihr nur nach positiven Regeln eines höhern Plans, eines Ganzen, von dem sie nichts weiß, gewisse äußere Mittelpunkte des Anziehens gesetzt habe, die die Kraft ihres Stolzes, jener geradfortlaufenden Bewegung schwächen, und eben damit einen Sonnenplan voll höherer Weisheit und Güte, Körper und Substanzen voll tiefern Lebens und Genusses bilden müssen. Die Contrarietät des Menschen scheint mir also in den ganzen Weltbau verbreitet. Ueberall zwo Kräfte, die sich einander entgegengesetzt doch zusammenwirken müssen, und wo nur aus der Combination und gemäßigten Wirkung beider das höhere Resultat einer weisen Güte, Ordnung, Bildung, Organisation, Leben wird. Alles Leben entspringt auf solche Weise aus Tod, aus dem Tode niedriger Leben, alle Organisation aus Zerstörung und Verwandlung geringerer Kräfte, alles Ganze der Ordnung und des Plans aus Licht und Schatten, aus divergenten, sich einander entgegengesetzten Kräften, wo das höhere positive Gesetz, das beide einschränkt und aufhebt, eben allein *κόσμον*, Welt, Plan, Ganzes, höheres Wohl, gemeinschaftliche Glückseligkeit beginnet und anstimmt. Mathematik, Physik, Chemie, Physiologie lebender Wesen sind, dünkt mich, hier überall Zeugen.

V. Im Menschen, dünkt mich, ist also diese Contrarietät nur am meisten offenbar, etwa weil er das geistigste, entwickeltste Wesen unserer Welt, Zusammendrang und Mittelpunkt unserer Schöpfung ist. Das Thier ist keiner menschlichen Lüge fähig, weil es kein Mensch ist, übrigens aber zeigen zehn Beispiele daß es in Annäherung und seinem Kreise eben die zwo widerwärtigen Kräfte in sich und Bahnen außer sich habe; je mehr sich das Thier dem Menschen nähert, desto mehr nimmt die Helle zu, mit der es beide empfindet; je weiter von ihm fern, desto mechanischer und blinder wirken beide Kräfte. Es

ist ein ewiges Geben und Nehmen, Anziehen und Zurückstoßen, Insichverschlingen und Aufopfern sein selbst; und der Plan, der beides regiert, ist immer höheres Gesetz, positive Ordnung höherer Gattung, die aus diesen Kräften, einzeln oder auch verbunden, ohne höhern Mittelbegriff, weder gefunden noch erkannt und begriffen werden kann. Zum Menschen!

VI. Der Mensch als er zum erstenmal stolz war und Gott ähnlich seyn wollte, verfolgte er nicht etwas gutes? fühlte er nicht in sich eine Menge unentwickelter Kräfte? war's Fehler daß er sie entwickeln wollte? war er nicht Gottes Bild? und war also nicht Gottähnlichkeit die Bahn die ihm der Schöpfer selbst angewiesen? — So wird der einseitige Philosoph fragen, und in dem Walde von Begriffen, den er Naturrecht, Recht der Menschheit nennt, hätte er auch einseitig-hypothetisch recht; alle einseitige Hypothese ist aber Lüge. Der Mensch hat kein ihm eignes, isolirtes Naturrecht, das ihm concubitum vagum mit allen Geschöpfen, der Schlange &c. zur Gottähnlichkeit erlaubte, er ist gebornes Bild Gottes in der Welt Gottes, Mittelpunkt in dieser Ordnung. So wenig der stolze Saturn die Freiheit hat seine gerade Bahn durch alle Himmel, wo er will, zu verfolgen; er soll von der Sonne gelenkt werden, und ist nur durch dieß primitive höhere Gesetz des Sonnenplans das, was er ist, worden; so ist nur der Mensch, was er ist, durch höhere Gnade, ex speciali gratia des Schöpfers, der ihn dazu, was er ist, schuf, und an dem Schöpfer also und seinem höhern positiven Gebot muß er hangen. Was ihm die Sonne für eine Bahn vorschreibt, die er weder aus sich selbst, noch aus der Schlange lernen kann, der muß er folgen, und zwar *frei* folgen, denn *Freiheit* ist eben der Mittelpunkt seines Daseyns, der Grund seiner höhern Ordnung, das Gottähnliche, das er sprechen kann: *lasset uns* — in der Ordnung Gottes wirken, d. i. seyn und nicht seyn, wo und wie er's ge-

bietet — hier streben, dort sich verläugnen, und darüber nicht grübeln wollen, sondern folgen.

VII. Das Gesetz der Freiheit lag also in der Natur des Menschen; aber nicht der vagen Freiheit, von der einige sehr mechanisch reden, und die eigentlich Knechtschaft ist. Seine Freiheit mußte es seyn einem positiven Gesetz Gottes, einem höhern Sonnenplan zu folgen, auch wo er das Ganze nicht übersähe, zu dem er beiträgt (welcher einzelne Planet kann's?), sondern sich mit allen ihm möglichen Kräften, an seinen Gott und Vater, die Sonne zu halten, in jenem Punkt die eigene Kraft, den Stolz zu vernichten, der auf eigner Bahn immer irren will. Das war Freiheit, sobald er sich diesem höhern Plan nicht aufopfern konnte, sondern sprach: kann ich nicht selbst Sonne seyn, und dieser Schlange zufolge mir meine Welt bilden, so war's mechanische, sinnliche Knechtschaft, und der Mensch, Gottes Bild, das Geschöpf höherer Ordnung fiel, d. i. es handelte nach Gesetzen einer niederern Ordnung, ward Thier, und da er das auch nicht ganz seyn konnte, mit zwei widerbellenden Kräften, Teufel. — Das Zusammengesetzte der Kräfte war und blieb Menschennatur (da er am mechanischen Pflanzen- und Thierreich theilnimmt, so muß er auch an ihren Gesetzen Antheil nehmen, aber als Mensch, im Mittelpunkt höherer Ordnung), nur das Ungezähmte, Selbstgnugsame, der Drang für sich hinaus, ward im ersten Punkt Sünde und Unglück; er zerrüttete den Plan Gottes, zu dem der Mensch geschaffen war, und in dem er (jeden Punkt seiner Laufbahn wirkend und vor Gott vernichtigt — angezogen, nicht wirkend) in ewigen Bahnen fortschreiten sollte, in ewiger Spirallinie zum Mittelpunkt, der Sonne, Gott.

VIII. Alle Philosophie also, die von sich anfängt, und mit sich aufhört, ist von ihrer Muhme, der Schlange. Der Planet war nicht vor der Sonne, ist nur durch sie und auf sie geordnet.

Das Gesetz des Christenthums ist durch die Schöpfung verbreitet, Vernichtigung sein selbst zu einem höhern Seyn, Tod zum höhern Leben. Wie unendlich mehr Leben kommt in die Schöpfung, wenn der Planet um die Sonne geht, und sich wärmet; ohne sie (wenn's zu denken möglich wäre) verlief er sich in den Abgründen der wüsten Schöpfung.

IX. Der Mensch fing an sich zu verlaufen, und sogleich ergriff ihn die väterliche Sonne, und brachte ihn mit Gewalt zurück — mit liebreicher Gewalt, die nur auf ihn einfließen soll (nach dem Gesetz der Freiheit seines Wesens §. 6. 7.), daß er selbst zurückkomme. Ungemach und physische Uebel folgen dem moralischen Uebel, und reizen ihn zum Rückgange. Der Schöpfer hatte nicht bloß gutes und böses so verknüpfet daß das Uebermaß des einen immer das andere veranlaßt, sondern kam auch mit einer Reihe positiver Gebote, Sitten, Gesetze dazu, den Menschen mürbe zu machen und sein Gefühl zu wecken, daß er ohne Gott nichts sey, sich also vor ihm freiwillig zu vernichtigen, und aus tieferm, unendlich tieferm Tode durch gratia specialiori verdoppelte, und unendlich vermehrte Kräfte sich zum höhern Leben empor zu heben. Das ist die Ordnung der höhern Gnade, wo Jesus der Mittelpunkt ist an Licht, Kraft und Vorbild. Der Planet wandelt jetzt in unregelmäßigen Bewegungen um die Sonne, da einst seine völlige Runde ohne Winkel auf einem Plane im Kreise um die Sonne schwamm; jetzt sind ewige Jahreszeiten, Sommer und Winter, Herbst und Frühling soll auch in der Menschennatur nicht aufhören. Unterdrückung des Stolzes und ein neuer feinerer Stolz, der aus der Asche jenes entstand, und von neuem gedämpft werden soll. Damit stärkt sich die Kraft immer, und der überwundene Feind wird schwächer, da er doch nur immer aus der Asche eines andern entstand, bis endlich, durch höhere Gnade, die jetzt Gnadenlohn ist, die Laufbahn dieses ringenden

Körpers sich ganz ändert, und er jetzt in höherm Maß das ist was er einst im geringern seyn sollte und nicht blieb. Die ewigen Perihelien und Aphelien unseres Daseyns sind vorüber, der ausgebrannte, gereinigte, vergeistete Körper schwebt um die Sonne in neuem höhern Plane. Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, das hat Gott offenbaret denen die ihn lieben.

X. Je tieferer Fall also, je höherer Aufschwung, wenn der Mensch die überwiegende Gegenkraft, die ihm aus Gottes Vatergnade ward, ergreift. Je tiefere Leidenschaft, je mehr Energie, desto mehr Saatkorn zur Ernte, wenn die Leidenschaft, durch freilich so größern Kampf, geläutert, und aus dem Teufel ein brennender Seraph ward. Niemand ist hier übergangen, niemand versäumt, er hat nur auf die Glückseligkeit Anspruch von der er inniges Gefühl hat, die übrige ist nicht für ihn, und wäre bloß Lüge, wenn sie ihm würde. Keine Himmelsseligkeit ist ohne Tugend, keine Krone ohne Kampf möglich, so wenig Brod ohne Hunger schmeckt; nur also aus der überwundenen Divergenz beider Kräfte entspringt höhere Kraft, Seligkeit, Christenthum, Gottesleben. Will ich mir die Menschheit hienieden als lauter Licht, Wahrheit, leidenschaftlose Güte u. dgl. denken, so ist's ein falsches Ideal; das Licht kann nur aus überwundenen Schatten, die Wahrheit aus besiegtem Vorurtheil, die Leidenschaft für Gott und das Gute nur aus besiegten und gebändigten Leidenschaften der Sinnlichkeit (die den Stoff dazu geben müssen) werden. Nur aus Schwachheit wird Kraft, nur im Gefühl der Armuth kann und wollte sich Gott offenbaren. Lex contrariorum also, oder opposita juxta se posita, divergentia in unum redacta waren das worauf Christus gen Himmel stieg, und wir alle ihm nachklimmen müssen. Alle Reinigkeit der Engel, welche kein Mensch gesehen hat, zusammt der Immutabilität alles Fortschreitens in gerader Linie, ist nicht Menschenloos hienieden; es

ist ein Abstract, wie die Stärke der Stoiker und die Wollust der Epikurer. Eben die Contrarietät im Menschen ist das Siegel Gottes in unserer Natur, der Baum, der Erkenntniß Guts und Böses in einen ewigen Baum des Lebens verwandelt.

III.

Recensionen.

1.

Geschichte der Religionsschwärmereien in der christlichen Kirche. Von M. C. F. Duttenhofer, Prediger an der Hauptkirche zu Heilbronn. Erster Band (in zwei Abtheilungen). Mit 1 Kupfer. Heilbronn, 1796.[1]

„Schwärmer, Schwärmerei," sagt Lessing,[2] „kommt von Schwarm, schwärmen; so wie es besonders von den Bienen gebraucht wird. Die Begierde Schwarm zu machen, ist folglich das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers."

„Aus was für Absichten der Schwärmer gern Schwarm machen möchte, welcher Mittel er sich dazu bedienet, das gibt die Classen der Schwärmerei."

„Nur weil diejenigen Schwärmer welche die Durchsetzung gewisser Religionsbegriffe zur Absicht haben, und eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgeben (sie mögen Betrüger oder Betrogene, betrogen an sich selbst oder von andern seyn), um zu jener Absicht zu gelangen, die vielleicht wiederum nur das Mittel ist eine andere Absicht zu erreichen; nur weil diese Schwärmer, sage ich, leider die zahlreichste und gefährlichste Classe der Schwärmerei ausmachen, hat man diese Schwärmer κατ' ἐξοχὴν Schwärmer genannt."

[1] Nachrichten von gelehrten Sachen, herausgegeben von der Akademie nützl. Wissensch. zu Erfurt (mit Unterschrift des Namens jedes Recensenten) 1797 St. 36 und 1797.

[2] S. Lessings Leben und literarischer Nachlaß, Th. 2 S. 157.

So Lessing. Und wer wollte, diesem Begriff nach, eine Geschichte der Religionsschwärmereien in der christlichen Kirche nicht gern lesen? Es versteht sich eine Geschichte, in der durchhin Zeiten, Gegenden, Völker, Absichten, Mittel unterschieden, die Schwärmereien selbst nach ihren innern oder äußern Antrieben classificirt, jede Art der Schwärmer in ihr Licht gestellt, und auch bei ihnen Ursachen, Mittel, Zwecke, die Zeiten der Aufgährung und Abgährung ihres Ferments gesondert würden. Bruchstücke einer solchen Geschichte haben wir in Menge; es fehlte also nur die Hand eines Baumeisters, die sie zu vereinigen und nach einem festen Umriß zusammenzusetzen wüßte.

Strenge sowohl als milde Schonung sind dieser Geschichte wohl unentbehrlich. Schwärmerei ist eine Krankheit, eine ansteckende Krankheit; vielleicht die ansteckendste der unsere Menschennatur ausgesetzt bleibet, eben weil der Mensch ein geselliges, theilnehmendes, sympathisirendes Geschöpf ist. Starke Bewegungen in der Seele des andern, in seiner Art Bilder, Phantasien oder Phantome zu erwecken, sich und andern ein Reich der Glückseligkeit, einen Plan des Lebens zu entwerfen, gehen so bald in andere über; und gerade die gewaltsamsten Bewegungen, wirkliche Krämpfe und Contorsionen am leichtesten, am stärksten. Ein mächtiger Wille gebietet; reizbare Naturen, Sinne, Triebe folgen. Sie folgen oft ungern, und werden wider Willen gezogen, wie der betäubte Vogel ängstlich der Klapperschlange zufliegt. Diese Verwirrungen menschlicher Gedanken zu entwickeln, diese Tendenzen menschlicher Kräfte und Anhänglichkeiten in ihren Bahnen zu bestimmen, dazu ist die kälteste Vernunft, so wie das theilnehmendste Herz, kurz, eine Semiotik nöthig die viel fordert. Jedes Uebel muß der Arzt an Stelle und Ort, jeden Kranken in seiner Lebensweise nach seinen eigensten Symptomen kennen, und ja nicht über oder gegen ihn declamiren.

Der Verfasser dieser Geschichte bekennet selbst (Vorrede S. XXI) „daß bis zu den ersten Quellen der Kirchenväter und der ältern Kirchengeschichtschreiber zurückzugehen ihm weder seine Zeit, noch die Lage seiner jetzigen Umstände gestattet habe, und daß die Quellen oder Hülfsmittel woraus er bei diesem ersten Bande geschöpfet, hauptsächlich die sehr ausführliche und gelehrte Kirchengeschichte von Herrn Professor Schröckh, Mosheims, Spittlers, Henke's Kirchengeschichten, und dann noch Zimmermanns Buch über die Einsamkeit gewesen. Tiefer zu schöpfen habe ihm seine Zeit nicht verstattet." — Eigentlich also hat er gar nicht geschöpfet; denn Hülfsmittel sind keine Quellen. Die angeführten Bücher sind in jedermanns Händen, und ihre Verfasser werden sich von dieser Art Zusammenstellung, da alle sogenannten Religionsschwärmereien aus dem Zusammenhange anderer Begebenheiten, in welche sie solche stellten, genommen sind, ziemlich lossagen. Zimmermanns Buch von der Einsamkeit bliebe etwa allein unserm Verfasser zur Seite; denn auch in ihm sind die angeführten Begebenheiten gänzlich ihrem Boden entpflückt und effleuriret. Geschichte ist also dieses Buch nicht, sondern ein Auszug aus den neuesten, spätesten Compendien. Studium der Quellen, Entwicklung jeder Schwärmerei im Zusammenhange ihrer Umstände fehlt ihm. Daß der Autor seine Excerpten chronologisch gibt, hilft diesem Mangel nicht ab, da der innere Faden einer philosophischen Entwicklung dem Buch mangelt, das nur ein ausgerissenes Aggregat ist.

Zweitens. Offenbar hat der Verfasser den Begriff der Religionsschwärmereien in der christlichen Kirche zu weit genommen, indem er auch die feinste Staatslist, die kältesten Entwürfe der Hierarchie darunter begreift; gegenseitig wiederum, was nach Zeit und Ort vielleicht reiner Enthusiasmus war, oder mit ihm enge zusammenhing, zur Schwärmerei rechnet. Ehrenhalben mußten Christus und die Apostel abgesondert werden, sonst ist hier in der

christlichen Kirche beinahe die christliche Kirche selbst bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts (so weit geht dieser erste Band) fanatisch. Wie nun? wenn ein Spötter die zwei nicht gewagten Schritte auch zurückträte, und nach einem so wankenden Begriff von Schwärmerei fragte: „war der, waren die die Volk an sich zogen, die darauf hinausgingen eine Kirche zu gründen, die sich für inspirirt hielten und gehalten wissen wollten, die darüber Ungemach, Verfolgung, Schmach und Tod ertrugen, nicht auch Schwärmer?" Bekanntermaßen haben viele, nicht nur Spötter, sondern auch Redliche so gefragt, und sich durch glänzende Declamationen nicht beruhigt gefunden. Sie suchten ein ächtes Criterium, wo Enthusiasmus aufhöre und Schwärmerei anfange? Schwerlich werden sie es in diesem Buch finden. „Wollte man," sagt der Verfasser, „die Einwendung machen eine solche Schwärmergeschichte könne doch in der Hauptsache nichts anders werden als eine chronique scandaleuse, oder Lästerchronik des Christenthums, so frage ich: was ist denn aber unsere ganze Kirchengeschichte anders als eine Geschichte der Verirrungen des menschlichen Verstandes?" — — Ich halte sie nicht dafür, und bin überzeugt daß mehrere die sie studirt haben sie für etwas besseres halten. Sobald bei Darstellungen die scharfe Linie des Umrisses fehlet, hört alle Kunst, also auch die Kunst der Geschichte auf.

Drittens. Beredsamkeit und ein leichter Spott sind an ihrem Ort schöne Gaben; sollten sie aber in einer Geschichte der Religionsschwärmereien ganz an ihrem Ort seyn? Schwärmerei ist Krankheit; Religionsschwärmerei, wo sie nicht absichtlicher Betrug war, ist die mitleidenswürdigste Krankheit; sollte gegen sie das Salz des Spottes die beste Arznei seyn? „Ich will hoffen," sagt unser Verfasser, „daß wenn sich etwa beim Anblick allzu auffallender Narrheiten mein Mund unwillkürlich in ein satirisches Lächeln verzieht, und in seinen Ausdrücken die der Geschichte so wohlanständige Würde

vergißt, meine Leser in der Erinnerung an das Dichterwort: difficile est, satiram non scribere, mir verzeihen, und den Spott nicht auf die Rechnung eines gegen die Wahrheit übelgesinnten Herzens an meiner Seite schreiben werden." — Ich glaube daß dieß kein billiger Leser thun werde; er wird's aber auf etwas anderes mit Recht schreiben. — Denn da alle die Schwärmereien und Sitten, die der Verfasser in diesem Bande darstellt, längst erloschen sind, und in dieser Gestalt zu unserer Zeit nicht leicht Eingang finden werden, wozu der Spott über alte Todtengebeine? — Zwar meint unser Autor daß seine Darstellung recht für unsere Zeit gehöre, „da in ihr der an seine hergebrachten, mit einem heiligen Dunkel umgebenen Geheimnisse, Dogmen und Kirchengebräuche gebundene Geist des Fanatismus seine lang usurpirte Oberherrschaft über den Verstand so vieler Völker und Menschen von Zeit zu Zeit mit neuen, wenngleich wenig haltbaren und oft genug widerlegten Gründen unterstützt, da in ihr Schwärmerei, Bigotterie und Intoleranz, durch unsere Zeitumstände begünstigt, sich aufs neue zu erheben, und mit dem Interesse der Großen und Mächtigen auf Erden in einen noch engern Bund zu treten scheinen, indem sie vorgeben, die vom alten Wust scholastischer Spitzfindigkeiten gereinigte Vernunftreligion führe geraden Wegs zum gänzlichen, alle Thronen und Herrschaften zu Boden stürzenden Atheismus hin, und alles was in unseren Tagen nur böses geschehe, sey nichts anderes als das Werk der sogenannten neuen Aufklärung" u. s. — Gesetzt daß dem allem so wäre — sollte eine Spottgeschichte christlicher Schwärmereien dagegen das gelegenste, das kräftigste Mittel seyn? Wird die bigotte Intoleranz, wenn sie sich mit dem Interesse der Großen und Mächtigen vereinigt, sich durch Spott bessern lassen und ihren Bundesplan aufgeben?

Mit viel mehrerem Rechte, wie mich dünkt, sagt in der vorangezogenen Schrift Lessing: „gegen die Schwärmerei im weitesten Verstande, was thut der Philosoph? — Der Philosoph! Denn um den Lucianischen Geist bekümmere ich mich hier nicht. Wie dessen Bemühungen gegen den Enthusiasmus nicht weit her seyn können, weil er selbst Enthusiast ist, so können auch seine Bemühungen gegen die Schwärmerei von keinem wahren Nutzen seyn, weil er selbst Schwärmer ist. Denn auch er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf seiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! Der lächerlichste, verächtlichste Schwarm von allen! — Die Frage ist also: was der Philosoph gegen die Schwärmerei thut?"

„Weil der Philosoph nie die Absicht hat selbst Schwarm zu machen, sich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt; dabei wohl einsieht daß Schwärmereien nur durch Schwärmerei Einhalt zu thun ist, so thut der Philosoph gegen die Schwärmerei — gar nichts. Es wäre denn daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerei anrechnen wollte, daß wenn sie speculativen Enthusiasmus zum Grunde hat, oder doch zum Grunde zu haben vorgibt, er die Begriffe, worauf es dabei ankommt, aufzuklären und so deutlich als möglich zu machen bemüht ist. Freilich sind schon dadurch so manche Schwärmereien zerstoben. Der Enthusiast und Schwärmer sind daher auch gegen ihn sehr erbittert. Sie möchten rasend werden, wenn sie sehen daß am Ende doch alles nach dem Kopf der Philosophen geht und nicht nach ihrem." — Eine Geschichte der Kirchenschwärmerei, wie jeder andern Schwärmerei, kann und sollte nichts anders als eine dergleichen aufhellende, philosophisch-ruhige Geschichte seyn. Alles was geschah, hatte seinen Grund; auch jede Verirrung des menschlichen Verstandes, jede falsche Anhänglichkeit des menschlichen Herzens. Naturbegebenheiten erklärt man; vor gefährlichen Naturbegebenheiten sucht man sich und andere zu sichern; tadelnder Spott bewirkt keines von beiden. —

Wahrscheinlich werden noch zwei Bände dieses Werks folgen. Wenn der Verfasser auf seinem Wege so fortgeht, so gewinnt die Geschichte nichts; der erörternde menschliche Verstand auch wenig. Leichte Leser bekommen eine oberflächliche Lectür; es ist aber nicht zu wünschen daß unter uns dergleichen Bücher sehr vermehrt würden. In Frankreich wurden während der Revolution Schriften solcher Art, histoire du Monachisme, de la Sorbonne, le coup fatal du Christianisme u. s. ausgeworfen. Sie sollten ihre Wirkung thun, und haben sie zum Theil nicht verfehlet. In Deutschland haben wir uns vor Religionsschwärmereien in der christlichen Kirche schwerlich zu fürchten; und was gegen Möndsorden, Hierarchen, Scholastiker, Enthusiasten und Religionsschwärmer gesagt werden kann, ist von Protestanten und andern oft, auch mit Zusammenhang und Würde gesagt worden. Auf weit andere Dinge geht jetzt der Fanatismus. —

Herder.

Zweiter Band. Ebendas. 1797.

Nur eine Anzeige dieses Bandes daß er erschienen sey; keine Recension desselben, aus folgendem Grunde.

Der Verfasser hat in einem Schreiben an die Herausgeber dieser Nachrichten sich erklärt daß ihm in der Recension des ersten Bandes Punkt für Punkt Unrecht geschehen sey. Denn

I. „ob er gleich die Materialien oder den Grundstoff seiner Geschichte aus den in seiner Vorrede (S. XXI) angezeigten Schriften hergenommen (welches er noch einmal gern eingestehe. Denn wo soll doch, schreibt er, ein Geschichtschreiber seine Materialien anders hernehmen als entweder aus ältern oder aus neuern Geschichtschreibern? Er konnte freilich nicht zu den ersten Quellen hinaufgehen, wie er es auch an dem angeführten Orte selbst bekannt habe, und daß hieraus für sein Buch einiger Mangel an

mehr umfassender und tieferer Beurtheilung entstehen mußte, das fühlt er selbst wohl. Aber da des Herrn Professor Schröckhs sehr ausführliche Kirchengeschichte immer sein Hauptbuch gewesen, dem er gefolgt sey, und mit dem er alles was Zimmermann oft mit zu grellen und falschen Farben aufgetragen hat, genau und sorgfältig verglichen habe; und da Herr Professor Schröckh gewiß nicht eines Mangels an Studium der Quellen beschuldigt werden könne, da er vielmehr sehr oft die eigentlichen Worte seiner Quelle, woraus er schöpfte, : | denn auf das Schöpfen wolle der Verfasser hiermit Verzicht thun, wenn aus einer so gründlich und kritisch bearbeiteten Kirchengeschichte seine Materialien herzunehmen nicht geschöpft heißen solle, : | sehr umständlich anführt) : so glaube er doch, und er denke auch mit Recht, einem solchen Geschichtschreiber sicher, und ohne sich nach früheren Quellen umzusehen, folgen zu können. Und da er den aus der Schröckhischen Kirchengeschichte hergenommenen Geschichtsstoff immer so bearbeitet daß er die in der christlichen Kirche entstandenen Schwärmereien aus den Zeit- und Ortsumständen, aus der zu jeder Zeit herrschenden Philosophie oder aus den besondern, von Zeit zu Zeit in Umlauf gebrachten, und mit der christlichen Religion amalgamirten Meinungen entwickelt, und sie also sowohl in ihren ersten Keimen als auch in ihrem weitern Wachsthum und Fortgang aus den Ursachen die er in Zeit, Ort und Charakteren der Hauptpersonen gefunden, hergeleitet, so sey sein Buch kein Aggregat von Excerpten, denen es am innern Faden einer philosophischen Entwickelung mangele."

2. „Den Begriff der Religionsschwärmereien habe er nicht zu weit genommen; denn warum führe der Recensent seine, des Verfassers Erklärung, die er von der Religionsschwärmerei gleich im Anfange seiner Vorrede gegeben, nicht an? statt einer bloßen Worterklärung, die Recensent aus Lessing anführe. In was für eine

Verbindung die Hierarchie mit der Religionsschwärmerei gekommen, das werde wohl im zweiten Bande vorkommen, aber hier im ersten noch nicht. — Er habe die Gründe um deren willen Jesus und seine Apostel für keine Schwärmer gehalten werden können, sondern als weise, vernünftige, ruhig denkende und mit kaltem Blut argumentirende Männer geschätzt werden müssen, in den drei ersten Paragraphen seiner ersten Abtheilung im ersten Bande so deutlich, so bestimmt, so überzeugend und unumstößlich dargelegt, daß niemand an der Wahrheit seiner Ueberzeugung zweifeln könne. Das Criterium wo Enthusiasmus aufhöre und Schwärmerei anfange, sey in seiner Vorrede zum ersten Bande S. VIII und IX so bestimmt und deutlich dahin angegeben: „daß der (in einem guten Sinn) begeisterte Enthusiast die Zügel der alle seine niedrigern Empfindungen lenkenden Vernunft nie aus der Hand lasse, daß er seine exaltirte Einbildungskraft nie in eine so wilde regellose Verrückung gerathen lasse daß sie die Leitung und Oberherrschaft des Verstandes von sich werfen könnte. Also freier Gebrauch des Verstandes, stäte Anwendung der Vernunft, der Ueberlegungskraft, das sey das Criterium des Enthusiasmus. Hingegen Richtung nach ungefähren dunklen Gefühlen und Einbildungen mit Verachtung aller ruhigen Vernunft und Ueberlegung, das sey das Criterium des Phantasten und Schwärmers."

3. In Ansehung des vom Verfasser seiner Geschichte eingestreueten Spottes beschwert sich derselbe daß man ihm nicht so viel gesunden Verstand und Anspruchlosigkeit zutraue, daß er sich nicht anmaßen wolle alle Schwärmer durch seine Geschichte von Grund aus zu heilen, sondern daß er nur diejenigen dafür bewahren wolle die etwa noch davon angesteckt werden möchten. Warum man ihm dieß nicht zutraue, da er es doch selbst S. XVII und XVIII in seiner Vorrede so deutlich zu verstehen gebe? Den alten Todtengebeinen der ägyptischen und syrischen Mönche

werde sein Spott doch wohl nichts schaden; ob aber jene Schwärmereien erloschen, zerstoben seyen, wie man zu glauben scheine, das möge doch wohl eine andere Frage seyn. Freilich möchten jene Schwärmergestalten, wie die vom heiligen Antonius u. s. f., in den nächsten hundert Jahren, wenigstens bei uns Deutschen, nicht wieder zum Vorschein kommen können oder Beifall finden; aber könne es denn wohl unbekannt seyn, wie viele Swedenborgianer, Apokalyptiker, Mystiker, Lammsbrüder, Geisterseher, Chiliasten, Betrüger die sich für den Messias ausgeben u. s. w., es noch in unsern Zeiten gebe? Oder gesetzt, diese Schwärmereien, durch die alles aufklärende Philosophie unserer Tage, seyen gänzlich zerstoben, ob nicht das Andenken davon historisch lebhaft dargestellt, nicht auch noch für die zukünftigen Zeiten heilsam und nützlich bleibe? — In der ersten Abtheilung des ersten Bandes wisse sich der Verfasser fast gar keines Spottes zu erinnern; in der zweiten Abtheilung aber da möge zwar etwas mehr von dem „Lucianischen Geist," der durch das Lesen des Zimmermannischen Buchs von der Einsamkeit auf ihn übergeflossen sey, anzutreffen seyn. Uebrigens könne der Verfasser Autorität gegen Autorität setzen, da nicht nur zwei andere Recensenten ihm ihren Beifall nicht ganz versagt, sondern auch von ** seine Geschichte zweimal S. 417 Note d. und S. 466 Note d. angeführt worden." — — Ohe, jam satis!

Unbefangen, mit Auslassung alles Ungehörigen, werden die Worte des Verfassers angeführt; ohne alle Gegenrede; denn die Auseinandersetzung jedes quid pro quo würde ein Buch erfordern. Bei einer Bücheranzeige, deren Verfasser sich nennen, sagt jeder nur seine Meinung; er will nicht im Namen des ungesehenen Areopagus oder Minotaurus, den man das Publicum nennet, sprechen und richten. Weiß also der Autor, wissen andere es besser, desto besser! Jeder sage sein Wort an seiner Stelle; denn eine Zeitung kann doch nie ein gelehrter Gerichts-

hof werden. Wenn ich, der Recensent, jetzt aufs neue meine Meinung unterstützte, und von den Herausgebern der Zeitung dem Verfasser, der mit dieser Meinung noch nicht zufrieden wäre, die zweite Replik abgeschnitten würde, wie denn? Also behalte der Verfasser von seinem Buch seine Meinung. Mir scheinet's daß in dieser Rechtfertigung selbst seine eigenen Worte im Wesentlichen gnügsam entscheiden.

Bloß was den Menschen angeht, ein Mißverständniß entferne ich sehr gern. Ich war und bin nämlich weit entfernt, „an der innigsten Ueberzeugung" des Verfassers von der schwärmereilosen Vernunftmäßigkeit der Stifter des Christenthums zu zweifeln. Das Wort „Ehrenhalber," das dem Zusammenhange nach, sehr unschuldig, zu diesem Mißverstande Anlaß gegeben hat, ändere ich sehr willig in ein volles: „allerdings hat der Verfasser u. f., wie die drei ersten Paragraphen seiner ersten Abtheilung im ersten Bande zeigen."

Vom zweiten Bande also kein Wort. Denn da der Verfasser es dem Recensenten übel deutet „daß er über den ersten Band geurtheilt, gerade als ob er schon das Ganze vor Augen gehabt hätte," so würde er wahrscheinlich dasselbe auch von der Recension des zweiten Bandes sagen. Ein Schriftsteller, der eine nach seiner eigenen Angabe und nach dem Richtmaß eines unparteiischen Dritten, der hier Lessing war, bescheiden vorgetragene Meinung als eine Beleidigung ansieht, mag über und von sich selbst meinen.

Herder.

2.

Hume's und Rousseau's Abhandlungen über den Urvertrag. Nebst einem Versuch über Leibeigenschaft, den liefländischen Erbherren gewidmet, von G. Merkel, 1r u. 2r Theil. Leipzig, 1797. Mit fortgehenden Seitenzahlen. 8. [1]

Der Verfasser dieser Uebersetzung ist durch seine patriotische Schrift: „Die Letten, vorzüglich in Liefland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Völker- und Menschenkunde," aufs rühmlichste bekannt. Er hat das Elend der liefländischen Nation in der Leibeigenschaft so herzergreifend geschildert daß — er nicht etwa nur in Deutschland Beifall und Lob erhalten (eine sehr unbefriedigende Belohnung), sondern daß seine Schrift, da wo sie wirken sollte, schon gutes gewirkt hat. Mehrere der wahren Edeln, sagt man, sollen gemeinschaftlich Beschlüsse genommen haben, denen die durchgreifendsten Folgen zu wünschen sind, zur Ehre der Provinz und zur Emporhebung der unterdrückten Menschheit.

Im Busen unsers Verf. glüht ein Funke der ihn sein Werk fortzusetzen aufregt. Von Hume ist hier sein Essay of the original Contract aus den Essays and Treatises on several subjets (Vol. I. Essay 25), von Rousseau der berühmte Contrat social übersetzt, der in den letzten Jahren so große Wirkungen hervorbrachte. Der Anmerkungen des Uebersetzers sind wenige, und sie sind sehr bescheiden. Wenn er in der Vorrede sagt: „wie Hume zu mancher Behauptung kam, die von seiner Feder überraschen muß, weiß ich nicht. Er war einst Rousseau's Freund, zerfiel aber bald mit ihm; zur Ehre der Philosophie müssen wir annehmen daß dieser

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1797. St. 55.

Umstand nichts erklärt;" so kann wohl, auch der Zeit nach, dieser Umstand nichts erklären. Hume's Essays erschienen 1753. Rousseau's Contrat social 1763. Die Geschichte ihrer Freundschaft und Feindschaft ist von späterem Datum. Hume dachte durch sich selbst, wie er dachte.

„Ich strebte, sagt der Verf., nach etwas mehr als nach Uebersetzerehre." Dieß beweiset denn auch sein Nachtrag über Leibeigenheit (S. 461—572), zu dem die Abhandlungen beider Philosophen kräftig bereiten. Hinter ihnen und nach ihren Grundsätzen dieß Gemälde von der Leibeigenschaft, welch ein Gemälde! Der Verf. zeigt die Wirkung die diese schreckliche Mißform der menschlichen Gesellschaft auf die Unterworfenen, so wie auf ihre Beherrscher und auf den Staat hat; er schreibt gelassen, mit gefaßter Wärme und inniger Bedeutung. Gegen seine Grundsätze kann durchaus nichts gesagt werden. Möge man Thatsachen entschuldigen, wie man gewöhnlich thut; solange die Einrichtung, d. i. die Unverfassung selbst besteht, ist ein ewiges Feld zu dergleichen und zu ärgern Thatsachen gegeben. — „Daß ich doch, sagt er, hinrufen könnte bis an die Ufer der Newa!" — Daß die vereinte Stimme aller Guten, aller Edeln das Ohr jenes weisen Fürsten zu erreichen vermöchte, der im stillen zur Gerechtigkeit reifte, und dessen erste Thaten eine so glorreiche Laufbahn versprechen. Ihr, die ihr wie Boten des Heils um seinen Thron steht; ihr, zu denen Unzählbare mit sehnsuchtsvollen Blicken hinaufsehn; wer von euch ist erhabenen Geistes genug seine Wahl dadurch zu rechtfertigen daß er ihm sage: „Jetzt, da die Menschheit überall sich fühlt, überall mit Unwillen und Ingrimm ihre Ketten schüttelt, jetzt, mächtiger Beherrscher von hundert verschiedenen Nationen, guter, weiser Fürst! jetzt ist es Zeit die schimpflichen und unnützen Schranken niederzuwerfen die dich von dem nützlichsten Theil deiner Unterthanen trennen, sie alle wie Kinder zu dir zu versammeln, sie alle wie Kinder dich lieben zu

lehren. — Paul! Du verheißest mehr als Größe; du verheißest Güte und allgemeine Gerechtigkeit. Mit einer einzigen That kannst du alles verdunkeln was alle deine Vorgänger vermochten. Schaffe sie fort, die Leibeigenheit, dieses Brandmal barbarischer Vorzeit. Es steht da im aufgeklärten Zeitalter wie ein Krebsgeschwür in einem schönen Gesicht, wie ein Scheiterhaufen der Inquisition in einem blühenden Gefilde. Uebe Gerechtigkeit, und rette die Ehre deines Reichs, deines Jahrhunderts! Du kannst es: werde uns Vater!" —

Finde diese Apologie eines Jahrhunderte lang gekränkten und erniedrigten Menschenstammes bei edeln Menschen ein günstiges Gehör, und eine wohlwollende Berathung. Einen Kranz um seine Stirn wird unser junger Thrasybulus nicht erwarten; einst aber, wenn nach erfüllten Hoffnungen er in sein Vaterland zurückkehret, mögen ihm beide Nationen Lieflands, auch für das was er so stark gewünscht und in Regung gebracht hat, durch eine gewonnene neue Existenz danken.

3.

B. Geßner. Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts, von dem Verfasser des Buchs „Lienhard und Gertrud.“ Zürich, 1797. [1]

Lienhard und Gertrud ist als eins der besten Volksbücher in der deutschen Sprache anerkannt, und an innerer Kraft ist's vielleicht das erste. Voll warmen Mitgefühls für alle Classen unseres Geschlechts, griff der Verfasser gerade in den Knoten aus welchem alles Elend, alle Verdorbenheiten der verschiedenen Stände hervor-

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1797. St. 60.

gehen, und in welchem sie sich, zusammengewebt, wechselseitig einander unterstützen und festhalten. Nach Ansicht der Dinge im Gange seines Lebens konnte er diesen Knoten nicht anders als provinciell knüpfen und auflösen; jeder Leser, jede Leserin aber von Geist und Herz sagte: „hätten wir in unserer Provinz auch einen Lienhard und Gertrud! eben so wahr, eben so provinciell geschildert!" und nahm sich aus demselben mit Schmerz und Freude, was für ihn, was für sie diente.

Die gegenwärtige Schrift ist auch eine Geschichte, die Geschichte eines großen Kampfs und Zwiespalts; nicht aber in einzelnen Auftritten, zwischen wenigen Personen, sondern in sämmtlichen Zuständen unseres Geschlechts, und bei jedem Menschen in der Folge seiner Verhältnisse und Lagen. Der Knote liegt in unserem Herzen, im reichen Keim unserer Kräfte und Anlagen, deren Schlaf und Wachen, deren verschiedener Gebrauch und Mißbrauch im fortgeleiteten Bande der Gesellschaft allenthalben neue Knoten schlägt, neue Keime des Guten und Bösen fördert. Kurz, die Widersprüche in der menschlichen Natur und Gesellschaft nimmt der Verf. scharf und bestimmt nach allen Wechselfarben ins Auge, indem er sich fragt: „Was bin ich? und was ist das Menschengeschlecht? Was hab' ich gethan? und was thut das Menschengeschlecht? Ich will wissen was der Gang meines Lebens, wie es war, aus mir gemacht hat. Ich will wissen was der Gang des Lebens, wie er ist, aus dem Menschenschengeschlechte macht. Ich will wissen auf was für Fundamenten mein Thun und Lassen ruhe; von welchen Gesichtspunkten meine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen, und unter den Umständen unter denen ich lebe ausgehen müssen. Ich will wissen auf was für Fundamenten das Thun und Lassen meines Geschlechts ruht, von welchen Gesichtspunkten seine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen, und unter den Umständen unter denen es lebt ausgehen müssen." — Die

Untersuchung dieser Fragen macht das ganze Buch zum ernstesten Gespräch mit uns selbst und mit unserm Geschlecht in allen Classen und Ständen. Wehe dem vertrockneten Herzen, wehe auch dem Thiermenschen, der, wenn er die drückendsten hier aufgestellten Contraste vor sich sieht, nicht zu sich sagt: „auch ich leide unter diesen Widersprüchen, und trage sie in mir. Ich bin nicht besser als jedermann." — Wohl aber jedem der in diesem strengen Dialog zu sich sagen kann: „ich that was ich konnte, um diesen Widersprüchen zu entkommen, ja sie mir selbst zuerst aufzulösen. —

Drei Zustände setzt der Verf. im Menschen und im menschlichen Geschlecht fest, d. i. drei Arten die Welt anzusehen, und auf sie zu wirken. Der erste ist der Zustand des Thiermenschen, dessen Unschuld nur kurze Zeit, nur einen Augenblick dauert; selbstgefälliger Gebrauch der Kräfte ist seine Tendenz, ungestörter sinnlicher Genuß sein Ziel. Sobald er in einen Conflict mit andern Anstrebungen und Gelüsten kommt, hört seine Unschuld, wie seine Seiligkeit auf, und es öffnen sich gräßliche Scenen. Der Zustand der Gesellschaft begehrt ein Recht, ein gemeinsames Recht, zu dem den Menschen ein tausendfaches Elend, Noth und Jammer treiben. Mit unglaublicher Stärke, mit einem furchtbaren Reichthum an Beweisen zeigt der Verfasser daß auch im Zustande der Gesellschaft der Mensch immer ein Thiermensch bleibe, der sich selbst gern alles ist, der seine Macht, seine Ansprüche zügellos ausdehnet, wenn ihn nicht ein gemeinsames Gesetz bindet und einschränkt, der unter tausend sinnreich erlogenen Formen und Blendwerken jetzt und immer nur seinen Sinnengenuß zu sichern und zu erweitern trachtet. Mit schrecklicher Wahrheit, in Anspielungen auf alle Classen und Stände ist dieß Gemälde dargestellt, das unsere Zeit, in welcher dieser Kampf nicht etwa nur hie und da von außen, sondern inwendig in den Herzen fast aller Menschen zum Ausbruch gekommen ist, leider sehr bewähret. Das Elend der „Rechtslosigkeit im gesellschaftlichen

Zustande" schildert der Verf. mit einer Stärke und Vielseitigkeit, wie sie vielleicht kein Schriftsteller, selbst Rousseau nicht, geschildert hat. Er reißt uns die Binde von den Augen, und beleuchtet den lieblichen Wahn „daß gesellschaftliches Recht und sittliche Tugend eins sey," mit einer flammenden Fackel. Alles in diesem zweiten Zustande von innen und außen dränget uns in einen dritten Zustand zu treten, sittliche Menschen zu werden. Dieß wird jeder für sich, aus innerer Kraft, durch reine Bestrebung seines Willens; die Gesellschaft kann ihm diesen Zustand nicht geben, wohl aber ihn daran hindern und ihn verfälschen. Nur durch die Uebel die sie veranlaßt, durch die ungeheuern Contraste und Widersprüche die sie bloßstellet, treibt sie den Menschen daß er diesen Zustand sich selbst gebe. Und nun zeigt der Verf., wie der also veredelte, sittliche Mensch, Kenntniß und Wissen, Erwerb und Eigenthum, Recht und Macht, Ehre, Beherrschung und Unterwerfung, Adel, Handel, Kronen, Gesetze, Freiheit, Staat, Wohlwollen, Liebe, Religion ansehe und anwende, wobei er jedesmal, was diese Dinge dem Natur- und dem gesellschaftlichen Menschen sind, mit deutlicher Abzeichnung bemerket. Im ganzen Buche steht der Mensch in dreierlei Rücksicht vor uns als Werk der Natur, im unverdorbenen und verdorbenen Zustande; als Werk seines Geschlechts, was die Gesellschaft aus ihm macht und machen will, wie sie ihn formt und bildet; endlich als Werk seiner selbst; da erschaffet, da suchet er sich Recht und Wahrheit. —

Man siehet daß die Grundlage dieser Gesichtskreise in Rousseau liege, dessen Schriften der Verf. stark und frühe gelesen haben muß, mit dem er auch in seiner männlichen Beredsamkeit und Liebe zur Wahrheit eine Aehnlichkeit hat die sich leider auch bis auf traurige Erfahrungen seines Lebens zu erstrecken scheint. Geborgt aber ist in diesem Buch nichts. Der Strom, sowohl wo er sanft fließt als ungestüm sich fortwälzet, quillt aus dem Herzen; wir lesen das reif

durchdachte Resultat eines über die Hälfte hinaus gelebten, thätigen, wenigstens im Wollen thätigen Menschenlebens. —

„Tausende, sagt der Verf. (S. 232), gehen als Werk der Natur, im Verderben des Sinnengenusses dahin, und wollen nichts mehr. Zehntausende erliegen unter der Last der Gesellschaft, ihres Hammers, ihrer Nadel, ihrer Elle und ihrer Krone; sie wollen nichts mehr. Ich kenne einen Menschen der mehr wollte; in ihm lag die Wonne der Unschuld, und ein Glaube an die Menschen den wenige Sterbliche kennen; sein Herz war zur Freundschaft geschaffen; Liebe war seine Natur, und Treue seine innigste Neigung."

„Aber er war kein Werk der Welt; er paßte in keine Ecke derselben. Und die Welt die ihn also fand, die nicht fragte ob durch seine Schuld oder die Schuld eines andern? zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer, wie die Mauer einen unbrauchbaren Stein, zum Lückenfüllen mit den schlechtesten Brocken."

„Noch zerschlagen glaubte er an das Menschengeschlecht mehr als an sich selber, setzte sich einen Zweck vor und lernte unter blutigem Leiden für diesen Zweck, was wenige Sterbliche können. Allgemein brauchbar konnte er nicht mehr werden, und er wollte es auch nicht; aber für seinen Zweck wurde er es mehr als irgendeiner. Er erwartete jetzt Gerechtigkeit von dem Geschlecht, das er noch immer harmlos liebte, und erhielt sie nicht." U. s. w.

„Das war das Sandkorn auf der stehenden Wage seines Elends. Er ist nicht mehr; du kennest ihn nicht mehr; was von ihm übrig ist, sind zerrüttete Spuren seines zertretenen Daseyns."

„Er fiel. So fällt eine Frucht, wenn der Nordwind sie in ihrer Blüthe verletzt, und nagende Würmer ihre Eingeweide zerfressen, unreif vom Baum. Wanderer, schenk ihr eine Thräne. Noch im Fallen neigte sie ihr Haupt gegen den Stamm, an dessen Aesten sie ihren Sommer durchkrankte, und lispelte dem Horchenden hörbar: auch vergehend will ich seine Wurzeln noch stärken."

In so trauriger Gemüthsstimmung schloß der Verf. sein Buch. Aber die Auftritte der Welt wechseln; gegenwärtiger Schmerz ist nicht ewiger Schmerz, und hinter dem Sommer gibt es auch schöne Herbsttage. Dem Verf. werde eine solche Jahreszeit, auch für die Frucht die er uns mit diesem Buche geschenkt hat. Jeder, wenn er es gelesen, nehme ein Blatt und schreibe seinen Lebenslauf dazu, was er als Werk der Natur habe seyn sollen? was aus ihm die Gesellschaft, was endlich er aus sich selbst gemacht habe? Einem überlegenden Gemüth bietet dieß Buch zu solchem Blatt viel Ansichten dar.

Ob sich nun gleich einem Genius, bei dem gleichsam nur der starke Verstand und das verwundete Herz redet, die kleinfügige Kritik nur schüchtern nahen sollte, so wäre es doch, selbst zur Darstellung mancher Wahrheiten, gut, wenn vor einer zweiten Auflage der Verf. sein Buch einem Freunde, dem er vertraute, nicht nur zur helleren Interpunktion, sondern auch hie und da zu Bemerkungen mittheilte. Durch kleine Veränderungen, durch die Wegnahme manches Ueberladenen fielen andere äußerst wichtige Stellen reiner ins Auge: sie stünden, wie Kastor und Pollux auf dem berühmten römischen Berge riesenhaft da. Es wäre diese Austheilung einer Schrift zu wünschen, die so ganz wie diese die Geburt des deutschen philosophischen Genius ist, der weder francisirt noch anglisiret, am wenigsten aber sich daran genügen läßt ein Principium in der Form aufgestellt zu haben. Eben daß unser Verf. tief in die Sache griff, und den seit Jahrtausenden geschürzten Knoten der Menschenverfassung „unseres alternden Welttheils" mit Einem Hiebe nicht zu lösen begehrte, vielmehr ihn fester zusammenzog, und nur die aus- und eingehenden Enden zeigte, eben dieß ist der Werth seines Buchs. Trete nun ein anderer hinzu, und zeige was die wachsende Sittlichkeit einzelner Menschen einzeln und fürs Ganze uns an frohen Aussichten gewähre; wir wollen ihn hören.

4.

Phamenophis; oder Versuch einer neuen Theorie über den Ursprung der Kunst und Mythologie, von Karl Friedrich Dornedden. Göttingen, 1797. [1]

Schade daß wenn der lesende Theil des Publicums auf Materien einer Art zu sehr gespannt ist, oder von Recensenten gespannt wird, andere denkwürdige Bemühungen des menschlichen Geistes so leicht übersehen werden. Dreißig Jahre früher wäre die eben genannte Schrift mit lauterm Ruhm verkündigt worden, als in unsern politischen Romanzeiten. Sie hat indessen ihren Werth in sich, der zu seiner Zeit gewiß hervortreten wird.

Jeder Kenner der Litteratur weiß wie viel und mancherlei über die sogenannte heilige oder Hieroglyphenschrift der Aegypter, über ihren Götter- und Thierdienst, ihre Mysterien, über Osiris, Isis, Memnons klingende Statue u. s. gemuthmaßet und geräthselt worden; alles ohne festen Bestand, weil späte, einander widersprechende Griechenmärchen und wenige Etymologien die einzigen Gewährsmänner waren. Nach dem verdienstvollen Gatterer thut unser Autor den ersten festen Tritt in diesem dunkeln Felde. Indem er eine wahre Idee von dem gibt was vor Erfindung der Buchstaben oder eigentlicher Wortzeichen eine Sachenschrift seyn mußte, indem er diesen Begriff entwickelt, festhält und mit lebhaftem Geist sich ganz in die Zeiten versetzt da man, der Buchstaben völlig unkundig, durch Zeichen, Gebräuche, Feste, Handlungen sprach (d. i. Ideen die man bekannt machen, fixiren, aufbewahren wollte, in Sach-Charakteren andeutete und wiederholte), gibt er zugleich Proben wie solche Sachen- und Handlungssprache, in Worte gefaßt, gesagt werden mußte, und wie man aus diesen Worten auf die Ideen jener zurückkommt. Er hat

[1] Erfurter gel. Nachrichten. 1798. S. 7.

sich hiemit am Cyclus der ägyptischen Zeit- und Jahresbestimmung versucht, und (ohne daß man eben annehmen darf, die Aegypter hätten nur Zeitideen symbolisirt) hierin viel geleistet. Ueber Osiris, Isis, die Neith, Osiris Grab, den Phönix, Apis, Amenophis, d. i. die sogenannte Memnonssäule! den Thierdienst der Aegypter, die ἱεροὺς λόγους u. f., ist nie so viel verständiges und einleuchtendes gesagt worden als hier; alles ist angemessen dem Geist damaliger Zeiten. Da des gelehrten Zoëga Werk über die Obelisken seit mehreren Jahren zu Rom im Druck ist (zu wünschen daß es bald erscheine), und dieser vielbelesene Mann seinen ganzen Fleiß auf dieß Studium gewandt hat, so wird man neugierig zu wissen ob und wo er sich mit dem scharfsinnigen, gelehrten Verfasser dieser Schrift begegnen werde. Begegnete er sich aber auch nicht mit demselben, so sind die Regeln und Proben die hier zur Auslegung einer Sachen- und Handlungssprache, ehe man Buchstaben kannte, nicht minder zu Einverständigung dessen was griechische Buchstabenschreiber von dergleichen Anordnungen berichten, gewiß doch der erste Versuch einer Logik über die gedachte Sachen-, Zeichen- und Handlungssprache.

Mithin ist diese Schrift nicht etwa dem ägyptischen Alterthumsgelehrten allein, sondern jedem lehrreich der von der Weise alter Völker, über Sachen und Ideen gemeiner Ordnung vor Erfindung der Buchstabenschrift etwas gewisses zu ordnen, eben bei dem Volk der ältesten und fruchtbarsten Cultur eine Probe zu sehen begehret. Nicht nur wird er bei der Ansicht dieses beschwerlichen Ganges der Zeichensprache den fast unermeßlichen Werth der Buchstabenschrift neu schätzen lernen, sondern auch zu Beurtheilung anderer ähnlichen Nationen und für die Geschichte des menschlichen Geistes überhaupt mancherlei Grundsätze selbst folgern. —

Es ist zu wünschen daß der Verf. dieser Schrift mehrere seiner Untersuchungen, ohne welche dieser Phamenophis nicht erscheinen

könnte, mit Wahl und Absicht ans Licht fördere; und wenn diese, wie aus einigen Winken zu ersehen ist, sich auf die Bildung der ältesten griechischen Mythologie erstrecken, solche nicht vorenthalte. Die Entstehung der schönsten, d. i. der griechischen Mythologie ist immer noch, bei allen dazu gelieferten trefflichen Solutionen, für kein völlig aufgelösetes Problem zu achten; jeder neue Beitrag dazu, wenn er aus der wahren Mnemonik der alten Zeit schöpfet, ist schätzbar. Mit dem Titel des Buchs scheint der Verf. sich dazu verbindlich gemacht zu haben; denn eine Theorie über den Ursprung der Kunst und Mythologie ist mit diesem Phamenophis noch nicht gegeben. Wir sehen es also nur als den ersten Ton an, den Memnons Statue tönte; die septem vocales mögen folgen.

Zweitens wäre vielleicht zum Vortheil der Sache bei ferneren Geistesarbeiten des Verfassers zu wünschen: erstens in Materien dieser Art eine strenge Enthaltung von Kantischer Schulsprache. Was soll sie beim Phamenophis? was soll sie überhaupt im Garten der Musen? Entwicklungen dieser Art sollen gelesen werden, wenn jene Schulsprache vergessen, oder von einer andern verdrängt seyn wird. Solange der Verf. in seiner eigenen Sprache redet, schreibt er leicht, sogar genialisch; wenn er den philosophischen Panzer anlegt, geht er schwer; die Arm- und Beinschienen klappern. Zum Glück griff er selten nach dieser entbehrlichen Rüstung. Zweitens. Hie und da hat der Verf., wie es scheint, Lessings polemischen Ton nachgeahmt; er ist aber schwer nachzuahmen, und am Ende hält er doch die Materie auf. Laß andere vorher gesagt haben was sie wollten; ist es nicht schön und würdig, mit Vergessenheit ihrer etwas besseres zu sagen, oder sie, wenn es die Sache fordert, schlicht zu widerlegen? Jablonski und andere thaten was sie konnten; jener verdiente Mann hat wenigstens treu gesammelt und koptische Worte interpretiret. Verfehlte er den wahren Weg — wie schön ist's,

diesen zu finden, und den Leser ungestört, ohne Rücksicht auf fremde Irren, diesen Weg zu leiten! Wenn in Untersuchungen solcher Art sich ein Begriff nach dem andern, ein enträthselles Symbol nach dem andern frei und anschaulich hervorhebt, so ist's, wie wenn ein guter Demonstrator, die Fackel in der Hand, uns die Statuen des Capitols oder Vaticans zeiget. Wie sich die Fackel schwingt, treten sie aus der Nacht hervor; sie bewegen sich, sie leben. Unser Verf. hat Kenntnisse und das Talent in der Nacht des Alterthums uns diesen Kunstgang lehrreich weiter zu führen.

5.

A. L. Schlözers Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Erstes, zweites, drittes Stück. Göttingen. 1795. 1796. 1797. 23 Bogen in gr. 8. [1]

In einer Zeitenkrise wie die unsrige ist, wo dem in Ohnmacht gesunkenen, sein Schicksal erwartenden Deutschland so mancher eingeborne Deutsche in ausländischen Phrasen Hohn spricht, kommt ja wohl ein Buch recht das dem Charakter der Deutschen nicht etwa nur, wie man laulich sagt, Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern ihre Verdienste aus Thatsachen entwickelt und in Thatsachen darstellt, daß die Geschichte aufruft zu sagen: „das waren und wollten wir, das waren wir unter mancherlei Himmelsstrichen, früher als andere Völker um uns her; das haben wir geleistet!" Von dem Verfasser eines solchen Buchs darf man doch wohl sagen: „er habe sich um seine Nation verdient gemacht."

Ein solches Buch sind diese drei Stücke kritischer Untersuchungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, von Schlözer. Nicht um diese Deutschen „in Siebenbürgen" allein (deren Urkunden

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1798. St. 32.

theils ganz, theils in Auszügen das erste Stück und deren Hauptkunde, das Privilegium Königs Andreas II. vom Jahr 1224. das dritte Stück mit einem kritischen Commentar gibt) hat sich der Verf. verdient gemacht, indem er ihre Geschichte darstellt und ihre Rechte vertheidigt, sondern um die Ehre der Deutschen, wo sie auch leben, indem er das ihrem Charakter früh angebildete gute Gefühl von rechtlicher Ordnung, ausharrendem Fleiß, treuer Sittlichkeit, mithin ihr Verdienst um die praktische Cultur der Menschheit durch Thatsachen erweiset. Der Unterschied zwischen Lebensart der Deutschen und Madjaren wird hie und da schneidend. Indem der Verf. den wahren Blick strenge verfolgt: „Thiere müssen Menschen, ziehende Horden Völker, Völker Menschenvölker werden," und die Eigenschaften oder sogenannten Vorzüge jeder Periode dieses Fortschrittes in treffenden Zügen neben einander stellt; so tritt das Verdienst der Deutschen durch ihre frühe Municipaleinrichtung, die eine bürgerliche Freiheit und Selbstregierung mit sich führte, so wie auch ihre Bemühung um die Cultur vieler Gegenden Europa's, durch Betriebsamkeit und Künste in einem bescheiden schönen Lichte gleichsam von selbst hervor. Der größte Theil des zweiten Stücks dieser historischen Untersuchungen, der vom deutschen Municipalwesen, von den Colonien der Deutschen in Oesterreich, Ungarn, Siebenbürgen, Bremen, Holstein, Meißen, Mecklenburg, Preußen u. s. sammt den verschiedenen Rechten die sie daselbst erlangt und festgesetzt haben, mit historischer Präcision redet, ist jedem Liebhaber seines Volks und der Geschichte desselben unentbehrlich; auch was sich aus der Geschichte anderer Unternehmungen, z. B. der Spanier in Languedoc, der Johanniter und Tempelherren in Ungarn hineinmischet, die Chronik der Petscheneger und Konianer selbst ist hier gleichsam neu entdecktes oder neu befestigtes, gewonnenes Land. Dem Verf. steht ein Ausdruck zu Gebot der mit Bündigkeit und Kraft Schärfe des Witzes und Urtheils so glücklich vereint daß manche kurze Stellen seiner

Vorreden, seiner Anmerkungen und Einschaltungen mehr sagen und weiter hinweisen als lange schale sogenannt philosophische Commentare. Die wahre Philosophie der Geschichte ist nicht die Geschichte a priori ersinnen oder malen, sondern Facta darstellen und ordnen.

Das Meistertalent des Verfassers, historische Kritik, hat sich also auch in dieser Schrift erwiesen. Gleichviel woran es geübt werde, ob an einem Privilegium der Siebenbürger oder dem Recht einer Colonie; es wird lehrreich für die ganze Geschichte der mittleren Zeiten, ja für die Menschengeschichte überhaupt, denn alles hat in dieser Eine Tendenz, und strebt zusammen zur Cultur, oder, wie der Verfasser sagt, zur Völker-Menschwerdung. Schlözers Commentar zum Privilegium der Siebenbürgen ist auf allen Blättern lehrreich.

Sonderbar wird es vielleicht manchem Leser, wenn er in unserer wortschäumenden Zeit die Stimme eines solchen Veteran hört, denn Veteranen nennen unsere Neulinge (die sich für die jetzt herrschende Generation halten) ihre Lehrer. Manches wird diesen deutschen Madjaren zu scharf, zu hart gesagt scheinen; manches andere wird ihnen Mikrologie dünken; denn es hat viel Fleiß, viel Untersuchung gekostet, und ist nicht a priori erfunden. Lasse der Himmel uns aber noch lange solche Veteranen, deren einige goldne Worte und scharfe Blicke mehr werth sind als lange Speculationen und malerische Tiraden. — Wir verbinden also zugleich mit diesem Buch ein anderes Werk voll ächten kritischen Geistes und Fleißes:

*

A. L. Schlözers kritisch-historische Nebenstunden. Origines Osmanicae. Papiergeld, eine mongolische Erfindung im 13ten Säculum. Ideal einer Anleitung zur Kenntniß der asiatischen Staatengeschichte im Mittelalter. Göttingen, bei Vandenhöck und Ruprecht. 1797. 12 Bogen gr. 8.

Indem der Verfasser im ersten Aufsatz die einheimischen Quellen der älteren osmanisch-türkischen Geschichte untersucht, und von ihren Geschichtschreibern So'ad-eddin und Abulgasi Nachrichten und Proben gibt, sodann die osmanischen Origines nach byzantinischen, arabischen und andern meist zuverlässigeren Berichten verfolget, bahnet er sich den Weg zum Entwurf einer allgemeinen türkischen Geschichte von der ersten Bekanntwerdung dieses Volks, und seines Stammlandes bis zur Gründung des osmanischen Reichs, mit neun Hauptepochen der Bekanntwerdung dieser Länder und Völker, von Cyrus und Alexander bis auf den Einfall der Mongolen. Sodann zeichnet er das Ende des Staats von Chowaresm und von Ikonium und den Anfang des osmanischen, mit einem Resultat vom wahren Ursprunge der Osmaner und Osman. Alle diese sechs Abschnitte sind keines Auszugs fähig; denn sie sind aus den verschiedensten Untersuchungen selbst Auszug. Eben so im siebenten die Parallele zwischen Kleinasien und Italien im Mittelalter, zwischen Osman, Sforza und andern Condottieri. Ausgerissene Resultate stünden hier am unrechten Ort; man muß die Schrift selbst lesen. Allenthalben zeigt sie Lücken und weckt Gedanken. Weckte sie auch Fleiß diese Lücken auszufüllen, die hingestreueten Gedanken zu realisiren! Mit innigem Vergnügen sieht man hier europäische Kritik an morgenländische Geschichte und Geschichtschreiber gelegt; die Anwendung davon auf die Geschichte anderer morgenländischer Stämme und Völker mache sich jeder.

Der Aufsatz: „Mongolen, Erfinder des Papiergeldes im dreizehnten Säculum," überrascht angenehm, und er ist mit Zeugnissen beleget.

Der Anfang endlich: „über deutsche Orthographie asiatischer Namen," verdient allgemeine Beherzigung und Einverständniß. Es ist ein wirklicher Gräuel daß jeder orientalische Namen nach seinem Sinn schreibt; Volney u. a. haben deßhalb Vorschläge gethan; wir Deutsche sollten wenigstens unter uns übereinkommen, wie wir

arabische und persische Worte schreiben. Des Verfassers Regeln sind sehr annehmbar, wenn sie gleich nicht alles erschöpfen.

Noch verdient das dem Buch vorstehende Schreiben an Herrn Hofrath Meusel eine besondere Erwähnung, sowohl des biedern freundschaftlichen Tons wegen in dem es abgefaßt ist, als seines Inhalts halber. Es spricht von der bisherigen Bearbeitung der asiatischen Geschichte, und gewährt uns die Freude diese Nebenstunden als eine Vorarbeit zum „dritten Theil der Schlözerschen Weltgeschichte" ansehen zu können. Werde sie bald erfüllt, diese Hoffnung! **Hora ruit.**

6.

Briefe über das Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte: an einen helvetischen Jüngling politischen Standes. Pulchrum est benefacere reipublicae; etiam benedicere haud absurdum. Sallust. Von J. G. Müller, Prof. zu Schaffhausen. Zürich, 1798. [1]

Wie wenn auf einem Gastmahl unter vielen unverdaulichen, schlecht zubereiteten Speisen uns ein Körbchen reifer, gesunder, wohlschmeckender Früchte gereicht wird, an denen man sich nicht nur erholt, sondern erquickt und stärket: so wird den Lesern, alten und jungen, vorzüglich Jünglingen die noch unverdorbenen Gemüths, den Garten der Wissenschaft und den Markt des Lebens mit Lust und Anmuth überschauen, dieß kleine Bändchen Briefe seyn, in denen ein Freund zum Freunde, ein mit reiner Wissenschaft, mit reicher Lectüre alter, mittlerer und neuer Schriften, vorzüglich aber mit richtigem Blick und edlem Gemüth begabter Mann zu Jünglingen

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1797. St. 33.

seines Vaterlandes, insonderheit politischen Standes redet. Kathederbücher, literarische Geschichten und Anweisungen zur Geschichte haben wir in Deutschland genug; manche Ostermesse kommen sie in halben Duzenden zum Vorschein; meistens aber nur als Kathederhülfe, hölzerne Schemel, darauf der Herr Professor sitzen wird daß er docire.

Fast von Wiederherstellung der Wissenschaften an kann man mehreren Schweizerschriftstellern das Lob nicht absprechen daß sie, in einem Vaterlande lebend, auch die Geschichte desselben als Bürger ansahen, treu beherzigten, treu erzählten. Der Bruder unsers Verfassers, Johannes Müller, hat mit seiner über die Hälfte vollendeten Geschichte der Schweiz sich und seinem Vaterlande ein Denkmal gestiftet, das dauern wird solange unsere Sprache dauert; und in mehreren oft kleinen Landesproducten jener Bergrepubliken war statt eines Kathedervortrages biederer Geist, männliche Kraft unverkennbar. Aus neuerer Zeit darf ich die Namen Haller, Bodmer, Breitinger, Waser, Schinz, Fäsi, Füßli, Balthasar Escher, Pestalozzi nur nennen.

Unser Verfasser verbindet diese biedere Schweizertreue nicht nur mit einem übersehend weiten Blick des großen Feldes der Menschengeschichte in den verschiedensten Verfassungen, Reisen und Zeitaltern, sondern auch mit einer liebenswürdigen Innigkeit, einer andringenden Sanftmuth. Allenthalben sieht man daß er aus vielem nur das Beste gewählt habe, daß vorzüglich Schriftsteller, die auf Bildung des Gemüths und der Sitten wirkten, seine Lieblingsschriftsteller gewesen, aus welchen er dann, in so verschiedenen Zeiten sie lebten, Kernwahrheiten, die in ihm reif geworden, seinem Freunde vorträgt, oder vielmehr als neue Keime des Wahren, Schönen und Vortrefflichen, wozu Wissenschaft und Geschichte dienen soll, in ihn pflanzet. Ein summarischer Auszug dieses kleinen Buchs wird und muß dieß Lob bewähren.

In wenigen Zeilen ist es dem edlen Zeugen und Märtyrer politischhistorischer Wahrheit, Friedrich Karl von Moser, zugeeignet; und diese kurze Vorrede stellet den Gesichtspunkt des Buches fest. Brief 1. macht eine schöne Grundlage, das Gemüth des jungen Staatsbürgers in Ansehung seiner künftigen Betriebsamkeit, seiner Hoffnungen und Erwartungen zu ordnen; er sagt viel vortreffliches in kurzen Sprüchen und schließt mit einer schönen Stelle Claudians. Br. 2. Wie sich der künftige Staatsbürger durch Wissenschaften zu seinem Beruf vorbereiten solle. Natürlich daß der Verfasser hier gegen die Uebel unserer Zeit, insonderheit gegen Deutschlands Gelehrtenübel (über die man, wie Tissot, ein eignes Buch schreiben könnte), reden mußte. Er spricht bescheiden, andringend-wahr und herzlich. Br. 3. tritt in das Detail näherer Vorschläge beim Lesen, insonderheit beim Lesen der Alten. Als Beilage ist ein Brief des vortrefflichen Kaspar Barläus (geschrieben 1641) übersetzt, und ein anderer ungedruckter desselben Inhalts vom Mathematiker Stephan Spleiß im Auszuge mitgetheilt. Der Barläische Brief enthält eine Encyklopädie zum Lesen der Alten, sogar mit ausgezeichneten Stellen derselben, auf wenigen Blättern. Br. 4. über die Kunst der Composition; Uebung in Composition schriftlicher Aufsätze ist jedem aufgeklärten Mann, zu unserer Zeit jedem rathschlagenden wirksamen Staatsmitgliede nöthig; dieser Brief enthält seine Regeln. Br. 5. spricht von der Philosophie. Daß aber ja niemand hier eine Einbleiung oder Einkeilung des jetzt geltenden Averroismus erwarte! Der Brief spricht von Logik des gesunden Menschenverstandes, von Geschichte der Philosophie sowohl in Systemen als populär vorgetragen, und in einer Nachschrift von Religion, Theologie, dem geistlichen Stande u. f. Das Lob, das Shaftesbury, mit einer Hinweisung zum Gebrauch seiner Schriften gegeben wird, stehet hier sehr an rechtem Ort; von den Averroisten des vierzehnten Jahrhunderts dagegen wird in einer Note (S. 69.)

aus Petrarca's Leben angeführt: „wie sie die Lehren des Averroes als Orakelsprüche verehrt, und jeden Zweifel an denselben sehr übel aufgenommen. In Venedig habe diese Philosophie damals besonders unter jungen Leuten viel Anhänger gefunden, und ihnen einen solchen Stolz eingeflößt daß sie sich anmaßten über die Verdienste Petrarca's ein förmliches Gericht zu halten, worin sie ihn denn zwar für einen guten Mann erklärten, ihm aber den Namen eines Gelehrten und eines Philosophen gänzlich absprachen. Die größten Kirchenlehrer hießen bei ihnen schwache Köpfe, so wie alle diejenigen die ihre Kniee vor dem Aristoteles nicht beugten und nicht blindlings die wunderlichsten Meinungen Averroes annahmen." Uebrigens hält sich dieser Brief so wie das ganze Buch von allem Streit frei. — Br. 6. Nachdem der Verfasser über die Wissenschaften und das Studium überhaupt leitende Ideen (notions directrices, die beste Methode) gegeben, kommt er zum Studium der Geschichte, sucht zu demselben zuerst Lust einzuflößen, und zeigt sodann wie Geschichte, allgemeine und besondere, gelesen, studirt, genutzt werden müsse. Die Rathschläge alter und neuer Geschichtforscher werden dabei angeführt, und als Beilage eine Stelle aus Walter Raleighs Vorrede zu seiner Weltgeschichte gegeben, die den großen Verstand des Mannes zeiget. Ein kleiner Auszug aus Bodins Methode zur Geschichtskenntniß folget. Br. 7 gibt Bemerkungen über den Nutzen der Geschichte für die Beurtheilung politischer Gegenstände. Eine Stelle Plato's von den Gesetzen leitet sehr gesunde Gedanken ein, über den Ursprung und Zweck bürgerlicher Gesellschaft in verschiedenen Verfassungen, mit Beispielen aus der Geschichte Griechenlands, Roms und der Schweiz beurkundet. Sodann trägt der Verfasser (S. 176 u. f.) einige einzelne bescheidene Ideen über die Geschichte der europäischen Menschheit und ihre moralische Bildung vor, voll heiterer, großer Blicke. Otanes, Megabyzus und Darius Reden über die verschiedenen Regierungsformen (aus Herodot) folgen (S. 200)

und als eine zweite Beilage sehr interessante Gedanken aus einem der Lieblingsschriftsteller des Verfassers, William Temple (S. 205.) — Der achte Brief verbreitet sich über den Geist der Geschichte verschiedener Völker, Zeitalter und Geschichtschreiber, mit guten einzelnen Winken auch auf die Geschichte der mittleren Zeiten, die der Verfasser nicht mit einem verachtenden Blick wegwirft, sondern charakterisiret. Als Beilagen, d. i. Proben folgen: Anfang der Gesetze des Zaleukus. Eine Exposition von Sallustius Catilina. Einige Proben von der Erzählungsart der Geschichtschreiber des Mittelalters. Und dann (merkwürdiges Stück S. 277) aus Temple's Mémoires ein Plan Richelieu's, der — in unseren Tagen seine Vollendung erreicht hat. — Der neunte Brief über die Kirchengeschichte und Lebensbeschreibungen schließet das kleine Buch, das in Ansehung seines Inhalts das Lesen vieler Folianten voraussetzt; in Ansehung seines Vortrages ein schön geordnetes Ganze, und in Betracht des Geistes der darin herrscht eine historisch-politische Blumenlese, d. i. eine Sammlung der besten Gedanken und Rathschläge ist, die der Verfasser aus alten und neuen Schriftstellern sowohl als aus eigner Erfahrung zog und in sich bewährte, das (ohne Anmaßung gesagt) Bolingbrocke's Briefen zur Erlernung der Geschichte an Nutzbarkeit weit voransteht.

Möge das kleine Buch in die Hände jedes guten Jünglings kommen, und ihm ein Leitfaden zu eigner Bewährung so mancher goldnen Wahrheiten und Grundsätze im Labyrinth der Geschichte und des heutigen politischen Lebens werden. Möge dem Verfasser, der nach dem Wahlspruch seines Titels de republica bene dixit, bei der jetzigen Umbildung seines Vaterlandes auch Gelegenheit zu dem höheren Schönen werden, reipublicae bene facere. Dann hätte er sich (denn das Buch ist vor der unerwarteten Revolution geschrieben) durch eine vieljährige stille Bildung in Kenntnissen und

Grundsätzen dieser Art zur edelsten Nutzbarkeit, wie durch eine höhere Bestimmung bereitet.

7.

Etwas von meinem Lebenslauf, und etwas von meiner Muse auf der Festung. Ein kleiner Beitrag in der selbst erlebten Geschichte meines Vaterlandes, vom Regierungsrath Dr. Huber. Stuttgart, 1798. [1]

Ein zu volles Gemüth, das gar zu viel zu sagen hätte, schweigt; so werde auch dieß kleine Buch schweigend angekündigt. Lese es jeder der den Traum von Freiheit und Sicherheit eines Staatsbürgers deutscher Nation unter der Willkür des gesetz- und straflosen Despotismus träumt; lese es jeder! Der Verfasser ist ein Greis; er erzählt sein Leben, weise wie ein Mann von Geschäften, und dabei rein wie ein Genius, und heiter. Er charakterisirt Fürsten, Adel, Söldner, Volk, Stände so bedeutend daß man von ihm sagen möchte: „sein Schweigen redet.“

Dabei ist seine Schreibart nett und klar, so natürlich und rein deutsch daß sie seiner gebildeten „ehrlichen Denkart“ nicht nur entspricht, sondern gleichsam selbst zu ihr gehöret. Eine Nachlese classischer Denk- und Schreibart aus einer fast verlebten Zeit.

Möge das Beispiel des Verfassers, der seine Geschichte so ganz ohne Bitterkeit treu und rein erzählt, mehrere seiner Landsleute wecken die ihrige auch zu erzählen. Außer der Kriegs- und Staatsmarionette hat ja Deutschland keine andere als die Gelehrten- und Dienstgeschichte; jede Dienstgeschichte wie diese ist des Bemerkens und Aufhebens werth.

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1798. St. 40.

Ein edler Mann, ein treuer Freund, der Regierungspräsident von Gemmingen, den Deutschland aus seinen jüngern Jahren auch als Dichter kennet, und dem unser Verfasser ein eignes Denkmal errichtet hat, erscheint in dieser Lebensgeschichte seines Freundes, obgleich (wie es der Despotismus gebot) vorsichtig und furchtsam, dennoch bis an den letzten Lebenshauch treu, bieder und ehrlich. Die Namen Gemmingen und Huber, ob sie gleich in verschiedenem Licht glänzen, werden von jedem Rechtschaffenen mit Liebe genannt werden.

Seinem verstorbenen Freunde also eignet der Verfasser dieß sein Leben zu:

Mein Bruder, gönne mir die traute Zuschrift!
Es mögen's die Magnaten alle wissen!
Im Himmel, wo du bist, erschallt kein Titel,
Als der — des Bruders.

Welch einen Theil die Bürger des Olympus
Am Schicksal der zurückgelass'nen Freunde
Entweder nehmen können oder dürfen,
Ist heil'ges Räthsel.

Vielleicht, ihr Glücklichen, wird Erdenschicksal
Für euch zu klein, vom Himmel aus, gesehen.
Noch ist es Trost für uns mit euch zu reden,
Als wenn ihr hörtet.

Der Lebensbeschreibung sind einige wenige Gedichte beigefügt, die, obwohl der Verfasser treffend sagt „daß Asberg kein Helikon sey," dennoch dem größesten Theil nach den Gedichten Uz und Gemmingens an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Hier ein paar Proben.

In den zwei ersten Stunden seiner Gefangenschaft sang der Verfasser also:

Ich ehre dich, o du des Himmels Wille,
Du rufst; ich bin bereit.
Sey mir gegrüßt in dieser schwarzen Stille,
Balsam'sche Einsamkeit.

Wo bin ich? und ist dieß der Weg der Wahrheit?
Und diese Schmach ihr Lohn?
So heitre sie des Kerkers Nacht mit Klarheit,
Und glänze durch den Hohn.

Ist's Hochverrath, zu mahnen einen Prinzen
An Pflicht, an Fürstentreu?
Zu sagen daß vom Wohlstand der Provinzen
Sein Glück untrennlich sey?

Sey ruhig, Herz! O, keine einz'ge Klage
Entweihe dein Geschick.
Der Muth ist Ruhm, und unverdiente Plage
Ist ein wahrhaftes Glück u. s.

Ein anderes: „mein Auszug aus Tübingen.“

Für Macht und für Despoterei
Und für achthundert Bärenmützen,
Wer kann den Biedermann beschützen,
Daß er kein Raub des Unglücks sey?

Noch weicht sein Fuß nicht von der Bahn,
Worauf der Mann der Wahrheit wandelt,
Und jeder Feind, der ihn mißhandelt,
Feu'rt ihn zu größrer Tugend an.

Die That allein ist Schmach und Ruhm;
Der Hohn, der Kerker und die Bande
Sind Zeichen von der wahren Schande,
Wie Lorbern von dem Heldenthum. —

D. i. trügliche Zeichen. Fürchte niemand, hier eine widrige, oder mit Dunst einer falschen Anmaßung angefüllte Kerkerstube zu sehen: die sanfte, die bescheidne Muse hat sie erleuchtet. Im ganzen Büchelchen herrscht klare Ansicht der Dinge, ein wackres Herz und ein reiner Verstand.

8.

Rede zum Andenken des Grafen A. P. v. Bernstorff, gehalten im großen Hörsaal der Universität zu Kiel, den 28. Aug. 1797 vom Prof. Hegewisch. 4 Bogen. 8. Kiel.[1]

Auf diesen vier noch nicht vollen Bogen tönet eine sanfte Rede, die von jedem dem das allgemeine Wohl der Staaten, die allgemeine Billigkeit und Ordnung heilig sind, gehört werden sollte; sie ist dem Charakter Bernstorffs gleich, die erquickende Stimme der Mäßigung und Wahrheit. Jener ruhigdenkende, mit den besten Grundsätzen der Gesammtgeschichte ausgerüstete Geist, der alle Schriften Hegewisch's charakterisirt, spricht auch hier zum Andenken eines großen Mannes der Geschichte: „unter vielen glänzenden Namen (so endet die kurze Rede) wird Bernstoffs Name mit reinem Glanz strahlen; denn es ist der Glanz der Rechtschaffenheit und Wahrheit."

Um ihn in diesem Glanze zu zeigen, läßt der Redner bloß Thatsachen sprechen, die er auf Grundsätze zurückführt; die Rede enthält nichts als die Geschichte von Bernstorffs Leben. Diese wird interessant, nicht etwa durch ihre äußere Merkwürdigkeit allein, da sie einem großen Theil nach in das Zeitalter der wunderbarsten Begebenheiten und Verwirrungen Europens fällt, sondern vielmehr

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1798. St. 40.

durch ihre innere Merkwürdigkeit, durch die Grundsätze selbst, die Bernstorff in dieser gefahrvollen Krise als Staatsmann für Dänemark mit unerschütterter Festigkeit befolgte. Diese entwickelt der Verfasser mit einer so einleuchtenden Heiterkeit daß sich der Hörer nach und nach über das Gewirr falscher Staatstendenzen erhoben, in einer Region der Wahrheit, die Menschenglückseligkeit ist, gleichsam an Bernstoffs Seite fühlet. Dem Unterzeichneten wenigstens kam beim Lesen dieser Schrift das Bild des edel- und schöngebildeten, gedächtnißreichen, einnehmend beredten, Ordnung und Billigkeit liebenden Mannes, das ihm der persönliche Genuß Eines Tages mit ihm auf dem Lande eingedrückt hatte, sehr angenehm wieder.

Einen besondern Vorzug erhält diese Rede dadurch daß sie (was so viele Lobreden thun) nicht philosophisch deduciren will, und nie zu viel, nie übermäßig lobet. Sie erzählt Lebensumstände, z. B. wie Bernstoffs Denkart sich gebildet (auch Jacobi in Zelle, ein Fenelon in seinem Kreise, steht unter denen die die religiöse Denkart des Jünglings bestimmten; in andern Fächern waren es Staatsmänner, Gelehrte, Künstler); welchen Gang er unter Führung seines großen Oheims in Geschäften genommen, wie er Geschäfte desselben nach dessen Ableben glücklich vollendet, welche Grundsätze er bei dem amerikanischen, russisch-türkischen und dem unseligen Kriege der Coalition standhaft, gerecht, weise und menschenfreundlich befolget, welche große Anstalten zum Besten der Menschheit unter seinem Ministerium im Innern des Reichs bewirkt wurden: „jener die Menschheit entehrende Handel, der Handel mit Menschen, wurde abgeschafft. In den europäischen Staaten des Königes wurden Vorbereitungen gemacht dem leibeigenen Landmann Freiheit und Eigenthum zu verschaffen. Die öffentliche Mittheilung der Gedanken, ohne die keine wichtigen Fortschritte zur Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts möglich sind, wurde in einem reichen Maße gestattet, zu einer Zeit wo andere Regierungen in dieser Freiheit eine Quelle

tausendfacher Uebel zu erblicken glaubten, und aus ängstlicher Besorgniß sie zu vernichten suchten. — Den Furchtsamen, die immer noch die wohlthätigen Folgen solcher Maßregeln bezweifeln, die das Stillstehn auf der einmal erreichten Stufe als Klugheitsregeln betrachten, diesen furchtsamen Zweiflern wollen wir Bernstoffs Namen nennen."

Doch die ganze Rede müßte abgeschrieben werden, wenn die trefflichen Maximen bemerkt werden sollten an die sich Bernstorffs öffentliches und Privatleben schließt und reihet. Kein schöneres Andenken gibt's als auf diese Weise fortdauernd in menschlichen Seelen und guten Einrichtungen zu leben; Bernstorff lebt in ihnen. Er lebt in der Geschichte als der Friedehalter, zur Zeit der unglücklichsten Kriegsstürme, als der im Namen eines Reichs an große europäische Mächte sprechende Schutzgeist und Vertheidiger allgemeiner Menschen- und Völkerrechte in einem Orkan von Zeiten, wo die laute Stimme wilder Luftgeister jene Rechte aberkannte und verhöhnte. Wer zu Aufrechthaltung der Menschheit an Grundsätze dieser Art glaubt, oder auch wer nicht an sie glaubt, lese diese Rede. Vielleicht überrascht ihn eine Schamröthe, die er sich selbst verbergen möchte.

Unserm bescheidenen Redner sagen wir, verlassend seinen Hörsaal, nichts als ein treues „de bono viro bene dixisti!"

9.

Ueber die Ideale weiblicher Schönheit bei den Morgenländern. Ein Versuch von Anton Theodor Hartmann. Nebst einem Anhang von einigen literarischen, historischen und kritischen Bemerkungen über einzelne angeführte Schriftsteller. Düsseldorf, 1798. gr. 8. [1]

Zwar, wie es schon der Titel gibt, eher Collectaneen zu einem Buch als ein Buch selbst; indessen auch solche sind angenehm und nützlich.

Ein bestimmtes Ideal weiblicher Schönheit existirt eigentlich nur bei Völkern die Kunst haben; denn diese ist's die das Unwesentliche vom Wesentlichen, das Fremde vom Eigenthümlichen sondert, unter dem Gemeinen das Vorzügliche wählt, und das Vorzüglichste zur Regel bildet. In diesem Verstande hatten nur die Griechen ein Ideal menschlicher, d. i. männlicher und weiblicher Schönheit nach Lebensarten, Charakteren, Classen und Graden. Keine morgenländische Nation hatte es; auch die Indier nicht, die in manchem den Griechen sehr nahe kamen.

„Aber," wird man sagen, „auch der Dichter hat ein Ideal der Schönheit; ja warum sollte es nicht jeder feinorganisirte Mensch, jede feinorganisirte Nation in sich haben?" — Warum nicht? wenn es erweckt, geläutert, ausgebildet worden; dieß hängt aber von mancherlei Umständen ab. Wo Wollust die Weckerin ist, wird die Idee des Schönen weiblicher Gestalt sich selten rein ausbilden; sogar die fremdesten Reize können als wesentliche Bestandtheile in ihr Bild aufgenommen werden; Nasenringe, z. B. Schminke an Augenliedern, Wangen, Fingern u. dgl. Das gemeine, oft eigensinnige Costüm des Landes wird vom Liebhaber, wenn er ein Dichter ist, mit Begeisterung genannt und gepriesen. Oder er hält sich an die

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1798. St. 52.

schmachtenden Augen, an solche und solche Theile des Körpers nach Dichtersitte und nach Landesgebrauch.

Bei den Morgenländern, aus denen unser Verfasser Beschreibungen und Bilder sammelt (Ebräer, Araber, Perser), finden sich gewisse Umstände die die Idee des Schönen eben nicht zum Ideal gedeihen ließen, wären es auch keine andern als diese:

Erstlich. Die frühe Blüthe des weiblichen Alters. Sie macht das Kind zur Braut, und die frühverblühete zur Alten.

Zweitens. Die tiefere Unterordnung des weiblichen unter das männliche Geschlecht. Sie macht das Weib zum Zweck der Begierde, oder zum Zeitvertreib des Mannes; da sie aber, zumal in der Abgeschlossenheit eines Harems, ihm größtentheils die feinere sittlich geistige Bildung entziehet, die nach unserm Begriff die Seele der Schönheit, die moralische Grazie ist, so müssen von dieser Seite selbst die entzücktesten Beschreibungen körperlicher Schönheit ebenso wollusttrunken als an geistigem Reiz leer seyn. Geläugnet wird damit nicht daß sich auch von diesem treffliche Züge in den Morgenländern finden; gemeiniglich sind sie um so bezaubernder, je seltner und unerwarteter sie erscheinen.

Endlich. Die bilderreiche Sprache dieser Morgenländer (der Ebräer, Araber, Perser), je kühner sie die Schönheit malt, desto unbestimmter und fremder muß sie oft, wenigstens für uns werden. Die Gazellenaugen sind für uns, die wir keine Gazellen sahen, ohne das Anziehende das sie dort haben mögen; viele andere, weit kühnere Vergleichungen ungemeldet. Für uns verschwindet dieß Ideal in der Nacht rabenschwarzer Haare, im Glanz schneeweißer Sandhügel, mit Rosen bekränzet, oder im Schmuck blinkender Edelgesteine und Perlen.

Sehr unterhaltend wäre es gewesen, wenn der Verfasser diese Umstände in ihren Ursachen und Folgen näher beäuget, und in dem großen Haufen angenehmer Beschreibungen und Bilder, Lebens-

arten, Zeitalter, Völker, Sprachen gesondert hätte. In Hirtenzeiten der Ebräer schilderte man die Schönheit nicht wie sie der Araber und Perser unter den Kalifen schilderte; die Indier hätten ganz für sich betrachtet werden sollen, und Ossians Galen scheinen gar nicht hieher zu gehören. Wenige Bilder und Gleichnisse ausgenommen, die Völkern auf dieser Stufe der Cultur unter allen Himmelsstrichen gemein sind, hat der galische Dichter ein vom Morgenländer sehr verschiedenes Ideal der Schönheit. Hier hat also der Verfasser seinem Leser viel Anlaß gegeben oder nachgelassen, sich manches morgenländische Sonderbare selbst zu erklären und auf der reichen Au die Blumen selbst zu sondern, zu ordnen.

Der zweite Theil des Buchs (S. 175 bis zu Ende) wird manchen Lesern noch willkommener seyn; er enthält Notizen und Auszüge aus verschiedenen morgenländischen Sammlungen, z. B. eine Notiz vom Inhalt der sechs ersten von A. Schultens herausgegebenen Consessibus Hariri, Sentenzen aus denen von Erpenius, Schultens u. a. gelieferten Sammlungen arabischer Lehrsprüche, allgemeine Betrachtungen über die sieben, im Tempel zu Mekka aufgehangenen Gedichte, sogar einige Nachrichten von dem durch Champion englisch versificirten Ferdosi, von W. Jones neun asiatischen Gedichten (die in Altenburg nachgedruckt sind), und seinen Essays darüber, von Sullivans auserlesenen Fabeln des Sadi, von einem indischen Roman the loves of Camarupa and Camalata, englisch übersetzt durch Franklin, von Cardonne mélanges de Littérature orientale u. s. — So gut dieß alles für den der diese Uebersetzungen nicht kennet seyn mag, so sind doch die daraus gemachten Auszüge meistens zu unvollständig als daß sie auch als zureichende Nachricht dienen könnten. Besser hätte der Verfasser gethan, wenn er einige im Deutschen noch nicht erschienene Uebersetzungen, z. B. der Moallakahs, des Camarupa u. s., wenn auch nur aus dem Englischen, deutsch gegeben hätte. Er war aber von

diesen Büchern selbst entfernt, und nutzte bloß seine in Göttingen gemachten Auszüge. — Genug, diese Collectaneen sind Blüthen; den Blüthen, hoffen wir, werden Früchte folgen.

Eine gute Nachricht gibt der Verfasser S. 176. „Hr. Professor Berg in Duisburg, unstreitig einer unserer gründlichsten orientalischen Philologen, besitzt in seiner ungewöhnlich starken und auserlesenen Bibliothek, außer einem seltnen Schatz von mehr als sechzig arabischen, vielen persischen und andern orientalischen Manuscripten, auch alle 50 Consessus Hariri." Möchte es dem gelehrten Philologen gefallen diese Schätze, da wo Albert Schultens die Arbeit liegen ließ, der Welt mitzutheilen! Die Mühe die er nach dem Bericht unsers Verfassers auf den Golius verwandt hat, muß ihn vor andern in den Stand setzen, wie Eichhorn es in den Monumentis war, ein Fortsetzer des verdienstreichen, unsterblichen Albert Schultens zu werden.

10.

Maximum s. Archimetria. Ἐκ πάντων ἓν καὶ ἐξ ἑνός πάντα. Berlin. 1799. [1]

Ohne Vorrede und Druckort ist dieß merkwürdige Buch am Ende vorigen Jahres erschienen; einige Blätter haben es deutsch angekündigt unter der Aufschrift:

Die Gelehrtenwelt. Sapere aude. Nr. 1. in denen außer der Ankündigung eine Uebersicht des Werks gegeben und mit einem Programm zum neuen Jahrhundert der Schluß gemacht wurde. Dieß Programm handelte vom Heidenthum der Gelehrten.

[1] Von dem 1806 oder 1807 verstorbenen Herrn Professor Thorild zu Greifswalde. H.

So sonderbar manchem diese Titel klingen mögen, so ist doch die Idee des Werks sowie sein ganzer Bau sehr einfach. Abstracte Ideen nämlich sind dem Verfasser minima, das Kleinste das man von der Sache weiß, Schemen; die Sache selbst kennen ist das Maximum unserer Erkenntniß. Dazwischen gibt es Stufen, also ein Maß; dieß Maß bestimmt das „tantum, soviel weiß, soviel erkenne ich, soviel kann und soll ich thun." Dieß Soviel ist das Ur- und Erzmaß, der Archimeter unsres Verstandes und Willens, unserer Handlungen und Kräfte; mittelst seiner ordnen sich Wissenschaften, Künste, Einrichtungen unsers Geschlechts; mittelst seiner entsteht auf der höchsten Stufe eine Panharmonie, eine Alleinstimmung des Universums, die den Sinnen, dem Verstande, dem Willen der höchste Genuß und Lohn ist. Ohne dieß Maß der Dinge schweben wir in Nacht und Dunkel, dichten Träume, schwätzen, rasen, betäuben uns selbst und die Welt, machen uns und andere unglücklich.

Man sieht daß in seinen Grundzügen dieß System das älteste, ja eben die Wahrheit ist die durch Mißgriffe und Träume dies- und jenseits oft traurig genug erprobt worden. Protagoras schon nannte den Menschen das Maß des Universums; außer uns haben wir kein anderes, uns denkbar. Mit diesem Maße sind wir aber auch reich versehen: das Universum stimmt zu uns; wir stimmen zum Universum. Und was wir in ihm zu empfinden, zu thun, zu leisten haben, ist von der Natur, mittelst unserer Natur, wo diese recht angewandt wird, so bestimmt daß wir fast nicht fehlen können, indem uns nur die Vernachlässigung des Soviels, tantum! irre macht, und zu Thorheiten oder Tollheiten verleitet. Eine genaue Bemerkung dessen „wie viel weißt du? wie viel kannst, darfst, mußt du wissen, haben und anwenden, um dieß zu thun, um jenes zu seyn oder zu erreichen?" ist der alte Sokratische Unterricht, den nach Jahrhunderten Baco auf die gesammten Wissenschaften an-

wandte, den im einzelnen und stillen jeder bescheidne Liebhaber der Natur befolgte, dem aber desto lauter der ganze Schwarm tönender Worthelden, überspannter Enthusiasten und Bilderkrämer, endlich sämmtlicher Transcendentalisten in Abstractionen, Wünschen und Leidenschaften entgegentrat. Worin kann menschliche Bildung bestehen? worauf muß sie nothwendig zurückkommen? Auf Maß. Auf ihm beruhen alle Gesetze der Natur, sowie alle unsere klaren und richtigen Begriffe, unsere Empfindungen des Schönen und Edeln, die Anwendung unserer Kräfte zum Guten, unsere Seligkeit, unser Genuß. Maß allein ziehet und erzieht uns; Maß macht, erhält und bildet die Schöpfung. (κοσμεῖ κόσμον.)

Wie der Verfasser dieß alles, den gefundenen Archimeter, bestimmt und angewandt habe, muß man bei ihm selbst in seinem originellen Werk lesen. Dieß ist ein fortgehendes Gespräch, in welchem der Fragende kurz fragt, der Antwortende desto reicher antwortet. Kraft und Geist, Begeisterung sogar, wehen und weben vom Anfang des Buchs bis zum Ende, treffend auch in der Wahl der Worte, im Bau der Perioden. Ungewöhnlich (zumal in unserer Zeit) steht unserm philosophischen Meßkünstler die kräftige lateinische Sprache zu Gebot; die Glocke hallet und schlägt dies- und jenseit kühn, prächtig, oft gewaltig.

Sehr zu wünschen ist also die versprochene Uebersetzung dieses Buchs; nicht etwa bloß weil wenige Latein lesen, und manche, für die es geschrieben ist, gewiß nicht so weit sind dieß Latein zu verstehen, sondern der Sache selbst wegen. Soll im Deutschen die Schrift so treffend werden wie sie im Lateinischen klingt, so müssen nothwendig ebenso scharf zeichnende Ausdrücke gleichsam das Siegel ihrer innern Wahrheit mit sich führen. Eben diese Verpflanzung würde bewähren daß nicht etwa nur im Lateinischen, sondern in jeder Sprache dieß System Wahrheit sey, weil der innere Sinn der

Bezeichner und Ausleger aller menschlichen Empfindungen, Beschlüsse und Gedanken ihm so ganz, so innig zuspricht. Daß der Verfasser ein dergleichen Sinn- und Sprachwerk leisten könne, zeigen die vorgenannten deutschen Aufsätze, in denen eben derselbe mächtige Eudämon spricht wie im Lateinischen. Eine deutsche Uebersetzung fixirte und sicherte also den Geist dieses Werks, das Urmaß menschlicher Gedanken, auch unserer Sprache.

Aber Qu'en dira-t-on? Was wird zu diesem Werk die Schule sagen? Wahrscheinlich wird sie es großmüthig als ein minimum verachten, oder als ein maximum des Unverstandes und der Mißdeutung, voll gefährlicher Sätze und Meinungen, lästern. Je unverschämter und geistloser dieß geschieht, desto besser! Nur daß sich der Verfasser von der deutschen Ausgabe seines Werks weder durch Schimpfreden noch durch innere Schwierigkeiten abschrecken lasse! Sie muß ein Probirstein seiner Sätze, sie kann und wird im wesentlichen und meisten (in maximo) sein Siegeskranz werden.

Eben dieser deutschen Bearbeitung wegen äußern wir einige Wünsche:

1) So wahr es ist daß das tantum, Soviel, einzig die richtige mathematische Erkenntniß und Anwendung einer Sache gibt, so hat der Verfasser gegen das tale, ita est, gegen das So, dieß ist u. s., in manchen Stellen (scheinet es) zu hart geschrieben. Nicht nur ist, wie er's selbst mit großer Energie ins Licht setzt, ohne Datum kein Quantum, ohne was meßbares kein Messen, ohne Materie keine Form möglich, sondern da diese Form den Dingen der Natur, wie unserm Verstande wesentlich ist, so möchte Baco's Weg: „was ist da? was gibt's?" erst strenge zu verfolgen seyn, ehe man an das Gefundene oder Empfundene Maß legen und fragen kann: „wie viel gibt's? wie viel muß es geben?" Dieß Maß ist immer doch nur eine Bezeichnung, die auch fruchtlos werden kann und muß

wenn sie in das Subtile gehet, und sich vom Bemerkbaren losreißt. Maß ist nichts als Maß; was soll ich mit Elle, Metze, Zahl und Wage, wenn ich nichts zu messen, zu zählen, zu wägen habe? Dieß Was und Wie zu erforschen gehört nicht der Phantasie, sondern der Empfindung und dem prüfenden Verstande, sowie im Praktischen dem Gewissen zu; das Wieviel ist nur eine schärfere Prüfung. Um Mißverständnissen zuvorzukommen (denn im Grunde behauptet der Verfasser dasselbe, indem er unter seinem Quanto das **Quid** und **Quale**, Organisation, Form u. s. mit begreifet), müßte hie und da mehr Gewicht auf die treue Erkenntniß des Was und Wie gelegt, mithin diese, wenn gleich verworren gegebenen Data nicht bloß in ihrer Verwirrung als Traum der Phantasie, sondern als das Was sie sind, wesentliche Substrate des Quanti, mit gleicher Aufmerksamkeit wie das Quantum selbst, behandelt werden. Ein kleines **Poco di più e poco di meno** zerstört auch hier das Maß der Haltung. Wer zählen will ehe er hat und ganz hat, was soll er zählen?

2) Gegen den Mißbrauch der Phantasie hat die Archimetrie, wie billig, scharf gesprochen, und in Hirngespinnsten sowohl als in Kunstlarven und phantastischen Bestrebungen die Gräuel ihrer Wirkungen gezeigt; um indessen auch hier dem Mißverstande vorzubeugen, wäre dem rechten unentbehrlichen Gebrauch der Phantasie auch das Wort zu reden. Ohne sie nämlich, ohne das wunderbare Vermögen in uns, das allenthalben in eins constituiret, ist kein **Quantum**, so wie kein reines **Quid** und **Quale** denkbar. Von der ersten sinnlichen Empfindung an begleitet uns Phantasie bis zur hellesten Anschauung der Sache als Sache, als eines Eins, eines Ganzen. Alle ihre Hülfsmittel, Aehnlichkeit, Gleichung u. s. sind unentbehrliche Werkzeuge zu Erforschung, zu Berichtigung, zu Findung der Wahrheit. Das **Maximum** und **Minimum** unserer Erkenntniß sind

Punkte einer Curve mit abnehmenden oder wachsenden Größen zu beiden Seiten, nicht etwa der oberste und unterste Punkt einer geraden Linie. Die träumende, schwärmende, rasende Phantasie werde verbannt; nicht aber die die ein Ganzes bildet, und in seinen Theilen constituiret. Auch diese Archimetrie hat sie geschaffen; sie belebt jeden Erfinder.

3) Daß in der deutschen Uebersetzung manche Wiederholungen wegfallen, manche heftige Stellen milder erscheinen werden, folgt von selbst. In einer Sprache spricht sich aus was sich in einer andern nicht sagen läßt; in einer todten, was eine lebendige schon durch sich untersaget. Die lateinische ist eine Sprache der kühnen Freiheit; die deutsche begnügt sich mit kräftigem Nachdruck. Im Latein reizt der glückliche Ausdruck selbst zur Kühnheit; der kältere Deutsche behilft sich, zumal in der Philosophie, die es auf eine **instauratio magna scientiarum**, auf eine neue Anrichtung des ganzen Gebäudes der Wissenschaften anlegt, mit architektonischer Genauigkeit, Stärke und Schönheit. Bei einer Schrift die vom Maß, vom Urmaß handelt, gilt auch das Maß des Affects im Ausdruck, das **tantum**.

Hätte die kritische Philosophie nur dieß Buch veranlaßt, so müßten wir ihr Dank wissen; mit der Zeit werden wir ihr noch manches andere Gute danken. Ziehe den einen Arm der Wage mit Gewalt nieder, der andere fliegt um so höher aufwärts.

Noch muß von diesem Buch bemerkt werden daß es nicht bloß aus dem Kopf, sondern auch aus Brust und Herz geschrieben sey; es erfaßt und wägt die Sache der Menschheit. Daher sein Feuer, seine Wärme, oft seine Gluth. Es vereinigt Geist mit Kraft, Wissenschaft und Sprachkenntniß mit Völker- und Weltkenntniß, Güte des Herzens mit Muth. Sein Wahlspruch ist: Sapere *aude*.

11.

G. S. Steinbarts System der reinen Philosophie, oder Glückseligkeitslehre des Christenthums. Züllichau, 1778. vermehrt 1780. 8.

Steinbarts System der reinen Philosophie — (er hat's Glückseligkeitslehre des Christenthums nennen wollen) — ist, wie mich dünkt, seinem philosophischen Theil nach ein schätzbares Buch, das manche wohl nicht schreiben könnten die es verachten. Ein sehr klarer Blick auf die Dinge die er vor sich nimmt, eine bündige Kette von Bemerkungen und Schlüssen, eine gewisse Freiheit des Geistes und Leichtigkeit des Styls unterscheiden den Schriftsteller sehr; daher er auch so ausgebreitet gelesen und gelobt worden. Das Principium seiner Moral, freie, kindliche Liebe zu Gott, unserm Vater! ist unwidersprechlich nicht nur für die Vernunft das Edelste, sondern auch so sehr aus der Lehre und dem Sinn Christi. Noch auffallender hat der Verfasser dieß alles gemacht, da er seine natürliche kindliche, freie Moral den drückenden, engen Grundsätzen der Schule entgegensetzt, in der er, nach seinem Vorbericht, erzogen worden, und aus welcher er sich zu dieser freien, lichten Gottesansicht, wie er sagt, nicht ohne Mühe hervorgearbeitet. So weit ist, dünkt mich, das Buch unwidersprechlich schön und brauchbar. Nun aber wundert es mich, warum der Verfasser nicht, ohne sich weitern Anstoß zu suchen und herzuholen, sein Gebäude auf die freie lichte Höhe, die er erstiegen zu haben glaubt, frei aufführt? warum er immer in die Tiefe des Nebelthals, wie es ihm dünkt, vom Athanasisch-Augustinisch-Anselmischen System zurückblickt, und dieß nicht an dem ruhigen Orte läßt wo ihm so wohl ist? Die meisten dieser Lehren sind, nahe betrachtet, wirklich nicht das wo-

für sie der Verfasser ansieht; wenigstens sind sie's nicht im Vortrage besserer ältern und neuen Theologen, und gewiß nicht im Munde der Schrift, die uns endlich der erste Theolog seyn muß. Auch nach der Geschichte sind die Dogmata nicht so gestanden wie sie der Autor vorstellt, und den besten Gesichtspunkt zur Anwendung hat er ihnen nicht gegeben. Vom alten Testament hält der Verfasser so wenig daß manche Ausdrücke darüber ärgerlich sind, selbst wenn er dasselbe auch nur als zubereitende Geschichte zur Erscheinung Christi betrachten wollte. Auch als solches verdient es studirt zu werden; denn Christus studirte es, und in jeder weltlichen Wissenschaft hält man die genesische Geschichte, die zu- und vorbereitenden Schritte zum System für den wahren Kern der Entdeckungen, für die bildendste, lehrreichste Lectüre. Im Schimmer der Morgenröthe und bei jedem Schritt der steigenden Sonne gibt's Regungen und Schönheiten der Natur, die bei der höchsten Mittagshöhe nicht sind; durch jene muß das Auge auf diese bereitet und fortgeführt werden. Warum, warum ließ uns Gott diesen ganzen Gang einer lebendigen Geschichte? etwa weil sie unnütz war? und sollte sie unnütz seyn, weil dieser und jener sie nicht benutzen mag, und dessen nicht werth findet? Bezieht sich nicht alle Folge auf die Vorzeit, sowie die Vorzeit auf die Folge und alle Theile eines Gebäudes auf einander? Und sollte man die Gestalt, selbst den Zweck Christi recht sehen können, wenn alle Anstalten und Zubereitungen auf ihn in den Schatten gedrängt würden? — Auch des Verfassers Classification der Documente des Christenthums mache niemand irre; sie sind nicht so verschieden als er sie angibt. Diese und andere Aeußerungen der Art gehörten alle zu seinem eigentlichen Zwecke wenig. Da dieser eigentlich nur philosophische Moral seyn soll, warum stand diese nicht allein? warum mischte sie sich in die Geschichte und in ein System das nur aus Ge-

schichte besteht und auf ihr ruhet? Uebrigens schätze ich den Scharfsinn und Vortrag des Verfassers sehr, so daß ich, was er versprochen hat, Unterrichts- und Lehrbücher in mehrern Wissenschaften (nur nicht theologischen Inhalts), von ihm wünsche. Nicht theologischen Inhalts, denn das eigentliche System der Schrift hat, dünkt mich, das Buch nicht berührt, viel weniger umgestoßen oder etwas an die Stelle gesetzt was in jenem nicht ursprünglicher, besser, kräftiger erschiene.